II 70171

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. — Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Ein weiblicher Sultan.

Erster Band.

Ein weiblicher Sultan.

Historischer Roman

von

Sacher-Masoch.

Erster Band.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

834Sa1
Y5

Exchange
MAR 2 1948

JUL 15 1954 MS

Die Tochter Peter des Großen.

Erstes Kapitel.

Der Eispalast.

Im Jahre 1739 war ein ungewöhnlich früher Winter eingetreten, dessen Strenge sogar in Rußland seit Jahrhunderten beispiellos war. Vögel fielen erfroren aus der Luft herab, Schildwachen fand man am Morgen erstarrt, Niemand wagte sich mehr nachts allein aus dem Hause. Die außerordentliche Dicke, welche das Eis erreichte, gab dem übermüthigen Günstling der Czaarin Anna, Herzog Biron, willkommenen Anlaß, der Welt ein noch nie gesehenes Schauspiel zu bieten.

Er ließ in Petersburg auf der schimmernden Decke der Newa einen an die Märchen des Orients mahnenden Eispalast erbauen. Unter der Leitung des Kammerherrn Taticev wurde anfangs November damit

angefangen, und schon hatte das seltsame Gebäude eine beträchtliche Höhe erreicht, als der gefrorene Fluß sich unter der Last zu senken begann. Man schrieb dies dem Thauwetter zu, das für wenige Tage eintrat, da man gewohnt war, auf der Eisdecke der Newa, ohne jede Gefahr, tausende von Soldaten manövriren und Geschütze abfeuern zu sehen.

Auf Befehl Biron's wurde der Bau im December auf dem festen Lande zwischen dem von Peter dem Großen errichteten Fort der Admiralität und dem jetzigen Winterpalaste von Neuem begonnen und rasch in der zweiten Hälfte des Jänner 1740 seiner Vollendung zugeführt.

Aus dem Eise der Newa wurden die nöthigen Quadern ausgehauen und nach allen Regeln zusammengefügt, statt des Mörtels bediente man sich des Wassers aus dem Flusse, das sogleich fror und die ungewöhnlichen Bausteine fest verband. Die Länge des Eispalastes betrug zweiundfünfzig, die Breite sechszehn, die Höhe zwanzig Fuß. Das Dach, gleichfalls aus Eis, lag schwer auf den Mauern desselben, ohne sie jedoch nur im Mindesten zu gefährden.

Am Abende des einundzwanzigsten Jänners 1740 saß nicht weit vom Kloster der Mönche des heiligen Alexander Newski ein alter russischer Bauer, einen

schmutzigen alten Schafspelz über dem bloßen Hemde, die mit schlechtem, ungeschorenen Tuche bekleideten Beine in zerrissenen Stiefeln von rohem Leder und murmelte Gebete, welche auf ein Haar Verwünschungen glichen, denn er seufzte dabei tief auf, schlug sich die Brust mit den Fäusten und schrie von Zeit zu Zeit zum Himmel empor in wilder Ungeduld, daß man ihn dort oben nicht hören wollte.

Mitleidig näherte sich ein Soldat der Preobrasenskischen Garde und schlug ihm kräftig auf die Schulter. „Nun, was hast Du, Väterchen? Was will Dir nicht von Statten gehen?"

„Ach! Meine morschen Füße wollen mich nicht mehr tragen, Herr Soldat", erwiderte der Muzik, „bin hereingekommen das merkwürdige Haus anzusehen, das die Deutschen, wie man erzählt, aus purem Wasser aufgebaut haben! Sind Teufelskerle, diese Deutschen, aber es scheint, als sollte ich meine Neugier mit dem Leben büßen, meine alten Füße sind mir erfroren von der grausamen Kälte, deren sich kein noch so alter Mensch erinnern kann; komme nicht mehr von der Stelle."

„Wollen's versuchen, Väterchen." Der Gardist richtete den Greis auf und half ihm einige Schritte fort, dann begann der Halberstarrte von Neuem zu jammern.

„Es geht nicht, der heilige Nikolaus hat mich ganz verlassen, man möchte glauben, daß die deutschen Heiligen im Himmel unsere russischen Heiligen verdrängt haben, wie die Deutschen uns Russen hier in unserem eigenen Lande. Schlimme Zeiten, Herr Soldat."

„Warte, Alter", sagte der Gardist, „wir wollen auf einen der Schlitten aufsteigen, die hier mit klingenden Schellen vorbeifliegen."

„Wer läßt uns aufsteigen", murmelte der Muzik mißtrauisch, „etwa der mit dem großen Stern, der da vorbei kommt?"

In einem bescheidenen Schlitten saß ein Mann mit finsteren ehernen Zügen, über dem großen Mantel, in den er gewickelt war, glänzte ein goldener Uniformkragen und auf der linken Seite blitzte ein Ordensstern.

Der Soldat machte Front und salutirte; als der finstere Mann vorbei war, sagte er leise: „Von dem ist freilich kein gutes Wort zu erwarten, das ist einer von den Fremden, die uns so hart bedrücken, seit unser großer Czaar Peter dahin gegangen ist. Das war der Minister Graf Ostermann, die rechte Hand der Kaiserin und des Herzogs."

„Siehst Du", seufzte der Alte, „für unsereins gibt es keinen Schlitten und keine Hilfe. Aber was

kommt dort für ein überirdisches Wesen? Sollte es die Czaarin sein?"

„Das ist die Großfürstin Elisabetha Petrowna", rief der Soldat, „ich kenne ihre Rappen auf eine Meile weit, jetzt ist alles gewonnen, die nimmt uns auf."

„Die Großfürstin, wo denkst Du hin, die jagt uns mit der Peitsche", sprach der Bauer, „aber schön sitzt sie da wie ein weißer schimmernder Engel."

„Sie ist ebenso gut als schön", erwiderte der Gardist, „eine echte Russin, nichts Fremdländisches an ihr, die rechte würdige Tochter Peter des Großen, die hat ein Herz für uns armes Volk, sollst gleich die Augen aufsperren, Väterchen." Der Soldat winkte von Weitem schon dem fürstlichen Gefährte, das wie auf Flügeln über die Schneebahn daher kam.

„Heilige Mutter, wie wird das enden!" rief der Bauer.

Schon schnaubten die schwarzen ukrainischen Pferde ganz in ihrer Nähe; in einem Prachtschlitten, welcher einen schwarzen Schwan darstellte, saß in dunklen Bärenfellen, vom Kopf bis zum Fuß in schneeweißen köstlichen Hermelin gekleidet, ein junges schönes Weib, wie es schien, von kaum mehr als zwanzig Jahren, auf dem stolzen Haupte mit dem weiß gepuderten Haare eine Kosakenmütze von Hermelin.

„Halt an", rief sie dem hübschen kräftigen Manne zu, der in der Uniform der Preobrasenskischen Garde vor ihr saß und die muthigen Renner kaum zu zügeln vermochte.

„Was wollt Ihr", schrie dieser die Beiden an.

„Hier ist ein alter halb erfrorener Mann, Elisabetha Petrowna", rief der Soldat. „Erbarme Dich, Mütterchen, und laß uns rückwärts aufsteigen."

„Kommt nur", erwiderte die Großfürstin mit jenem gütigen Lächeln, das so unwiderstehlich war und ihr längst alle Herzen des Volkes erobert hatte.

„Gott lohne es Dir", rief der Muzik und stieg mit Hilfe des Soldaten, der sich neben ihn stellte, hinten auf den Schlitten der Prinzessin, welcher im nächsten Augenblicke wieder pfeilschnell davonflog.

Ein Trupp Soldaten von den in Petersburg liegenden Garderegimentern, hatte der eigenthümlichen Scene zugesehen und grüßte jetzt die Großfürstin mit lautem Zuruf.

„Das wäre ein Czaarin, die sollte uns regieren", begann dann ein alter Korporal, ihr nachblickend, „mit ihr würden die Zeiten Peter des Großen zurückkehren, alte gute Zeiten, wo noch der Russe Herr war in seinem eigenen Hause."

„Und doch hat Peter diese Fremden zuerst in das Land gezogen", bemerkte ein anderer Soldat.

„Mit Recht", fiel ein dritter ein, „damit wir aus ihren Künsten und ihren Wissenschaften Nutzen ziehen, von ihnen lernen, nicht aber damit sie uns beherrschen und niederdrücken, diese Hungerleider, die zu Hause kein Brod finden konnten und hier bei uns süße Kuchen essen. Hat nicht der große Czaar selbst das erste Boot gebaut, als ein Vorbild für uns Russen? Ein Zeichen, daß er an den Fremden geachtet hat, was an ihnen zu achten ist, und ihnen nachgeeifert, wo es gut war, aber er ließ sich keinen über den Kopf wachsen, keinen Holländer und keinen Franzosen, am wenigsten aber einen Deutschen, die jetzt gleich habgierigen Raben in unsere Saaten gefallen sind. Gott besser' es."

„War das nicht Subin, der die Pferde der Großfürstin lenkte?" fragte der alte Korporal.

„Ja, es war Subin", antworteten mehrere zugleich.

„Der hat sein Glück gemacht, der Schlingel", lachte ein hübscher Tambour, „die Großfürstin hat ihn zu ihrem Zahlmeister ernannt, und wenn man den Leuten glauben darf —"

„So ist er ihr Günstling", fiel der Korporal ein, „nun, was ist da übles daran, sie geben ihr keinen

Mann, die am Hofe, aus Furcht, versteht ihr, daß sie dann etwas gegen sie unternehmen könnte, denn sie hat das erste Recht auf den Thron. Soll sie nun ihr Leben vertrauern, solch' ein Weib, zur Herrschaft, zur Liebe geschaffen? Mindestens hat sie keinen deutschen Stallknecht gewählt, wie die Kaiserin Anna, sondern einen Russen und einen aus unseren Reihen."

Während die Soldaten in dieser Weise der Großfürstin Elisabeth ihr urwüchsiges Lob spendeten, war der Schlitten derselben in der Nähe der Admiralität angelangt und hielt jetzt vor dem Eispalaste.

Die schöne Frau sprang mit der ihr eigenthümlichen Vereinigung von Elasticität und Majestät aus den dunklen Bärenfellen auf den Schnee und schritt, während ihr Begleiter die Zügel der Pferde einem nahestehenden Soldaten übergab und ihr rasch folgte, auf das märchenhafte Gebäude zu, vor dem sie bewundernd stehen blieb.

Es war jetzt vollkommen fertig und zeigte die harmonische Schönheit und feinsinnige Ausschmückung vorgeschrittener Baukunst. Jeder der Eisquadern war nicht allein regelrecht behauen, sondern auch mit geschmackvollen Verzierungen versehen. Die Fenster und die Thüre waren im antiken Style eingefaßt, über der letzteren prangte ein herrliches Frontispice mit erhabener

Bilderarbeit und Statuen aus Eis. Zu beiden Seiten desselben lief eine Galerie, das Dach umsäumend, deren viereckige Pfeiler und auf der Drehbank gearbeitete Docken aus demselben ungewöhnlichen Materiale waren.

Ein Geländer aus Eisstäben und viereckigen Zwischenpfeilern, sämmtlich mit erstaunenswerther Regelmäßigkeit gearbeitet, umgab den ganzen Palast. Zu beiden Seiten des Einganges lagen zwei Delphine von Eis, welche aus ihren weitgeöffneten Rachen brennende Naphta, gleich feurigem Wasser, auswarfen und dem ganzen, wie Krystall, durchsichtigen Gebäude, ein geradezu feenhaftes Aussehen gaben. In einer Linie mit denselben standen vor dem Geländer sechs Kanonen und zwei Mörser, die ersteren in der Größe von Sechspfündern, die letzteren in jener achtzigpfündiger Bombenkessel; Röhre, Lafetten und Räder, alles aus Eis auf der Drehbank gearbeitet.

Während Elisabeth mit fast Kindlicher Freude, ihren Begleiter, den Sergeanten Subin, auf alle die reizenden Details des Eispalastes aufmerksam machte, näherte sich ihr plötzlich ein hoher, prächtig gewachsener Mann mit schönen gebieterischen Zügen, welcher über den hohen schwarzen Stiefeln und den knappen weißen Beinkleidern einen kostbaren kurzen Pelz aus grünem Sammet mit Zobel gefüttert und reich verbrämt trug.

Er nahm seinen, mit weißem Federflaum geschmückten dreieckigen Hut tief ab und verneigte sich mit graziöser Ehrerbietung.

„Welche angenehme Ueberraschung", begann er in schönem Deutsch, „unser schwieriges Werk könnte nicht glänzender belohnt werden, als daß die Augen der schönsten Prinzessin demselben die Weihe geben. Sie sind die erste Dame, kaiserliche Hoheit, welche mich hier Angesichts meines vollendeten Wunderbaues beehrt. Aber wollen Sie nicht mit mir in das Innere treten?"

„Sehr gern, mein lieber Herzog", erwiderte die Großfürstin mit ihrer sanften, klangvollen Stimme, deren wunderbarer Ton gleich einem Lichtstrahl in jede noch so finstere, verschlossene Menschenseele fiel. Sie nahm ohne alle Umstände den Arm Biron's, denn dieser allmächtige und sonst so hochmüthige Günstling der Kaiserin Anna war es, der ihr so liebenswürdig entgegen gekommen war und stieg mit ihm die Freitreppe des Eispalastes empor, während der Herzog, der sich ebensowenig wie alle Anderen dem Zauber ihres Wesens entziehen konnte, zuvorkommend den Erklärer machte. Sie traten zusammen in ein kleines Vorhaus, welches auf jeder Seite ein Gemach hatte, auf das Beste eingerichtet, nur fehlten die Plafonds, man erblickte über

sich das Dach, durch welches das blaue Licht des Mondes magisch hereinfiel.

Der Herzog machte die Prinzessin vor Allem auf die Fenster aufmerksam, welche die dünnsten Eisplatten, gleich dem schönsten Glase durchsichtig, als Scheiben hatten. Hunderte von Lichtern brannten in den Lüstres und auf den Eiscandelabern, welche vor den riesigen Wandspiegeln standen, den ganzen Raum hell erleuchtend. Die ganze reiche Einrichtung, Tische mit Uhren und Leuchtern, Divans, Tabourets, Stühle und Schränke der Credenztisch mit dem reizenden Service, Gläser und Theegeschirr, alles war aus Eis gefertigt und in lebhaften Farben, gleich Porcellan von Sevres, kunstvoll bemalt.

Am meisten staunte Elisabeth über den Kamin, in welchem Holz aus Eis lag, das mit Nafta überstrichen, zu brennen schien, und über das reizende Himmelbett, dessen durchbrochene Eisvorhänge kunstvolle Brüsseler Spitzen zu sein schienen.

„Es ist alles so einladend", sagte sie, „daß die verwöhnteste Dame hier mit Vergnügen wohnen könnte, nur würde es etwas kalt zum Schlafen sein."

„O! ich bin überzeugt", entgegnete Biron rasch, in dem frivolen Ton jener Zeit, „daß ich nicht erfrieren würde, wenn Sie, Prinzessin, mit mir dieses

Lager theilen wollten, Gott Amor würde dafür sorgen, daß das ewige Feuer der Liebe nie erlöschen würde."

Elisabeth lächelte, denn ihrer Eitelkeit schmeichelte jede Huldigung, auch die derbste.

Den Eispalast verlassend, führte sie Biron nun zu den Eispyramiden, welche vor demselben standen und in ihrer Höhlung mit grotesken Figuren bemalte erleuchtete Laternen trugen, welche sich langsam drehten. Zwischen denselben und dem Gebäude standen Blumentöpfe mit exotischen Gewächsen und Orangenbäumen aus Eis, sowie ein paar Tannen, auf deren Zweigen Vögel aus Eis saßen, welche bei der glänzenden Beleuchtung wie aus großen Diamanten gedrechselt erschienen. Rechts vom Palaste erblickte die Großfürstin einen großen weißen Elephanten, auf dessen Rücken ein Perser saß. Das riesige Thier spritzte bei Tage aus seinem Rüssel Wasser, bei Nacht gleich den Delphinen brennende Naphta. Links hatte man aus Eis eine echt russische Badestube errichtet, welche sogar zum Heizen eingerichtet war.

Als die Prinzessin dieselbe verließ, trat ein Officier der Garde zu Biron und erstattete demselben eine Meldung, welche derselbe mit offenbarer Befriedigung entgegen nahm.

„Sie sind eben recht gekommen, Großfürstin", wendete sich der Herzog zu ihr, „um einem Schauspiel beizuwohnen, das eben so einzig in seiner Art sein wird, wie dieser Palast, zu dem es in Beziehung steht. Ich bedarf nämlich noch zur Ausschmückung desselben einiger Bildsäulen im antiken Geschmacke und da alle Versuche, dieselben aus Eis zu meißeln, gescheitert sind, bin ich auf den Einfall gekommen, die Mitschuldigen der vor wenig Tagen, wie Sie wissen, entdeckten und gegen mich gerichteten Verschwörung dazu zu benützen."

„Wie das?" fragte Elisabeth naiv.

„Sehr einfach", entgegnete Biron mit einem teuflischen Lächeln. „Ich werde diese edlen Patrioten, meinen größten Feind den Minister Molynski an der Spitze, ausziehen und in jenen Attitüden, welche die Künstler nach antiken Werken angeben, so lange festhalten und mit Wasser begießen lassen, bis sie alle zu Eisstatuen werden."

„Aber das ist ja entsetzlich", murmelte die schöne Frau. „Sie werden die Unglücklichen wohl früher tödten lassen?"

„Nein, schöne Prinzessin", erwiderte Biron, „die Figuren würden sonst nicht jene Weichheit und Rundung bekommen, welche nach den Gesetzen der Schön-

heit unerläßlich sind; ich werde sie also lebendig begießen lassen, auch schon deshalb, um mich an dem Entsetzen und der Todesangst meiner Gegner zu belustigen."

„Sie sind sehr grausam, Herzog", hauchte Elisabeth, der es vor dem rachbegierigen Tyrannen schauerte.

„Gewiß", rief Biron, „und ich erstaune nur, daß Sie es nicht auch sind; Grausamkeit und Wollust sind, wie die Gelehrten behaupten, nahe verwandt, und ein so schönes Weib wie Sie, geschaffen, die Liebe in ihrer höchsten Extase einzuflößen und zu genießen, müßte — so denke ich — auch an Grausamkeit alle anderen Frauen übertreffen."

„Ich weiß es nicht", sagte Elisabeth, nachdem sie einen Augenblick sinnend vor sich hingeblickt hatte, „vielleicht schlummert noch so manches auf dem Grunde meiner Seele, das einst mich und die Welt überraschen soll; aber vorläufig habe ich keine Lust, diesem grauenhaften Schauspiel beizuwohnen. Das Blut müßte mir erstarren, meine ich, wenn ich lebendige Menschen bei dieser mörderischen Kälte mit eisigem Wasser begießen sähe."

„O! warum", lachte Biron, „wenn man selbst,

so wie wir, in einen köstlich warmen Pelz gehüllt ist, läßt sich das ganz gut ansehen.

„Nein, nein", rief die Großfürstin, ihm die Hand reichend, auf welche er respektvoll und zärtlich zugleich seine Lippen preßte. Sie eilte in ihren Schlitten zu steigen und rief Subin, welcher große Lust zeigte, der originellen Execution der zum Tode verurtheilten Verschworenen beizuwohnen. Er zuckte die Achseln und meinte, es habe ja keine Eile.

„Doch Subin", rief Elisabeth, „denn ich will nicht zusehen, wie man Menschen und noch dazu Russen, weil sie ihr Vaterland zu sehr geliebt haben, in so unbarmherziger Weise martert."

„Ich aber will es sehen", sagte der Sergeant mit einem rohen Lachen, „so etwas sieht man nicht alle Tage."

„Ich befehle Dir sofort Deinen Platz einzunehmen" sagte Elisabeth zornig, „wir fahren."

„Wir fahren nicht", sagte Subin trocken.

„Hörst Du nicht, Bursche", wendete sich in diesem Augenblick ein kleiner lebhafter Mann, einfach aber nach der neuesten pariser Mode gekleidet, zu dem Unverschämten. „Beeile Dich."

„Ich habe hier von Niemandem Befehle anzuneh-

men als von meiner Gebieterin", gab Subin frech zur Antwort.

„Gehorche ihr also."

„Sobald es mir gefällt", erwiderte der Sergeant.

„Lieber Lestocq", wendete sich Elisabeth zu dem Manne, den Subin zurechtgewiesen, „fahren Sie mich."

„Ich wage es nicht", sagte Lestocq, der Leibarzt der Großfürstin, ein kleiner schwatzhafter Franzose, voll Geist und Beweglichkeit, „wir würden Beide den Hals brechen."

„Dann fahre ich allein", rief Elisabeth, ergriff die Zügel und schwang die Peitsche.

Schon standen die Opfer Biron's, vollständig entkleidet vor dem Palaste und mußten in dem Augenblicke, wo sie ihrem grauenvollen Schicksal entgegensahen, vor Kälte und Todesangst zitternd, von Grenadieren gezwungen die graziösesten Stellungen einnehmen. Die Großfürstin sah noch, wie man begann Ströme eisigen Wassers, aus der nahen Newa geschöpft, über sie zu gießen, sie hörte sie wimmern und Verwünschungen ausstoßen, und sah Biron in seinem prächtigen Pelze, ein grausames Lächeln um die Lippen dabei stehen und die Henker ermuntern. Dann trieb sie die Pferde an und flog auf ihrem Schlitten davon. Eine unabsehbare Volksmenge stand dabei, den Athem anhaltend in

schauriger Spannung, hie und da hörte man Seufzen dort wo kein Scherge des Tyrannen in der Nähe war auch murren und fluchen.

„Man tödtet sie, weil sie uns von der Herrschaf der Fremden befreien wollten", sagte ein Gardist zu dem anderen, „und wir stehen da und sehen ihren Qualen zu."

„Was sollten wir auch beginnen?" sagte ein Zweiter.

„Mindestens diesen Henkern den Rücken kehren wie es die Großfürstin gethan hat; sie wollte als ein gute Russin nicht zusehen, wie man edle Patrioten in so teuflischer Weise mordet", sagte ein Dritter, „gehen wir auch."

„Das sind diese gepriesenen Deutschen", nahm der erste Soldat wieder das Wort, „welche uns Bildung und Aufschwung bringen sollen. Ich habe sie bis jetzt nur in Qualen und Mißhandlungen erfinderisch gefunden; seitdem diese schwache willenlose Kaiserin Anna oder eigentlich ihr vom Stallknechte zum Herzog erhobener Liebling Biron regiert, und mit ihm seine Creaturen, dieser Ostermann, dieser Münnich, haben wir nur Blut und wiederum Blut auf dem heiligen Boden Rußlands fließen sehen. Was von dem alten Adel nicht geschlachtet worden ist, schmachtet in Si-

birien, vergebens hat die Czaarin mehr als einmal auf ihren Knieen den Herzog gebeten, mindestens ihre Freunde zu schonen. Ihre Thränen haben ihr nichts genützt. Und so ist die Regierung dieser schwachen Frau eine weit blutigere und unseligere, als die des schrecklichsten Tyrannen."

„Ist sie aber nicht auch ruhmreich für uns", rief der zweite Soldat, „haben wir nicht Siege über die Türken erfochten, von denen man in der ganzen Welt mit Bewunderung spricht?"

„Ja! ja", sagte der erste, „aber was haben sie uns genützt! Die gute Czaarin Anna wollte dem großen Czaar Peter nachfolgen und seine Triumphe fortsetzen. Wir haben glorreiche Schlachten gewonnen, aber am Ende nicht allein alle Länder, die wir am schwarzen Meere erobert haben, verloren, sondern auch noch die persischen Provinzen dazu, welche Czaar Peter Rußland gewonnen hat. Schlechte Zeiten! Schlechte Zeiten! Und auch keine Hoffnung auf die Zukunft."

„Wie?"

„Nun freilich, denn wenn die Kaiserin stirbt, was bei ihrem Gichtleiden zu erwarten steht, werden uns wieder Deutsche regieren."

„Wer etwa?"

„Der Herzog von Braunschweig und seine Gemahlin, sagt man."

„Nun, wir werden sehen, noch lebt der Geist Peter des Großen in uns, vielleicht kommt noch eine Zeit, wo er ein Wunder wirkt, das uns von diesem Elend befreit."

„Es müßte ein Wunder kommen", sagte ein alter Gardist, „denn so wie es jetzt steht, ist nichts Gutes zu hoffen. Ich kenne eine einzige Person, die uns retten könnte."

„Und diese wäre?"

„Die Großfürstin Elisabeth, die Tochter Peter des Großen."

Ein lautes entsetzliches Gelächter, an das Lachen der Verdammten mahnend, tönte in diesem Augenblick herüber. Das grausame Werk Biron's war geglückt. Die Eisstatuen wurden aufgestellt und von dem bizarren Despoten mit sichtlichem Behagen betrachtet. Dann kehrte er in seinem Prachtschlitten zu der Kaiserin zurück.

Der Eispalast war vollendet.

Zweites Kapitel.

Zwei Fürstinnen und ein Grenadier.

Am folgenden Morgen fand Lestocq, der Leibarzt der Großfürstin Elisabeth, dieselbe in Thränen gebadet. Sie hatte bereits vollkommen Toilette gemacht, und es machte beinahe einen komischen Eindruck, diese gebieterische Erscheinung, um welche sich Seide und Sammet in fürstlicher Pracht bauschten, welche mit Diamanten übersäet waren, gleich einem Kinde, dessen Laune man nicht erfüllen will, im Schmollwinkel sitzen und weinen zu sehen.

„Was ist Ihnen denn widerfahren?“ begann der kleine Franzose mit seiner gellenden Stimme. „Kaiserliche Hoheit wissen doch, daß ich Ihnen alle Aufregungen verboten habe.“

„Wie soll ich ruhig bleiben“, sprach Elisabeth, die

großen schönen Augen voll Thränen, „wenn man mir nicht gehorcht, ja sogar mich und meine Befehle verhöhnt."

„Wer würde dies wagen?"

„Subin wagt es", sagte Elisabeth, „dieser elende Mensch, den ich aus der Niedrigkeit aufgelesen und so hoch erhoben habe."

„Eben deshalb", antwortete Lestocq, „habe ich Sie nicht oft genug gewarnt, Madame."

„Ja, Lestocq."

„Also? Solche rohe Menschen, wie dieser Herr Sergeant der Preobrasenskischen Garde, dürfen nicht gut behandelt werden, sondern müssen — wenn man sich schon durchaus mit Ihnen amüsiren will — wie Hunde, die man zu seinem Vergnügen dressirt, mit der Peitsche tractirt werden."

„O, wie gern würde ich ihn mißhandeln", rief die Großfürstin, „aber es ist zu spät dazu, er hat keinen Respect mehr vor mir; denken Sie, er trotzt mit mir, weil ich gestern allein fortgefahren bin. Ich lasse ihm vor einer halben Stunde sagen, er möge zu mir kommen. Er kommt nicht. Ich befehle ihm, sich bereit zu halten, um mich in den Palast der Kaiserin zu führen. Er erwidert, ich möchte nur allein fahren, ich kutschire ja selbst so vortrefflich."

„Jagen Sie ihn aus ihrem Dienste!“ schrie Lestocq aufgebracht.

„Das kann ich nicht,“ seufzte Elisabeth, „ich vermag es nicht, ihn zu sehen und gleichgiltig zu bleiben. Er müßte aus Petersburg fort, so daß er mir gar nicht mehr unter die Augen kommt.“

„Das läßt sich ja machen.“

„Nein, Lestocq, denn ich habe einmal diese unglückliche Schwäche für diesen rohen Menschen.“

„Wir werden sehen, ob wir mit diesem Lümmel nicht fertig werden“, sagte der Franzose, nahm seinen Hut und ging hinab. Er fand Subin in der Bedientenstube, wo er mit dem Kutscher und dem Kammerdiener Karten spielte.

„Anspannen“, sagte Lestocq mit erheuchelter Ruhe. — Keiner rührte sich. „Hörst Du nicht, Coquin?“ fuhr der Franzose jetzt lebhafter fort, „Du sollst anspannen.“

Der Kutscher blickte auf Subin.

Da verlor der kleine Wundarzt die Geduld, er sprang auf den Kutscher los, ergriff ihn bei den Haaren und schlug mit seinem Rohrstocke mit aller Gewalt auf ihn los, wobei er immerfort schrie: „Anspannen, Halunke, anspannen!“

Jetzt erhob sich der Kutscher erschrecken und in

wenig Minuten stand der Schlitten der Großfürstin mit den beiden Ukrainern vor dem kleinen Palaste, den sie bewohnte. Subin blieb in der Nähe.

„So, jetzt mache Dich bereit", fuhr Lestocq zu dem Kutscher gewendet fort, „Du wirst die Großfürstin fahren."

„Ich?" erwiderte der Kutscher, „ich dachte —" er blickte auf Subin.

„Doch nicht dieser Mensch da!" fiel Lestocq ein, den Sergeanten mit einem verächtlichen Blick streifend. „Solche Subjecte stehen heute in Gunst, morgen nimmt sich Niemand die Mühe, sie nur mit dem Fuße wegzustoßen, Subin ist bei der Großfürstin in Ungnade gefallen, er wird sie nicht mehr fahren."

„Das wollen wir doch sehen!" rief der übermüthige Günstling, ergriff die Zügel und schwang sich auf den Bock.

Lestocq lächelte, er hatte seine Absicht erreicht und kehrte zu der Großfürstin mit der Meldung zurück, daß Subin mit dem Schlitten bereit sei. Elisabeth reichte ihm erfreut die Hand. Lestocq küßte dieselbe und gab ihr dann galant den Pelz um, in den das schöne verliebte Weib mit geschmeidiger Grazie schlüpfte.

Als sie im Schlitten saß, ließ Subin die lange Peitsche knallen und traf mit derselben zugleich den

Rücken des kleinen Franzosen. Das wilde Gespann raste davon, während Lestocq schäumend vor Wuth dem frechen Emporkömmling nachrief: „Das sollst Du mir büßen, Elender!"

Als die Großfürstin bei der Kaiserin eintrat, fand sie bereits ihren ganzen Hof um dieselbe versammelt, alle Anwesenden waren seltsamer Weise in Pelze gehüllt, bereit an die offenen Fenster und auf die Balcone zu eilen, denn man sah einem jener bizarren Schauspiele entgegen, welche die erfinderische Grausamkeit Biron's zur Belustigung seiner kaiserlichen Sklavin von Zeit zu Zeit zu arrangiren liebte.

Die Czaarin Anna, eine große wohlbeleibte Dame, mit gemeinen, aber gutmüthigen Zügen, saß, die Füße in kostbare Felle gehüllt, auf einem Rollstuhl und wickelte sich fröstelnd in einen großen rothsamtenen Hermelinpelz. Die Großfürstin eilte auf sie zu und kniete gleich einem bevorzugten Kinde vor ihr nieder, ihre Hände küssend, während die Lippen der von der Gicht gefolterten Czaarin zärtlich ihre schöne Stirne berührten.

„Schön, daß Du kommst Lise", sagte sie in ihrem breitem kurländischen Deutsch, „Dein freundliches Gesicht macht mich jedesmal heiter, ich wollte, Du wärst immer um mich, und wie gut Du heute aussiehst, das

Pelzwerk, das uns alle so plump macht, kommt Dir zu statten, es macht Dich üppig und majestätisch sogar. Ach! wie ich noch so jung war!"

„Nun wie geht es?" fragte Elisabeth, noch immer vor ihr knieend, „ich hoffe, besser."

„Besser, aber doch nicht gut, o! diese grausame Gicht", seufzte die Czaarin. „Du bist so gesund, ich könnte Dich beneiden, wenn ich Dich nicht so lieb hätte."

Wirklich war die Kaiserin Anna der jungen schönen Großfürstin mit aller Liebe zugethan, deren ihr apathisches Wesen fähig war, wozu die überlegene Bildung der Letzteren nicht wenig beitrug. Wenn auch Anna nicht gleich der Mutter Elisabeth's, Katharina I., welche weder lesen noch schreiben konnte, in die Lage kam, von derselben alle Regierungsakte in ihrem Namen signiren zu lassen, so hatte sie doch erst in späteren Jahren von Ostermann, den sie nur deshalb so hoch hielt, lesen und ihren Namen schreiben gelernt. Wie viel sie auf Bildung hielt, beweist einer ihrer Ukase vom Jahre 1737, welcher allen jungen Edelleuten bei Strafe befahl, lesen, schreiben, rechnen und tanzen zu lernen.

Elisabeth's Kenntnisse reichten nun über dieses heutige Schuljungenniveau weit hinaus, sie tanzte wie

eine junge Bacchantin, las, schrieb und sprach geläufig russisch und deutsch und sogar etwas französisch, und war selbst ein wenig in der Geographie und Geschichte zu Hause, vor allem spielte sie aber trefflich Klavier und hatte eine nach der besten italienischen Methode gebildete prachtvolle Singstimme.

Wenn die reizende junge Frau, welche die ganze Munterkeit ihrer Mutter Katharina geerbt hatte, zu ihren Füßen saß und ihr vorlas oder, sich selbst auf dem Klavier begleitend, ihre schönen Lieder sang, dann war die Kaiserin vollkommen selig und da sie kinderlos war, zweifelte Elisabeth keinen Augenblick, daß sie von ihr zur Erbin ihrer Krone ausersehen sei.

Um so furchtbarer war ihre Enttäuschung, als die Kaiserin sie zärtlich streichelnd fortfuhr: „Ueberhaupt bist Du sehr glücklich, Du kennst die Sorgen und Qualen der Regierung nicht und wirst sie nie kennen, Dein ganzes Leben wird dem Vergnügen geweiht sein und" — schloß sie leise — „der Liebe."

„Und ich würde es so gern meinem Vaterlande, meinem Volke weihen", sagte Elisabeth rasch, „meine Tage verfließen einförmig, ohne Bedeutung, wie jene einer Kaufmannsfrau, die nur da ist sich zu putzen; welches Gefühl kommt jenem gleich, ein großes Reich nach seinem Willen zu lenken, Glück und Unglück von

Millionen in seinen Händen zu haben, Thaten zu verrichten, welche unsern Namen unsterblich machen in den Büchern der Geschichte!"

„Schöne Einbildungen, von denen Du nur zu bald zurückkommen würdest", seufzte die Czaarin. „Wir armen Frauen sind nicht da, um zu herrschen, die Männer verstehen es, uns zu unterjochen, wir mögen den Sarafan der Bäuerin tragen oder den Hermelin der Herrscherin."

„Im Gegentheil", rief Elisabeth, „wenn ich regieren würde, müßte mir das Scepter zu einem Zauberstabe werden, der mir jeden noch so überspannten Wunsch erfüllt und was die Männer betrifft, so würde ich jeden zu meinem Sklaven machen."

„Etwa so wie Subin", sagte die Czaarin leise.

Elisabeth wurde purpurroth und schwieg.

„Glaube mir", fuhr die Kaiserin fort, „wünsche Dir ja nie den Hermelin anders, denn als eine gebührende Zierde Deiner hohen gebietenden Schönheit zu tragen; Du bist jetzt sorglos und heiter, dann würdest Du erfahren, was schlaflose Nächte sind, wenn uns aus dem Dunkel der Nacht Gespenster aufsteigen und uns anklagen." Der Kaiserin schauerte es. „Genug davon. Ich bin nicht Schuld, aber das Blut, das Biron vergießt, schreit wider mich

und steigt zu mir empor und droht mich manchmal zu ersticken."

Eine lärmende Janitscharenmusik entriß zu rechter Zeit die unglückliche Frau ihren entsetzlichen Träumen.

„Der Hochzeitszug kommt", rief die Großfürstin und sprang gleich einem ausgelassenen Kinde in die Höhe und dann auf den Balcon hinaus. Die Kaiserin, welche von der Gicht halb gelähmt sich nur schwerfällig und ungern bewegte, wurde von zwei Kammerherren, diesen hochadeligen Bedienten der Monarchen, langsam hinausgerollt, die Herren und Damen des Hofes umgaben theils die beiden fürstlichen Frauen, theils eilten sie an die Fenster.

„Es ist das erste Mal, daß ich mit Biron einverstanden bin", sagte die Czaarin, „einem Verbrechen, wie es dieser Fürst Galicin begangen, würde sogar noch eine weit empfindlichere Züchtigung gebühren."

„Was hat er denn eigentlich begangen?" fragte Elisabeth Petrowna.

„Er ist im Auslande zur römischen Kirche übergetreten", erwiderte Anna mit dem Ausdruck höchster Empörung, „ich hätte ihm nach dem Gesetze knuten lassen oder nach Sibirien senden können, aber Biron, der wie Du weißt, ein unermüdlicher Spaßmacher ist —"

Elisabeth dachte an die gestrige Nachtscene und schauerte.

„Biron", fuhr Anna fort, „hat eine weit lustigere Strafe für ihn ersonnen, um mit einem Schlage diesen ganzen altrussischen Adel, der uns so übel gesinnt ist, zu demüthigen. Der stolze Fürst Galicin muß ein gemeines Wäschermädchen heirathen. Ist das nicht kostbar? Zu dieser Hochzeit mußte jede Nation unseres Reiches einige Paare entsenden, welche auf unsre Kosten neue Nationalcostume erhielten und nach dem Umzuge, einem festlichen Mahle und Balle muß Galicin die Hochzeitsnacht mit seiner Wäscherin in dem Eispalaste feiern."

„Sie werden ja erfrieren!" sagte Elisabeth erschrecken.

„Ah! man wird ihnen Decken und Kissen und Pelze geben", entgegnete die Czaarin, „es wird einen herrlichen Spaß geben. Aber da kommen sie."

Eine Musikbande eröffnete den Zug.

Die beiden Neuvermählten, der Fürst, ein noch schöner Mann von vierzig Jahren, und das hübsche Mädchen aus dem Volke, dem in dem kostbaren Pelze, mit dem sie auf Befehl der Kaiserin bekleidet worden war, Niemand die Wäscherin angesehen hätte, folgten auf dem Rücken eines Elephanten. Dann kamen die

Paare im Nationalcostum, im Ganzen dreihundert Personen, alle Stämme des riesigen Rußlands waren vertreten. Es fehlten weder die Maloruſſen mit ihren hohen schwarzen Lammfellmützen, noch die Baschkiren in ihren rothen Röcken, den Moldauern, welche in ihren langen pelzbesetzten Kaftanen Türken glichen, folgten Bulgaren, Albanesen, Arnauten, Bucharen, Tartaren, Perser, Kalmücken, Kirgisen, Sämojeden, Griechen, Kosaken vom Ural und vom schwarzen Meere, Ungarn, Armenier, Deutsche, Zigeuner, Indier, Tschuvaken, Nogaier, Turkomanen, Ostiaken. Einige ritten auf Kameelen, die Tunguſen auf Rennthieren, die Kamtschadalen saßen in ihren von Hunden gezogenen Schlitten, während andere Böcke, Ochsen und sogar Schweine vorgespannt hatten.

Sie zogen durch die Hauptstraßen von Petersburg nach Biron's Reitschule, wo sie auf Kosten der Czaarin bewirthet wurden, jede Nation mit ihren Lieblingsgerichten. Dann folgte der Ball, auf welchem jedes der eigenthümlichen Paare seinen Nationaltanz zum Besten gab. Das Ganze in seinem bunten Gemenge von Physiognomien, Gestalten, Trachten und Sitten war ein vollkommenes Märchen, ein Schauspiel, wie es nur ein Weltreich, nur Rußland bieten kann.

Zuletzt wurden die Neuvermählten in den Eispa-

last geführt und vor demselben Wacher
damit sie denselben vor dem Morgen n
konnten.

Als die Großfürstin, müde von all
Scenen des originellen, nie dagewesenen
Hause zurückkehren wollte, fehlte Subin
fragte sie alle Welt nach ihm. Niema
gesehen haben. Ein kaiserlicher Kutscher
Platz eingenommen und fuhr Elisabeth in i

Am folgenden Tage war die erste Fr
zessin: „Wo ist Subin?"

„Er ist seit gestern Abend nicht r
kehrt", lautete die Antwort.

Die Großfürstin sendete alle ihre Le
suchte den Deserteur in Kasernen und
der Promenade und bei dem Eispalaste
er war nicht zu entdecken. Elisabeth
nachdem er auch in den nächsten Tag
Vorschein kam, an die Polizei. Auch di
im Stande, ihn aufzutreiben.

Trostlos kam die Großfürstin eine
Czaarin. „Was ist Dir, mein liebes
diese besorgt, „Du siehst ja förmlich verst

„Mein Zahlmeister ist verloren gega
Elisabeth.

übsche Grenadier, wie hieß er doch?"
"
ıbin", sagte Anna, „ich denke, Du kannst
ß Du von ihm befreit bist."
äre ich nur über sein Schicksal beruhigt",
ßfürstin, „aber am Ende ist er ermordet

ge Dich nur", lächelte die Czaarin, „er
ndet sich ganz wohl."
— Wo ist er denn?"
ist in diesem Augenblick bereits ziemlich
Wege nach Sibirien."
Sibirien? Mein Gott, was hat er denn
chrie Elisabeth auf.
roh gegen Dich, mein Kind, ist das nicht

habe ihn doch lieb gehabt", seufzte Eli=

mir deshalb nur nicht gleich das Köpf=
beschwichtigte sie die Czaarin, „es gibt
adiere genug auf der Welt."
nen, der so hübsch ist", seufzte die Groß=

Drittes Kapitel.

Die schönste Frau Rußlan

Am ersten Tage, wo ihr Subin's
bekannt wurde, hatte sich Elisabeth in i
eingesperrt und geweint, am zweiten
ließ noch immer Niemand vor, nicht e
der sonst zu jeder Stunde Zutritt hatt
Tage begann sie sich entsetzlich zu langr
sich mindestens zehnmal an, um jedesr
kostbaren Gewänder zornig herabzureiße
gen des vierten Tages lächelte sie ihre
zum ersten Male wieder an, befahl dan
satteln und machte Toilette mit der ga
einer Kokette von Metier, welche auf Ero
geht. Als sie zu Pferde saß in dem w
kleide von Pensséesammet, über dem sie e

umschließende Jacke von gleichem Stoff,
ermelin gefüttert und ausgeschlagen trug,
ütze von demselben kaiserlichen Pelzwerk
ßen Toupée, mußte ein Jeder, der sie sah,
des Volkes recht geben, welche sie die
u Rußlands nannte. Sie wußte es und
niger stolz und eifersüchtig darauf, als die
dem Märchen von Schneewittchen. Mit
der zur Huldigung herauszufordern schien,
Niene, welche von Jedermann Anbetung
rengte sie aus dem Thore ihres Palastes
von einem ihrer Kosaken zu Pferde be=

durch die Hauptstraßen der Residenz,
n Vornehmen, die in phantastisch geformten
eiflogen, wie von den gemeinsten Leuten
Soldaten mit Achtung und Sympathie
Zeit zu Zeit ließ sie ihr schönes Auge
auf einem hübschen Manne haften, we=
and noch Anzug nur im mindesten beach=
ge wohlgebildete Geflügelhändler oder Li=
r fand mehr Beifall bei ihr, als der häß=
An dem Ufer der Newa angelangt, spornte
und trieb es mit der Reitgerte an, bis
m Dämon, mit seinen Hufen Funken

schlagend, dahinraste; plötzlich sprang de
und sie glitt unter den Bauch des schäun
res hinab, in Gefahr, von demselben
werden.

Ehe die kühne Frau jedoch zur Besi
ben kam, war ein schöner eleganter Mas
Pferde entgegen kam, dem ihren in die Z
hatte es zum Stehen gebracht, und in
absprang, Elisabeth aus ihrer verzweifel
freit. Während er sie aufhob, ruhte si
genblick an seiner Brust und ihr Herz
gegen das seine. Merkwürdiger Weise da
an den schrecklichen Tod, dem sie entronn
an die für sie gewiß noch entsetzlichere G
sie sich befunden, für ihr ganzes Lebe
und entstellt zu werden, der erste Blic
schönen Augen galt ihrem Retter.

Sie erkannte in ihm den Grafen
Oberhofmarschall der Kaiserin Anna, ein
sie bis jetzt kaum beachtet hatte. Wie de
ihr durch den Sinn, daß er einst der beg
haber ihrer Mutter Katharina I. gewesen
ihn jetzt, wo ihr Haupt auf seiner Sch
sie halb furchtsam, halb neugierig zu ihn
mit einem Male ebenso schön als vor

ährend sie einige Worte des Dankes stam-
der sie bezaubernde Mann vor ihr mit
ute und erklärte ihr, wie unendlich glück-
hätte, der Tochter der unvergeßlichen Ka-
Dienst erwiesen zu haben. Zugleich bot
Pferd an, das sie mit dem liebenswür-
in annahm. Sie zögerte auch keine Se-
fuß auf seine Hand zu setzen, welche er
tgegenstreckte und schwang sich so in den

ie, Graf", sagte sie dann rasch, „Sie
zu Fuße gehen. Nein das geht nicht.
das Pferd meines Kosaken und begleiten

lde verneigte sich und gehorchte. Wäh-
t ihr Pferd am Zügel führend, langsam in
Großfürstin zurückkehrte, ritt der Marschall
längs dem Admiralitätsgebäude hin. Die
saß jetzt wie ein Mann im Sattel und
eser Stellung, welche manche Andere ge-
ich gemacht hätte, doppelt reizend. Sie
d im Schritte gehen, offenbar um recht
ngezwungen mit Löwenwolde plaudern
Als sie endlich vor ihrem Palaste anlang-
, ihm herzlich die Hand reichend: „Ich

will Sie jetzt öfter bei mir sehen, Graf, v
mich wohl, ich nehme keine Entschuldigu
Staat und der Hof dürfen schon manchma
wenn es gilt, den Willen einer Dame"
dabei im Stillen „der schönsten Frau F
„zu erfüllen."

„Ihr Wunsch ist mir willkommener S
liche Hoheit", erwiderte der Graf, und n
die kleine Hand der Prinzessin an sei
führen.

„Nicht doch", rief Elisabeth in ihre
naiven Weise, indem sie dieselbe lebh
Dann streifte sie den feinen gelben Stu
ab und hielt ihm ihre schöne zarte Har
jetzt küssen Sie."

Nachdem Löwenwolde, von der Lie
der fürstlichen Schönen entzückt, wiederh
ihre Hand geküßt hatte, neigte er sich ti
stieg sein Pferd und sprengte davon.

Sie sah ihm lange nach und als e
bog, winkte sie ihm noch mit ihrem Ta

Dann nahm sie die Schleppe ih
über den Arm und sprang die Trep
rect in das Zimmer ihrer Vertrauten,
Frau von Kuriakow. „Ach! Katinka",

klich, ich kann Dir gar nicht sagen, wie
bin."
n Kuriakow staunte die Großfürstin sprach-

wunderst Dich?"
That."
greifst nicht, wie ich heute lachen kann,
noch gestern geschmollt und vorgestern
ch geweint habe", fuhr Elisabeth fort;
genblick hat Alles geändert, ich bin der
bar, daß sie Subin nach Sibirien ge-
d auch Lestocq, denn ich bin überzeugt,
azu beredet hat; ich habe einen Mann
, Katinka, gegen den Subin nur ein ge-
st, keinen Grenadier, sondern einen Edel-
Art Ludwig des Vierzehnten, oder ei-
be ihn lange schon gekannt, aber heute
ordentlich gesehen und gesprochen und
klich in ihn verliebt."
ist der Glückliche?"
wenwolde."
liebt Sie gleichfalls?"
ke, das versteht sich von selbst", sagte
mit unbeschreiblichem Vergnügen in dem
piegel betrachtend. „Bin ich nicht eine

Prinzessin? Nennt man mich nicht die sc
Rußlands?"

„O! Sie sind bezaubernd, Hoheit", e
Vertraute, „aber daraus folgt noch nicht"

„Mache Dir nur keine Sorge, Kati
die Prinzessin, „ehe eine Woche vergeht,
Löwenwolde zu meinen Füßen, wie ein Li
einem französischen Schäferspiel; ich werd
quälen und unbarmherzig gegen ihn sein,
dann um so glücklicher unsere Liebe genieß
habe ich wieder Appetit, jetzt werde ich n
wie ein Vogel im Frühling und mich
eine Göttin."

„Nun, die Göttinen sind eigentlich g
gezogen", lächelte Frau von Kuriakow.

„Das können wir auch einmal vers
Elisabeth. „Wenn ich die schönen Bilder
und Veronese im kaiserlichen Palaste ansel
unsere Damen in Fischbein und Reifro
immer lachen. Unser Hof gäbe einen
chen Olymp, die Czaarin als eifersüchtige
Spitze."

„Sie aber könnten ruhig jeden Tag
göttin vor den Prinzen Paris hintreten

die herrlichen Formen der Großfürstin mit
ndernden Blick überfliegend.
dies Alles gehört jetzt diesem abscheulichen
ufzte Elisabeth, „der vielleicht schon hundert
uen geliebt hat, die alle zusammen nicht
ja nicht einmal einen Kern desselben, er-
en. Aber er soll mich kennen lernen. Ich
sten Male in meinem Leben grausam sein."
er Unruhe eines jungen verliebten Mäd-
tete die galante Großfürstin den Besuch
's, vier Tage vergingen ihr in steigender
nd Aufregung, endlich kam er, aber sie
ens für ihn alle Künste der Toilette auf-
nsowenig zeigte er sich von ihren koketten,
n Blicken gerührt, nicht einmal die Be-
r kleinen weißen Hand schien ihn zu elec-
blieb immer diplomatisch kühl, artig, re-
o sie hätte es so gern gesehen, wenn er
für sie nur ein wenig bei Seite gesetzt
er fort war, sagte sie zu ihrer Vertrau-
ist doch recht traurig, eine Prinzessin zu
der uns naht, erstirbt in Ehrfurcht, wagt
Saum unseres Gewandes, geschweige denn
rspitzen zu berühren. Diesem Löwenwolde
gar aller Muth zu fehlen, er sprach mit

mir, als gälte es einen Staatsvertrag, u
ihn doch so ermuntert."

Eine Woche verging, ohne daß der
blicken ließ. Das war zu viel für jede ve
nun erst für die heißblütige despotische T
des Großen, die gewohnt war, jeden ih
erfüllt zu sehen, ohne Rücksicht auf A
beschloß, den Knoten mit einem kühnen
lösen.

Ein Briefchen der Frau von Kuriakow
wolde ein, sie noch im Laufe des Tages
Als er kam, wurde er von der Vertraute
zessin in ihrem kleinen, reizenden Boudoir
während die Großfürstin selbst in dem ne
den Schlafgemache ihrer Hofdame das
selben mit dem Grafen belauschte.

„Vergeben Sie, Herr Graf", begann
diplomatin, „daß ich Ihre kostbare Zeit
nehme, aber ich muß Ihnen gestehen, daß
gierde gestorben wäre, wenn ich nicht bal
gehabt hätte, den Mann kennen zu lern
meine Gebieterin so sehr eingenommen ist.

„Hat Ihnen die Großfürstin von mir
fragte Löwenwolde, von der Anspielung
offenbar unangenehm berührt.

ß", sagte Frau von Kuriakow, rasch auf ihr
ernd, „sie spricht beinahe nur noch von
sie ist Ihnen sehr gnädig gesinnt —"
Güte der Großfürstin ist bekannt", fiel Lö-
in.
s ist mehr als Güte", fuhr die Hofdame
Beneidenswerther, eine so schöne Prinzessin,
Peter des Großen, beschäftigt sich im
Wachen mit Ihnen."
herzen wohl —"
ollte ich wagen", erwiderte rasch die Ver-
die Situation anfing sehr peinlich zu wer-
eth ist ebenso gefühlvoll als sie schön ist —"
ßfürstin ist in der That eine sehr schöne
Löwenwolde.
fdame athmete auf und auch der Thür-
r heftig gerauscht hatte, begann sich zu

unstreitig die schönste Frau Rußlands",
n Kuriakow ein.
olde zuckte die Achseln und lächelte.
ümmen mir nicht bei", rief die Vertraute
rt. „Kennen Sie etwa eine, welche schö-

gs."

Elisabeth war nahe daran herauszueile
bezwang sich und begnügte sich damit, ihr
in Stücke zu reißen.

„Ah! ich wäre neugierig, sie kennen
murmelte die Hofdame.

„Es ist Frau von Lapuchin", gab de
Antwort.

„Ich entsinne mich", sagte die Hofd
Frau des Kammerherrn Lapuchin. Sie l
rückgezogen. Ich habe ihre außerordentlich
rühmen hören, sie selbst aber nie zu Ge
men. Und Sie lieben diese Frau?"

Löwenwolde lächelte wieder und mit
cheln endete das têtê à têtê. Als er d
verlassen hatte, trat Elisabeth vor Zorn
dasselbe ein und ging mit großen Schrit
ab. Sie fand lange keine Worte, so gan
war sie darüber, sich von dem Manne, de
einer das ganze Füllhorn des Glückes üb
gießenden Göttin des Olymps zu nahen ge
schmäht zu sehen. Der unglückliche Löwenw
ohne es zu beabsichtigen, ja ohne es nur
dieses von Natur gute aber wollüstige und
Weib im Tiefsten seiner Seele verletzt, d
wo es am empfindlichsten war, wo es kein

ebung kannte, in ihrer maßlosen Eitelkeit,
uendünkel.
ab also eine Frau in Rußland, welche ihr
, den sie liebte, und was in ihren Augen
icher war, welche ihr den Rang der ersten
treitig machen konnte.
Frau mußte sie kennen lernen. Dies war
edanke und der zweite war — Rache.
hr noch denselben Abend zur Kaiserin und
anze Liebenswürdigkeit auf, die schwache
estricken, sie sang ihr ihre schönsten Arien
allerlei Possen, zuletzt saß sie, wie gewöhn-
Füßen der Czaarin, und erzählte ihr aller-
e Anekdoten aus den Hofkreisen.
h faßte sie die beiden Hände der Monar-
e sie mit Küssen und rief: „Du mußt mir
eine Bitte gewähren. Alle Menschen über-
mit Gnaden, nur ich gehe immer leer aus."
was willst Du denn?" fragte Anna, sie

versprechen", lachte die Prinzessin, „dann
s Dir sagen."
Du willst Deinen Grenadier zurück haben!"
nein!"
es sei, ich verspreche Dir, Deinen Wunsch

zu erfüllen, er mag noch so sinnlos ode
sein", sagte die Czaarin.

„Biron wird uns ein glänzendes Fest
laste geben", begann Elisabeth.

„So ist es."

„Nun, ich wünsche, daß Frau von
welche gleich einer römischen Vestalin de
überhaupt alle Lustbarkeiten meidet, bei
erscheint."

„Das wird kaum zu erreichen sein",
zur Antwort. „Diese Lapuchin lebt nur
wolde, der sie, wie man sagt, gleich einem
anbetet, für die übrige Welt soll sie vollko
storben sein."

„Ich denke, sie wird lebendig werden,
es ihr befiehlst."

„Meinst Du?"

„Ich habe Dein Wort." —

Wirklich versammelte im Carneval ein
Fest den Hof und den Adel der Residenz i
palaste Biron's. Damit die Gäste des He
froren, waren sie eingeladen worden, in
moskauischen Tracht zu erscheinen, welche d
und Damen Gelegenheit bot, die ganze P
Juwelen und ihres kostbaren Pelzwerk

ie Kaiserin erschien in grünem Sammet mit
an der Seite Biron's, welcher dieselben Far-
die Großfürstin Elisabeth in nakarat-rothem
mit blauem Fuchs; zu ihrem Cavalier war
erherr Graf Suwalow, der schönste Mann
Anna's, von Biron erwählt worden.

von Lapuchin, welche zu der mißvergnügten
Biron mit allen blutigen Mitteln der Ty-
folgten altrussischen Partei gehörte, hatte
zaarin und den Hof gemieden, um so mehr
n dem kaiserlichen Befehl überrascht, ja er-
elcher sie zu dem Feste Biron's berief. Ihr
s Gutes. Sie berieth sich mit Löwenwolde,
iesem Falle konnte ihr dieser ebenso kluge
e Freund nichts anderes sagen, als was sie
e. Sie mußte gehorchen.

angem Herzen erschien sie an dem Arme des
rschalls auf dem Balle, beide anspruchslos
en, mit dunklem Zobel besetzten Sammet ge-
ber diese beinahe düstere Toilette hob inmit-
es Glanzes von Diamanten, Rubinen und
n, von blendendem Hermelin und in den
arben glühenden Sammets ihre Reize nur
und so wandten sich, als sie eintrat, sofort
ihr zu. Frau von Lapuchin war auch in

der That bezaubernd schön, noch um Vieles schöner als die schöne Großfürstin Elisabeth. Während diese mehr durch derbe Frische und majestätische Ueppigkeit blendete und berauschte, verband sich in der Erscheinung der Lapuchin eine feine graziöse Wollust mit der nobelsten geistigen Hoheit. Als sie der Prinzessin vorgestellt wurde, fühlte diese selbst, wie sehr sie durch ihre Nebenbuhlerin in Schatten gestellt wurde und brachte es nicht über sich, mehr als einige ceremonielle Worte an Frau von Lapuchin zu richten, gegen die in demselben Augenblicke ein unauslöschlicher Haß in ihrem Herzen aufflammte. Und nun mußte die eitle stolze Frau noch sehen, wie der Mann, den sie nach ihrer Art leidenschaftlich liebte, nicht von der Seite der Verhaßten wich, wie dieser allein seine zarteste Aufmerksamkeit galt, während er für sie, die Tochter Peter des Großen, kaum einen Blick hatte.

Das war zu viel.

Während Löwenwolde mit der Geliebten die Polonaise tanzte, hieß es plötzlich, der Großfürstin sei unwohl geworden und sie habe den Ball verlassen.

Jetzt erst begann der Graf zu ahnen, was er angerichtet hatte, aber so wenig blind er für die Reize der Prinzessin war, bereute er doch keinen Augenblick, sich nicht zum Sklaven ihrer Laune gemacht zu haben.

Während vor dem Eispalaste die Delphine um die Wette mit dem weißen Elephanten Feuer spieen, das Knattern des Feuerwerkes auf dem glatten Spiegel der Newa sich in die rauschenden Klänge von vier Musikchören mischte, die, freilich nur mit einem Viertelpfund Pulver geladenen Eiskanonen unter allgemeinem Staunen Salven gaben und die Eismörser Bomben aus Werg in den weißen Winterhimmel empor schleuderten, wälzte sich Elisabeth schlaflos auf ihrem üppigen asiatischen Lager und brütete Verderben; Verderben dem Manne, der sie verschmäht hatte, Verderben der Frau, welche den Hochverrath beging, schöner zu sein als sie.

Viertes Kapitel.

Ein gezähmter Bär.

Es war Mittag, eine Zeit, wo selbst die verwöhntesten Langschläferinnen angezogen zu sein pflegen, als Graf Iwan Suwalow erst einige Zeit vergebens an die Thüre seiner Frau klopfte, und als sie ihn endlich einließ, sie noch im vollständigsten oder eigentlich unvollständigsten Negligée fand.

„Ja, was treibt man denn?“ begann er entrüstet.

„Man gähnt und man ruht aus“, erwiderte seine reizende Gemahlin, indem sie sich wieder mit unbeschreiblicher Trägheit auf der echt türkischen Polsterottomane ausstreckte.

„Man ruht aus von Plagen, die, wie Bälle, Schlittenfahrten und Oper, Euer Lebenselement sind“, sagte der Graf, sich in ein Fauteuil neben seiner jungen Gemahlin

niederlassend, „was sollen wir Männer dann anfangen, die wir außer für unsere Toilette und Euere Unterhaltung auch noch für den Staat zu sorgen haben."

„Wenn Ihr für den Staat nicht besser sorgt, als für unsere Unterhaltung", erwiderte die Gräfin, „dann bedauere ich den armen Staat sehr."

„Du kannst es, gleich einem kleinen Affen, nie unterlassen, boshaft zu sein", rief Suwalow, „Du bist aber auch mein lieber, hübscher kleiner Affe, nicht wahr?" Er nahm seine Frau beim Kopfe und küßte sie derb auf die frischen Lippen, während ihre großen dunklen Augen ihn schelmisch anlachten. Wie sie so mit einander schäkerten, waren sie unstreitig das hübscheste Paar, das man sich denken kann. Graf Iwan groß, vortrefflich gebaut, mit griechisch edlen Zügen, blauen Augen und blondem Haar; Gräfin Lidvina klein und bei aller Zierlichkeit von üppiger Rundung der Formen, über dem kleinen rothen Munde ein freches Stumpfnäschen, die leuchtenden Rehaugen ein wenig mongolisch scharf geschnitten, was ihr etwas trotzig Pikantes verlieh, und mit einer wahren Fluth schwarzer Haare beschenkt, in welche sie ihre weißen Glieder wie in einen dunklen Pelz hüllen konnte.

„Bist Du mir auch treu gewesen?" fragte die kleine Frau mit eifersüchtiger Hast.

„Seit dem gestrigen Feste? Gewiß", lächelte Suwalow, „ich müßte denn im Traume —"

„Scherze nicht", rief die Gräfin, „ich kenne Dich, Du wirst mich noch tödten; ich erstaune, daß ich nicht in allem Ernste rasend wurde, als ich Dich gestern mit der Großfürstin sprechen sah; freilich, sie ist sehr schön, eine Venus und ich bin nur ein kleiner häßlicher Affe."

„Was fällt Dir ein", scherzte Suwalow, indem er sie auf seinen Schooß zog; „es gibt Affen, die allerliebst sind, viel hübscher als die todten steinernen Göttinnen mit den weißen Augen. Aber laß ein ernstes Wort mit Dir reden. Ich war Dir bisher musterhaft treu —"

„Schwöre!"

„Du weißt, daß ich nie schwöre —"

„Weil Du immer falsch schwören würdest."

„Also ich war Dir bis heute treu, ganz lächerlich treu", fuhr Suwalow fort, „aber seit gestern Abend habe ich große Lust —"

„Mir untreu zu werden!" schrie die kleine Frau auf.

„Ja."

„Ich bringe Dich um."

„Das wollte ich Dich eben bitten, nicht zu thun."

„Und die Unglückliche, darf man sie kennen?“ fragte Gräfin Lidvina mit allen Zeichen unterdrückter Wuth.

„Allerdings, denn es ist nicht Liebe, was mich dazu treibt, mich ihr zu Füßen zu legen, sondern — Politik.“

„Wer ist es also? Die Kaiserin?“

„Was fällt Dir ein.“

Eine kurze Pause erfolgte.

„Ich bin seit gestern entschlossen, der Großfürstin Elisabeth Petrowna den Hof zu machen“, sagte der Graf endlich.

„Und Du willst mir glauben machen, Elender, daß Dich die Politik in die Arme der schönsten Frau Rußlands führt?“ rief die kleine Frau und warf sich dann mit dem Gesicht in die Kissen, wie es schien, um ihre Thränen zu verbergen.

„Aber bedenke doch Lidvina, welche Vortheile uns winken, wenn ich der erklärte Günstling Elisabeth's bin und sie den Thron besteigt.“

„Du weißt sehr gut, daß sie ihn nicht besteigen wird.“

„Warum nicht? Wenn wir ihr dabei helfen.“

„Du hättest die Absicht?“ rief die Gräfin überrascht.

„Siehst Du“, fuhr Suwalow fort, „jetzt hast Du

mich in Deiner Hand, wenn Du Dich rächen willst, verrathe mich an Biron."

„Das werde ich bleiben lassen", sagte Gräfin Lidvina rasch, „aber ich werde mir gleichfalls den Hof machen lassen.

Suwalow sah sie starr an.

„Ja, ja!" rief sie. „Sieh mich nur groß an. Du weißt noch nicht, wessen eine Frau in ihrer Eifersucht fähig ist."

„Ich verbiete Dir aber —"

Die kleine Frau begann laut und herzlich zu lachen, und lachte noch, als ihr Gemahl entrüstet ihr Schlafgemach verlassen und die Thüre mit aller Gewalt hinter sich zugeschlagen hatte. Lachend sperrte sie dieselbe hinter ihm und öffnete dann jene, welche zu ihrer Garderobe führte. Ein junger hübscher Mann trat aus derselben und schloß sie lebhaft in seine Arme. Es war Woronzoff, der Kammerherr der Großfürstin Elisabeth.

„Habe ich meine eifersüchtige Rolle nicht gut gespielt?" fragte Gräfin Lidvina heiter.

„Nur zu gut", entgegnete Woronzoff, „Du bist mit Deinem Manne sehr zärtlich."

Die Gräfin brach von Neuem in ein helles muthwilliges Lachen aus.

„Also ist es mir gelungen, auch Dich eifersüchtig zu machen, das ist zu kostbar. Zwei so große hübsche Fliegen wie Suwalow und Dich auf einen Schlag."

„Nun aber im Ernste", sagte der Kammerherr, während die Gräfin sich kokett auf seinen Knieen wiegte, „der Einfall Suwalows, der Prinzessin den Hof zu machen, ist vortrefflich."

„Weil er Dich von ihm befreit —"

„Nein, weil Suwalow, bei den Sympathien, welche er unter der russischen Partei genießt, und bei seiner Vorsicht und Kühnheit der Mann ist, Elisabeth den Weg zum Throne zu bahnen, wobei wir Alle gewinnen würden.

„Also die ersten Fäden einer Verschwörung", scherzte die Gräfin. „Vortrefflich, wenn mein Mann und mein Anbeter mich zu sehr langweilen, kostet es mich jetzt nur ein Wort an Biron und ich bin mit einem Streich von Beiden befreit."

„Du wärst im Stande —"

„Gewiß, also gib Dir recht viel Mühe liebenswürdig und vor Allem amusant zu sein." — — —

Während die Gräfin Suwalow und ihr Anbeter in dieser Weise scherzten, war Graf Iwan Suwalow bei der Großfürstin Elisabeth vorgefahren und gemeldet worden. Die schöne Frau hatte vor Kurzem noch

auf ihrem üppigen Lager von Löwenwolde geträumt, häßliche, peinigende Träume, und als sie wach geworden, war sie lebhaft mit dem Verhaßten beschäftigt, allmälig aber war das Bild des schönen Mannes, welcher bei dem gestrigen Ball ihr Ritter war, siegreich in den Vordergrund getreten, und sie begann sich Vorwürfe darüber zu machen, daß sie den Eispalast und Suwalow so schnell und so schnöde verlassen hatte.

Gerade als ihre Kammerfrau mit der kunstvollen Frisur fertig geworden war, meldete man der Prinzessin den Grafen. Sie dachte nun nicht mehr daran, ihre Toilette zu beenden, sondern warf über den reizenden Spitzenduft ihres Nachtkleides einen reich mit Gold benähten und verschwenderisch mit Hermelin ausgeschlagenen blausammetnen Schlafpelz und ließ Suwalow eintreten.

„Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, Graf", begann und wies sie ihm zugleich mit nachlässiger Majestät einen Sitz neben sich an. „Ich muß mich sehr bei Ihnen entschuldigen, daß ich Sie bei dem gestrigen Feste so plötzlich verlassen habe."

„Sie ahnen nicht, Hoheit", erwiderte Suwalow, „welche Centnerlast Ihre gütigen Worte von meiner Seele wälzen; ich habe mir eingebildet, daß ich der unschuldige Anlaß Ihrer unerwarteten Entfernung war,

daß ich gegen meinen Willen Sie mit irgend Etwas beleidigt habe, deshalb bin ich gekommen, mich Ihnen wie einem Richter zu stellen, von Ihnen Tod oder Leben erwartend, denn es gibt keine Frau in ganz Rußland, ja in der weiten Welt, die ich so sehr verehren würde wie Sie."

„Sie schmeicheln —"

„Ich spreche nur die begeisterten Empfindungen meines Herzens aus", fuhr der Graf fort, „das seit gestern ganz zu Ihren Füßen liegt, und wenn nicht ich es bin, der Sie beleidigt hat, so beschwöre ich Sie, Hoheit, mir denjenigen zu bezeichnen, damit ich Sie an demselben rächen kann."

„Ueberlassen Sie dies mir", erwiderte Elisabeth, ihre schönen Brauen finster zusammenziehend, „der volle Genuß der Rache besteht darin, daß man sie selbst vollzieht. Und was könnten Sie am Ende thun, als sich für mich schlagen? Ihr Leben auf das Spiel setzen? Nein! nein! Ich will vor Allem sicher gehen, des Erfolges gewiß sein und dann —", sie sah Suwalow durch die halbgeschlossenen Lider kokett an, „dann sind Sie mir viel zu werth, als daß ich Sie so leichtsinnig opfern könnte."

„Sie machen mich stolz, Großfürstin", flüsterte der

Graf, indem er rasch ihre schöne Hand ergriff, „der Antheil, den Sie an mir nehmen, ist der süßeste Lohn jener grenzenlosen Anbetung, welche ich für Sie fühle.“

„Ich bin keine jener Heuchlerinnen, Graf“, fiel Elisabeth lebhaft ein, „an denen die sogenannte feine Welt so reich ist, und welche öffentlich mit einer Tugend prahlen, welche sie in ihrem Boudoir täglich auf das Gemeinste verhöhnen. Offen zeige ich meine Sympathie wie meine Abneigung. Ich leugne nicht, daß Sie mir angenehm sind, Suwalow, sehr angenehm —“

„Sie sind zu gnädig —“

„Gewiß“, erwiderte Elisabeth, „denn kein Mann verdient, daß man ihm gut ist. Diese Herren der Schöpfung sind wie die Bären, so lange man ihnen den süßen Honig der Liebe reicht, lecken sie uns die Finger ab, dann aber kommt ihre Wildheit nur um so erschreckender wieder zum Vorschein.“

„O! es gibt Bären, die sich zähmen ließen“, warf Suwalow ein, „von Ihnen mindestens mit Begeisterung.“

„Wir wollen sehen“, sagte Elisabeth lächelnd. Eine leichte Handbewegung entließ für diesmal den Grafen.

An demselben Abend, als die schöne Großfürstin

eben im Begriffe war zur Ruhe zu gehen, ertönte plötzlich schmetternde türkische Musik vor ihrem Palaste.

„Eine Serenade", rief Frau von Kuriakow.

„Für wen?" fragte Elisabeth.

„Nun, für Sie, Hoheit, für wen sonst."

„Wer sollte sie mir bringen?"

„Suwalow."

„Du kannst Recht haben." Die Großfürstin warf einen Pelz um und trat auf den Balcon, um sofort in ein lautes Lachen auszubrechen, denn der Anblick, den die Musikbande unten bot, war zu ergötzlich. Fünfzig große weiße Bären bildeten, Fackeln tragend, einen weiten Kreis, während in demselben ein zweiter aus ebensoviel schwarzen Bären bestehend, mit allen erdenklichen Instrumenten versehen, einen lärmenden Janitscharen-Marsch spielte. In der Mitte der beiden Kreise stand ein großer Eisbär, welcher sich ehrerbietig vor der hohen Frau neigte und ihr dann ein Bouquet frischer Veilchen, in Petersburg im Winter etwas ganz Außerordentliches, zuwarf. Es fiel vor ihre Füße nieder, Elisabeth hob es auf und dankte lächelnd.

Die musikalischen Bären spielten noch zwei Piecen, dann marschirten sie im lustigen Fackelzuge weiter, von einer unabsehbaren Menge gefolgt, während der Eisbär

sich bei der Großfürstin melden ließ. Als sie ihn in ihrem Boudoir empfing, nahte er ihr mit einer tiefen unwiderstehlich zum Lachen reizenden Reverenz und legte das Ende einer großen silbernen Kette, welche um seinen zottigen Hals geschlungen war, mit stummer Demuth in ihre Hand.

„Soll das heißen, daß Du von nun an mein Eigenthum bist, Herr Petz?" fragte Elisabeth, welche der ganze Mummenschanz sehr ergötzte.

Der Bär bejahte mit einem tiefen freundlichen Brummen.

„Es gibt also Bären, die recht unüberlegt sind", scherzte Elisabeth, „und sich gleich verliebten Männern ganz in die Hand einer Frau geben, ohne zu ahnen, was sie erwartet."

Der Bär nickte.

„Was würdest Du dazu sagen, mein lieber Bär, wenn ich versuchen wollte, Dich zu zähmen", fuhr die Großfürstin fort, „Dich zum Tanzen und anderen ähnlichen Künsten abzurichten?"

Der Bär gab sein Einverständniß durch Brummen zu erkennen.

„Du stellst Dir das leicht vor", sagte Elisabeth, „Du weißt wohl nicht, wie man Bären dressirt; mit

Schlägen dressirt man sie, verstehst Du. Bringe mir die große Hundepeitsche, Katinka."

Frau von Kuriakow eilte aus dem Zimmer, um in wenig Secunden mit einem großen Kantschu zurückzukehren, dessen Anblick den Bären doch ein wenig zu beunruhigen schien, denn er suchte durch Brummen und Gesten der Prinzessin zu erklären, daß er durchaus keiner Abrichtung bedürfe. Sie schüttelte jedoch muthwillig ihr schönes Haupt und schwang die Peitsche, durch sein ängstliches Brummen nur noch mehr gereizt ein paar Mal recht tüchtig auf den Rücken des armen Bären.

„Aber er fühlt ja nichts durch den dicken Pelz", sagte die Hofdame.

„Du hast Recht", stimmte Elisabeth bei und hielt zugleich inne. „Wirst Du gehorchen, Monsieur, sonst müßte ich andere empfindlichere Strafen für Dich ersinnen."

Der Bär brummte eine Ergebenheitsadresse.

„Wirst Du mein Sklave sein?" fragte die schöne Frau weiter, während sie noch immer die Peitsche in der Hand, sich in einem Fauteuil niederließ.

Statt eine Antwort zu geben, warf sich der Bär vor ihr nieder, und sie setzte, ohne sich lange zu besinnen, ihre Füße auf ihn.

Dies schien ihm sehr zu gefallen, denn er stieß ein Brummen aus, das zugleich so behaglich und so lächerlich zärtlich war, daß beide Damen in ein lautes ausgelassenes Lachen ausbrachen.

Fünftes Kapitel.

Das Testament der Czaarin.

Der Sommer des Jahres 1740 verfloß für die gichtkranke Czaarin Anna und die lebenslustige Großfürstin Elisabeth in sehr verschiedener Weise. Während die Letztere im Vereine mit dem schönen geistreichen Grafen Iwan Suwalow das Vergnügen mit vollen Zügen schlürfte, nahm das Leiden der Ersteren, das einer ewigen Folter glich, von Tag zu Tag zu. Anfang des Winters wurde der Zustand der armen Sklavin im Hermelin so bedenklich, daß man täglich ihrer Auflösung entgegen sehen konnte. Sie verlor häufig das Bewußtsein und lag dann in wilden Phantasieen von entsetzlichen Bildern und Gestalten gequält. Die wenigen guten Stunden, welche sie noch hatte, waren jene, wo sie nach überstandener Nacht und einem

kurzen Morgenschlummer die schöne Großfürstin mit liebevollem Blick an ihrem Schmerzenslager sitzen sah.

Am siebenundzwanzigsten October erklärten die Aerzte, welche man in den Staatsrath berufen hatte, daß die Kaiserin nur noch wenige Tage zu leben habe. Biron schloß sich hierauf mit Ostermann, Münnich und Löwenwolde in sein Cabinet.

„Es ist die höchste Zeit", sagte er, „daß wir handeln. Die Kaiserin hat ein Testament aufgestellt, in welchem sie ihre Nichte, die Herzogin von Mecklenburg, zu ihrer Erbin einsetzt. Mit ihr würde ihr Gemahl, der Herzog von Braunschweig, unser aller Gegner, die Zügel der Regierung ergreifen. Uns erwartet dann die Abdankung, wenn nicht die Verbannung nach Sibirien. Ich bin entschlossen, dies nie zuzugeben."

„Was beabsichtigen Sie zu thun, Herzog", fragte Münnich.

„Ich fordere Sie auf, meine Herren Minister", entgegnete Biron, „mit mir vereint sich zur Czaarin zu begeben und ihr ein neues Testament zur Unterschrift zu unterbreiten, in welchem sie den Sohn der Herzogin von Braunschweig-Mecklenburg, den Prinzen Iwan zum Thronfolger einsetzt."

„Ich verstehe", sprach Münnich, „das zarte Alter

des Prinzen würde eine langjährige Regentschaft nothwendig machen, welche Sie Herzog führen würden und wir wären für einige Zeit in unseren Stellungen und unserem Einfluß gesichert."

„Mehr als das, mein lieber Münnich", sagte Biron mit einschmeichelnder Huld. „Ich würde bedacht sein, die Stützen meiner Macht noch mehr zu kräftigen, indem ich Sie zum obersten Commandanten aller unserer Streitkräfte zu Land und See ernennen würde."

„Münnich, der die Erfüllung seines langjährigen und höchsten Wunsches mit einem Male so nahe sah, erröthete vor Freude und neigte sich mit der tiefsten Ergebenheit vor dem Herzog.

„Alle würden gewinnen, Alle", fuhr dieser fort, Ostermann und Löwenwolde ansehend.

„Was ist also unsere Aufgabe", fragte Münnich, dessen Eifer jetzt nichts zu wünschen übrig ließ. „Ertheilen Sie uns Ihre Befehle, Herzog."

„Ich übernehme es, die Kaiserin zur Unterschrift des neuen Testamentes zu bewegen", antwortete Biron, „Ostermann und Löwenwolde werden ihren ganzen Einfluß im Senate aufbieten, um denselben zu bestimmen, daß er mir die Regentschaft überträgt, und Ihnen, Münnich, dem gefeierten Sieger über die Türken, dem Liebling der Soldaten, wird es leicht wer-

den, die Truppen zu gewinnen. Vor Allem aber zur Kaiserin." Biron schritt voran, die Anderen folgten.

Als sie bei der Czaarin eintraten, lag die arme Frau im höchsten Delirium. Es war Niemand bei ihr, als einer ihrer Leibärzte und die Gräfin Suwalow als dienstthuende Hofdame. Biron winkte ihnen, das Zimmer zu verlassen und trat dann leise an ihr Lager, während die Anderen an der Thüre stehen blieben. Es war Nachmittags zur Zeit der Dämmerung, noch brannte kein Licht, während die schweren Vorhänge das große Gemach noch mehr verdüsterten.

Anna ließ eine Weile ihre halbverglasten Augen auf ihrem Liebling ruhen, dann sprach sie leise: „Wer ist da?"

„Ich, — Biron, Majestät!"

„Du?"

„Ich bin gekommen um zu fragen, wie es Eurer Majestät geht."

„Besser, Biron, besser", murmelte die Czaarin, „allein weshalb nennst Du mich Majestät?"

„Wir sind nicht allein —"

„Nicht allein?" Die arme, von wirren Einbildungen geängstigte Frau richtete sich mit fieberhafter Hast auf und blickte um sich; als sie die undeutlichen Umrisse der drei Männer im Fond des Zimmers ge-

wahr wurde, stieß sie einen gellenden Schrei aus und klammerte sich an den Herzog. „Was wollen Die", flüsterte sie angstvoll, „es sind die Dolgorucki, die Du köpfen ließest, sie klagen mich an, Dich auch, Biron."

„Was fällt Dir ein."

„Sieh nur, sieh", schrie die Czaarin auf, „Fürst Basyl hält seinen Kopf in der Hand und ladet uns zum Kegelspiel ein. Weshalb ist der Boden so roth, Biron, wo kommt das viele Blut her, ich habe es nicht vergossen, ich habe Dich auf meinen Knieen gebeten, ihn zu schonen, was wollen sie von mir, laß die Grenadiere kommen, sie sollen Feuer auf sie geben. Fort! aus meinen Augen, fort!"

„Beruhige Dich", sagte Biron erschüttert, „es sind keine Gespenster, die Du dort siehst; Ostermann, Münnich, Löwenwolde, Deine Getreuen sind es, gekommen, sich über Dein Befinden zu beruhigen."

„Wirklich?" murmelte Anna.

„In der That, Majestät", sagte Ostermann, indem er näher trat.

Die Kaiserin starrte ihn eine Weile an, dann schien sie etwas zu suchen, sie wühlte in ihren Polstern. „Wo ist mein Testament", sagte sie endlich, „man hat es mir genommen."

„Das Testament ist in meinen Händen", sagte

Ostermann, „mit dem großen Staatssiegel geschlossen, so wie es Eure Majestät mir übergeben haben."

„Was sagt das Volk zu meiner Krankheit", rief Anna plötzlich. „Weiß es, daß ich sterben muß?"

„Das Volk hofft, daß Eure Majestät noch lange zu unser Aller Heil regieren werden", gab der Staatskanzler zur Antwort.

„So", murmelte Anna, „und weshalb hofft man dies?"

„Weil man Dich liebt", erwiderte Biron rasch, „und anderseits besorgt, daß Du eine Nachfolgerin erwählt hast, von der man wenig Gutes erwartet."

„Die Herzogin von Braunschweig", sagte Anna.

„Ja."

„Man liebt sie nicht?" fragte die Czaarin.

„Schon deshalb nicht, weil sie eine Deutsche ist", sagte Biron, „dagegen würde man ihren Sohn Iwan, welcher in Rußland geboren ist und von dem man erwarten darf, daß er auch als Russe erzogen wird, gern als Deinen Erben sehen."

„Ich will aber, daß die Herzogin mir nachfolgt", rief die Czaarin mit dem weinerlichen Eigensinn eines Kindes.

„Dann willst Du ihr und unser Aller Verderben", erwiderte Biron.

„Sobald sie den Thron besteigt, ist eine blutige Revolution zu befürchten, welche uns allen das Leben kosten kann."

„Was soll ich also thun?" fragte Anna, blöde vor sich hin brütend.

„Ich habe ein neues Testament verfaßt, welches den Wünschen Deines Volkes Rechnung trägt —" begann Biron.

„Aber Iwan liegt ja noch in der Wiege, wie soll er regieren", sagte Anna und begann heiser zu lachen.

„Man wird eine Regentschaft einsetzen —"

„Ich verstehe", murmelte Anna.

„Willst Du unterschreiben?"

„Ja."

Biron machte Licht, Ostermann tauchte eine Feder ein und reichte sie der Czaarin, welche zu schreiben versuchte. „Ich kann nicht", sagte sie. Biron breitete das Testament auf ihrem Nachttische aus und führte ihr die Hand. Während er das Document hastig an sich nahm, ließ sie die Feder kraftlos fallen, die Tinte spritzte über die seidene Decke.

„Bleib!" schrie sie plötzlich auf. „Bleib! Was habe ich unterschrieben? Gib es mir zurück Henker, ich will kein Todesurtheil mehr unterschreiben. Es ist genug,

genug, genug!" Sie sank in ihre Polster zurück und schien einige Zeit ohne Leben.

„Ist sie todt?" fragte Ostermann.

Biron beugte sich über sie und zuckte dann die Achseln, dann öffnete er die Thüre und rief den Leibarzt und ihre Damen. Man brachte sie für wenige Augenblicke zu sich, dann stellte sich das Delirium mit erneuter Heftigkeit ein. Biron verließ mit seinen Creaturen das Gemach, um auf der Stelle alle Anordnungen für den Fall des Todes der Kaiserin zu treffen.

Eine grauenvolle Nacht folgte. Die Kaiserin sah alle Opfer ihres grausamen Günstlings aus der Erde emporsteigen und in endlosem Zuge vorüber schweben. Menschen mit blutigen Köpfen, die vom Rumpfe getrennt waren, andere mit zerfleischten Rücken und wieder andere, die im Eise Sibiriens ihr Grab gefunden. Sie weinte und schwur, daß sie unschuldig sei, von Zeit zu Zeit sprang sie mit einem gellenden Schrei empor und versuchte den entsetzlichen Gebilden ihrer Fieberphantasie zu entfliehen, um jedesmal ohnmächtig auf ihr prächtiges Lager zurückzusinken. Am Morgen des folgenden Tages, den 28. October 1740 starb sie. Sofort wurde ihr Testament eröffnet und Iwan III. als Kaiser proclamirt. Eine Stunde später erschienen Abgeordnete des Senates, der Geistlichkeit

und des Adels von Ostermann geführt bei Biron und baten ihn demüthig in einer von Allen unterzeichneten Schrift, die Regentschaft für den noch unmündigen Czaaren zu übernehmen, was der ehemalige Stallknecht gnädig zusicherte.

Die Bevölkerung von Petersburg war in unbeschreiblicher Aufregung. Man hatte die Kaiserin Anna nicht geliebt, aber Biron haßte und verabscheute man geradezu.

Tausende standen vor dem kaiserlichen Palaste in Gruppen, welche furchtlos ihren Unwillen aussprachen.

„Da haben wir es", sagte eine hübsche, kräftig gebaute Eierhändlerin, welche über ihrem bunten Rocke einen kurzen Schafspelz anhatte und ihre Waare in einem runden tiefen Korbe ausbot, „haben uns vor dieser deutschen Herzogin gefürchtet, um zuletzt noch ärger zu fahren und ganz diesem Bluthunde zu verfallen."

„Kaiserliche Hoheit läßt er sich jetzt nennen, wie ein Großfürst", raisonnirte ein Mann mit blondem Barte, welcher auf seinem Kopfe eine Platte mit Liqueuren trug, „der Stallknecht."

„Ich verstehe nur nicht, daß die Garden sich so ruhig verhalten", flüsterte ein Kaufmann in langem, mit einem blauen Shawl zugegürteten Tuchrock und einem

breiten niedern Filzhut auf dem Kopfe, „was brauchen wir den Fremden, lebt nicht echtes russisches Czaarenblut unter uns?“

„Wen meint ihr?“ fragte ein Bauer, eine kurze Hacke im Gürtel, das Haar tief in die Stirne geschnitten.

„Wen sonst als die Großfürstin Elisabeth Petrowna“, fiel ein Soldat ein.

„Lassen uns von hergelaufenen Fremden regieren, mißhandeln und berauben“, murmelte der Liqueurhändler, „und haben eine rechtmäßige Kaiserin, eine Tochter Peter des Großen unter uns.“

„Wenn nur einer den Anfang machen wollte“, hieß es in einer Gruppe Soldaten, „die ganze Armee und alles Volk würde ihm nachfolgen, aber die Generäle sind ja auch alle Deutsche, sind mitverschworen mit diesem Tyrannen, uns zu Grunde zu richten.“

„Gott bessere es“, seufzte die Eierhändlerin.

„Gott ist weit, liebe Frau“, erwiderte der Kaufmann, „und das Sprichwort sagt, man muß Gott anrufen, aber selbst die Hände anlegen.“

Sechstes Kapitel.

Ein weiblicher Machiavelli.

Kaum hatte Biron die Zügel der Regierung ergriffen, als er im Gegensatz zu anderen Herrschern, welche im Beginne Liebe und Vertrauen zu gewinnen suchen, noch übermüthiger und tyrannischer auftrat als früher. Täglich beleidigte er den russischen Adel, den er nur deshalb so glühend haßte, weil er dem Emporkömmling die Aufnahme in seinen glänzenden Kreis verweigert hatte, und war so ganz nur von dem einen Gedanken erfüllt, an Jenen seiner Gegner, welche bisher seinem Arme entgangen waren, Rache zu nehmen, daß er sogar seine Anhänger zu belohnen vergaß.

Vergebens erwartete vor Allen Münnich die ihm zugesagte Ernennung zum obersten Befehlshaber der

Armee und Flotte. Nachdem er drei Tage gewartet, wagte er es, Biron an sein Versprechen zu erinnern.

„Die Sache hat keine Eile", erwiderte der Herzog mit einem spöttischen Lächeln, „wir werden wieder einmal davon sprechen."

„Wann darf ich Eure kaiserliche Hoheit daran erinnern", fragte der stolze Sieger über den Halbmond noch immer in unterthäniger Demuth.

„Wenn ich bei guter Laune bin", erwiderte Biron, „also morgen vielleicht, vielleicht auch erst über's Jahr."

„Ist das Ihr letztes Wort, Hoheit", stammelte Münnich, der bis in die Lippen erbleicht war.

„Wollen Sie mir vorschreiben, General", rief Biron plötzlich aufspringend, „wie ich meine Diener zu belohnen habe? Ich lasse mir nichts vorschreiben, ich bin keine Kaiserin Anna, ich werde Euch regieren, wie Ihr es nöthig habt, mit einem eisernen Scepter."

Münnich wollte sprechen.

„Kein Wort mehr", gebot der Regent, „ich bin der Herr, Sie sind der Diener, vergessen Sie das nicht. Gehen Sie."

Münnich ging und zwar direct zu der Herzogin von Braunschweig, der er seine Dienste anbot.

Biron war trotz seiner niederen Herkunft und ge-

ringen Bildung klug genug, um zu wissen, daß Münnich ihn als sein geschworener Feind verließ, aber er war fest entschlossen, das oberste Commando zu Land und See, dieses vornehmste Palladium jeder Herrschaft, um keinen Preis aus der Hand zu geben. Er machte sich übrigens auch über die Treue seiner übrigen Creaturen keine Illusionen, es waren sämmtlich Männer von Fähigkeiten, aber nicht viel mehr als vaterlandslose Abenteurer, Deutsche, nach Rußland gekommen, um dort ihr Glück zu machen und für Geld, Titel und Einfluß bereit, jeder noch so schlechten Regierung zu dienen. Biron sah sich nach verläßlicheren Verbündeten um, er näherte sich der russischen Partei, zog den Grafen Bestuseff als Secretär in seine Dienste und suchte noch denselben Abend, wie er glaubte von Niemandem bemerkt, unter dem Schutz der Dunkelheit, in einen Mantel gehüllt, die Großfürstin Elisabeth auf.

Die schöne Frau saß in einem Trauerkleide von schwarzem Sammet am flackernden Feuer des Kamins ihres kleinen Salons und spielte mit Iwan Suwalow Domino, als der Regent unangemeldet eintrat. Sie war nicht weniger überrascht von seinem Besuche als er, und zwar in unangenehmster Weise, von der Anwesenheit des Grafen.

Elisabeth verstand mit ihrem feinen weiblichen Instinct sofort den Blick, den der Herzog auf den letzteren heftete, und beeilte sich, seinen Zweifeln zu begegnen. „Der Graf ist mein vertrauter Freund", sagte sie. „Ein Mann, von dessen Treue ich Beweise habe."

„Sehr wohl", sagte Biron, „wir werden solche Männer vielleicht in Kurzem brauchen. Für heute rechne ich vor Allem auf Ihre Schweigsamkeit, Suwalow. Niemand darf erfahren, daß ich bei der Großfürstin war."

Der Graf verneigte sich respektvoll.

„Lassen Sie uns jetzt allein", fuhr Biron fort. Suvalow sah die geliebte Frau nicht ohne Unruhe in einem Têtê à têtê mit dem Manne, der bei aller seiner Rohheit und Blutgier, oder vielleicht gerade durch dieselben eine große Macht über weibliche Gemüther hatte, aber es blieb ihm nichts übrig, als das Feld dem Mächtigen zu räumen und in der Nähe das Ergebniß seiner Unterredung mit Elisabeth abzuwarten.

Nachdem Biron an der Seite der Prinzessin auf einem Divan Platz genommen hatte, faßte er geradezu zärtlich ihre Hand und sagte, sie mit seinen glühenden Blicken verschlingend: „O! wie schön Sie sind, Großfürstin, und wie bezaubernd. Sie wissen, wie sehr ich Sie von jeher verehrt habe, seitdem aber die Kaiserin

zur ewigen Ruhe eingegangen ist, sind Wünsche in mir rege geworden, welche ich vergebens zum Schweigen zu bringen suche."

„Sie sind galant", lächelte Elisabeth.

„Nein, nein, ich fühle für Sie, was ich noch nie für ein Weib gefühlt habe", fuhr Biron fort; „Hochachtung, ja Anbetung. Aber genug davon. Ich will Ihnen nicht, gleich einem verliebten jungen Schwärmer von meinen Empfindungen für Sie sprechen, ich komme, wie es dem Manne ziemt, mit Vorschlägen und Anerbietungen, welche Ihnen am besten beweisen werden, welche Gesinnungen ich für Sie in meiner Brust trage. Ich biete Ihnen den Thron."

Elisabeth schrack beinahe zusammen, so unerwartet kam ihr diese Wendung. Sie erwartete einfach eine Liebeserklärung, wie sie dieselben beinahe täglich mehr oder minder versteckt zu hören bekam, und überlegte bereits, wie sie den blutgierigen Tiger zähmen und ohne Gefahr für ihre übrige verliebte Menagerie derselben einverleiben könnte. Jetzt verlor sie alle Fassung, das Blut stieg ihr in die Wangen und ihre Hand zitterte in jener des Herzogs.

„Mein Antrag verwirrt Sie", flüsterte dieser.

„In der That", sagte Elisabeth ein wenig gefaßter, „ich habe bis jetzt noch nie daran gedacht —"

„O! Sie scherzen wohl", fiel Biron mit einem feinen Lächeln ein, „Sie, die Meisterin der Toilettenkunst sollten nicht wissen, daß Ihre majestätische Schönheit, um zur vollen alles unterwerfenden Geltung zu kommen, des Hermelins bedarf."

„Aber das Testament der Czaarin —"

„Wäre nicht das erste, das umgestoßen würde", unterbrach sie der Regent lebhaft. „Das russische Volk haßt die Herrschaft des Fremden und die Truppen warten auf die erste beste Gelegenheit, um derselben ein Ende zu machen. Man hat für Iwan den Dritten keine Sympathien, Sie aber, die Tochter Peter des Großen, liebt man. Alles, was den Russen an Erinnerungen heilig ist, knüpft sich an Sie und Alles, was eine bessere Zukunft verspricht. Sie haben die Herzen für sich, ich die Gewalt, wer kann uns widerstehen, wenn wir uns verbünden? Ich biete Ihnen also noch einmal den Thron an und will mich begnügen, der erste Ihrer Diener zu sein."

„Biron, gewohnt zu herrschen, sollte fähig sein, sich vor Jemand zu beugen?" sprach Elisabeth nicht ohne Ironie.

„Vor Niemand, als vor Ihnen", antwortete der Regent."

„Und der Preis, den Sie verlangen, Herzog?"

„Der Preis sind Sie", rief Biron.

Elisabeth senkte den Blick, sie schien sich zu besinnen.

„Ich will nicht Ihre Macht mit Ihnen theilen", fuhr Biron fort, „die Rolle, die ich neben der Kaiserin Anna gespielt habe, war nur eine gerechte Entschädigung für ein freudenloses Dasein an der Seite einer kranken, schwachen und unliebenswürdigen Frau. Sie aber sind ein Weib, das die höchsten Wonnen spenden kann, Ihr Sklave zu sein ist weit verlockender, als der Gebieter einer Anna. Ich will Sie besitzen mit allen heiligen Rechten eines Gemahls, um als ihr Gatte stets nur der ergebenste Ihrer Unterthanen zu bleiben. Sie wissen jetzt, Großfürstin, was ich Ihnen biete und was ich von Ihnen dafür verlange. Entscheiden Sie sich."

Elisabeth schlug die Augen zu Biron auf und ließ sie lange, ohne ein Wort zu sprechen, auf ihm haften. Sie gestand sich, daß der Herzog ein Mann war, den sie lieben konnte, ein schöner Mann, dessen Kraft und Energie ihr imponirte und dessen teuflische Grausamkeit ihre Wollust erregte. Sie dachte in diesem Augenblicke weder an Subin, noch an Löwenwolde, am wenigsten aber an Suwalow, sie dachte nur an sich. Sie wußte, daß sie würdig war, den Her-

melin zu tragen, sie fühlte in sich jene Naturgewalt, der sich die Menschen unterwerfen, welche sich ganze Völker dienstbar machen kann, aber eben deshalb wollte sie herrschen ohne jede Einschränkung und sich als Weib noch weniger einem Manne unterwerfen denn als Herrscherin.

So gnädig sie vielleicht den Anbeter Biron aufgenommen hätte, so heftig bäumte sich ihr despotisches Temperament gegen den Gemahl Biron auf.

„Ihr Antrag hat mich so sehr überrascht, Herzog", sagte sie endlich, „daß ich Zeit brauche, mich zu fassen und auch Zeit, um mit mir zu Rathe zu gehen. Ich zweifle nicht an Ihrer Fähigkeit, mich glücklich zu machen, Herzog, ich bin Ihnen schon lange gut, sehr gut sogar, aber ich zweifle an mir, an meiner Energie, an meiner Kraft. Die Aufgabe, die sie mir bieten, ist groß, noch größer aber die Verantwortung."

„Bis wie lange wollen Sie also Bedenkzeit, Großfürstin", sagte der Regent. „Wir haben nämlich keine Zeit zu verlieren."

„Wir haben heute den sechsten November", murmelte Elisabeth nachsinnend, „bis übermorgen also."

„Ich werde mir selbst, wenn Sie es mir nicht ausdrücklich verbieten, Ihre Entscheidung abholen", sagte Biron. „Seien Sie barmherzig, Großfürstin."

„Ich werde mir alle Mühe geben, es nicht zu sein", entgegnete Elisabeth mit einem schalkhaften Lächeln. Schon hatte Biron den Arm um sie geschlungen und sie auf die Stirne geküßt. Sie ließ es ruhig geschehen.

„Uebermorgen", flüsterte sie.

Als Biron fort war, blieb sie, den herrlichen Arm leicht auf den Kamin gestützt, in Gedanken verloren stehen. So fand sie Suwalow.

„Biron hat Ihnen die Krone angeboten", begann er mit der ganzen fieberhaften Erregung männlicher Eifersucht.

„Ja."

„Und er hat dagegen Ihre Hand verlangt."

Elisabeth schwieg.

„Sie haben ihn nicht abgewiesen", fuhr Suwalow fort, „ich ahne, ich fühle es und doch gebot Ihnen dies die Klugheit, die Pflicht der Selbsterhaltung."

Die Großfürstin antwortete mit einem hellen Lachen,

„Sie glauben mir nicht", murmelte der Graf „Sie meinen, es ist nur die Liebe, die aus mir spricht, diese rasende Liebe für Sie, die mich allerdings sinnlos macht. Lachen Sie nicht. Biron steht nicht mehr so fest, wie Sie glauben. Er hat alle Parteien gegen sich, ein Windhauch kann ihn stürzen. Ich weiß, daß

Münnich mit der Herzogin von Braunschweig unterhandelt. Man wird — sobald man weiß, daß Sie zu Biron stehen — auch Sie nicht schonen. Man wird sich Ihrer Person bemächtigen —"

„Armer Suwalow", sagte Elisabeth, „Sie sind furchtbar eifersüchtig", und das schöne Weib begann wieder herzlich zu lachen.

Ehe der Graf wieder zu Worte kam, erschien unerwartet ein neuer Alliirter seiner Auffassung in dem Leibarzte Lestocq, welcher, ohne sich erst melden zu lassen, mit allem Eifer eines Franzosen hereinstürmte „Biron war bei Ihnen, Madame", begann er erregt. „Ich hoffe, Sie haben sich mit ihm nicht eingelassen, es könnte die schlimmsten Folgen für Sie haben. Es liegt etwas wie eine Conspiration in der Luft und Münnich ist ohne Zweifel die Seele derselben, derselbe Münnich, Großfürstin, welcher Sie nach dem Tode Peter des Zweiten um den Thron gebracht hat und sich daher durch eine Verbindung des Regenten mit Ihnen auf das Aeußerste bedroht sehen würde. Seine Spione beobachten Sie und uns Alle, die wir hier ein- und ausgehen, unaufhörlich. Ich wette meinen Kopf, er weiß in diesem Augenblicke bereits, daß Biron bei Ihnen war und hat sich stehenden Fußes zur Herzogin von Braunschweig begeben, um dieselbe gegen Sie auf-

zureizen und sie zugleich zu einer Entscheidung zu drängen."

„Biron hat mir den Thron angeboten", erwiderte Elisabeth.

„Den Sie durch ihn nur besteigen würden, um in Schlüsselburg oder Sibirien zu enden", rief Lestocq.

„Wer würde es wagen", sprach Elisabeth mit imposanter Würde.

„Münnich wird Alles wagen", unterbrach sie schnell der kleine Franzose. „Vertrauen Sie mir und meinem Rathe dies eine Mal nur, geben Sie mir und Suwalow den Auftrag, zu verbreiten, daß Biron Ihnen die Krone angeboten hat und Sie dieselbe entschieden zurückgewiesen haben."

Die Großfürstin ging mit großen Schritten auf und ab, endlich blieb sie vor Lestocq stehen und sprach: „Ich will Ihnen glauben und auf der Stelle darnach handeln. Eilen Sie in die Stadt und sagen Sie Allen, ich hätte die mir von dem Herzog angebotene Verbindung abgelehnt." Hierauf wendete sie sich zu Suwalow und sagte kurz, in dem Tone, in welchem man zu einem Bedienten spricht: „Meinen Schlitten und dann meinen Pelz."

„Wohin wollen Sie?" fragte der Graf. „Was haben Sie vor?" rief Lestocq.

„Fragen Sie nicht", schnitt ihnen die schöne Frau, deren ganzes Wesen jetzt die höchste Energie athmete, das Wort ab. „Gehorchen Sie."

Lestocq verließ sie, um sich zu dem französischen Gesandten und von dort zu anderen Personen von Bedeutung zu begeben, in der Absicht so rasch als möglich die bedeutungsvolle Nachricht zu verbreiten, daß die Tochter Peter des Großen die Krone und die Hand Biron's, wie er sich ausdrückte „verächtlich" zurückgewiesen habe.

Suwalow meldete nach einigen Minuten, daß der Schlitten bereit sei und half der Großfürstin mit stummer Demuth ihren Pelz anziehen.

In der That fand Elisabeth, als man sie in das Cabinet der Herzogin von Braunschweig führte, außer deren Gemahl auch den General Münnich anwesend. Sie übersah mit einem Blick die Situation und war entschlossen, den Mann, dessen Lippen vor Kurzem noch ihre Stirne berührt hatten, ihrer Sicherheit zu opfern. Ein weiblicher Macchiavelli näherte sie sich ihrer Gegnerin mit einer Herzlichkeit, welche dieselbe überraschte und verwirrte.

„Was führt Sie zu so später Stunde zu mir, Prinzessin", begann die Herzogin, ihr neben sich einen Sitz anweisend.

„Ein Ereigniß von höchster Bedeutung", erwiderte Elisabeth, „aber kann ich vor dem General ungescheut sprechen?"

„Münnich ist unser treuester Freund", sprach die Herzogin.

„Um so besser", fuhr Elisabeth fort. „Er wird uns also rathen können, was zu thun ist. Soeben war der Regent bei mir —"

„Biron —", stammelte die Herzogin und wechselte mit Münnich einen bedeutungsvollen Blick; die Offenheit der Prinzessin, auf die hier Niemand gefaßt war, brachte Alle in Verwirrung, sogar Münnich verlor einen Augenblick seine diplomatische Ruhe. „Sie sagen uns das", platzte er heraus.

„Warum sollte ich nicht", antwortete Elisabeth mit affectirter Naivetät, „Sie wissen ja, General, daß ich Alles hasse, was mich in meiner Ruhe zu stören droht, daß ich nur dem Vergnügen zu leben wünsche und daher nichts so sehr fürchte, als was mit der Politik in Beziehung steht."

„Wirklich", sagte der General zweifelnd.

„Gewiß", gab Elisabeth unbefangen zur Antwort. „Hören Sie also. Eben war Biron bei mir in geheimnißvoller Weise, und bot mir die Krone an unter der Bedingung, daß ich ihm meine Hand reiche."

„Und Sie haben ihn abgewiesen", fiel die Herzogin ein.

„Hätte ich es nicht thun sollen?" fragte die Großfürstin mit der Miene höchster Unschuld. Es war der Augenblick, wo sie die Herzogin vollkommen von ihrer Harmlosigkeit überzeugte und das Herz derselben ganz für sich gewann.

„Nein, nein, Sie haben Recht gethan", sagte die Herzogin, Elisabeth auf die Stirne küssend.

„Es gibt keinen Menschen, den ich mehr verabscheuen würde, als Biron", fuhr Elisabeth fort, „und dann will ich überhaupt nicht heirathen, ich lebe so viel vergnügter."

So ernst die Situation war, begannen doch alle Anwesenden bei dem naiven Geständniß der galanten Prinzessin herzlich zu lachen.

„Es ist mein voller Ernst", bekräftigte diese ihren früheren Ausspruch, „und von der Regierung will ich schon gar nichts hören, ich habe bei der seligen Czaarin Anna genug davon gesehen. Lieber in einer Bauernhütte leben, als auf dem Throne. Aber ich fürchte, daß Biron sich an mir rächen wird, er ist nämlich sehr verliebt in mich, am Ende sperrt er mich in ein Kloster, das wäre entsetzlich." Wieder mußten Alle lachen. —

„So lange Sie wirklich nur Ihrem Vergnügen leben, Großfürstin", nahm jetzt Münnich das Wort, „verspreche ich Ihnen, daß Sie von Niemanden gestört werden."

„Aber Biron scheint etwas vorzuhaben", rief Elisabeth, „auch Sie müssen auf Ihrer Hut sein, Herzogin."

„Wir sind auf unserer Hut", erwiderte Münnich mit einem feinen Lächeln, „verlassen Sie sich darauf und schlafen Sie ruhig. Ich wache für uns Alle."

Siebentes Kapitel.

Ein Staatsstreich.

Es war am Vorabende des 8. November 1740, des Tages, an welchem Biron sich die Antwort der schönen Großfürstin holen sollte, der Sturm heulte in den Rauchfängen und rüttelte an den Fenstern. Ein heftiges Schneegestöber machte es unmöglich, nur auf wenige Schritte einen Gegenstand zu erkennen. Elisabeth saß an dem Kamin ihres reizenden kleinen Boudoirs, auf einem Schemmel zu ihren Füßen Suwalow, der ihr einen französischen Roman vorlas, als Lestocq mit jener Hast, die an ihm zur zweiten Natur geworden schien, eintrat.

„Es geht los", murmelte er, „Münnich ist in der Kaserne der Preobrasenski'schen Garde und sucht sie

für sein waghalsiges Unternehmen zu gewinnen. Ich wette, wir erleben etwas heute Nacht."

„Das trifft sich ja vortrefflich", erwiderte Elisabeth, während sie absichtlich mit unbarmherziger Coquetterie ihren vollen Arm auf Suwalow's Schulter ruhen ließ. „Siegt Münnich, so sind wir jetzt vollkommen sicher, und gelingt es Biron seine Gegner niederzuwerfen, dann habe ich Morgen noch genug Zeit, mich für ihn zu entscheiden."

„Sie denken daran", stotterte der entsetzte Anbeter.

„Gewiß und sehr ernsthaft", entgegnete Elisabeth. „Biron ist ein schöner Mann und eine Krone ist auch etwas werth."

„Sie sind grausam —"

„Nur klug, mein lieber Suwalow", lächelte die Großfürstin, „aber was bringt man uns?" Sie sah Frau von Kuriakow mit allen Zeichen lebhaftester Bestürzung eintreten.

„Das Palais ist von Soldaten umstellt", flüsterte die Hofdame; „draußen steht ein Officier, der mit Eurer kaiserlichen Hoheit zu sprechen wünscht."

„Führe ihn herein", antwortete Elisabeth, welche keinen Augenblick ihre Ruhe verlor.

Der Officier stand wenige Augenblicke später vor ihr und begrüßte sie militärisch.

„Der General Münnich sendet mich, kaiserliche Hoheit", begann er, „mit dem Auftrage, mich Ihnen für diese Nacht zur Verfügung zu stellen. Es bereiten sich ernste Ereignisse vor und der General würde sich sehr beunruhigt fühlen, wenn er Eure Hoheit ohne Schutz wüßte."

„Ich bin dem General sehr zu Dank verpflichtet", sagte Elisabeth mit unnachahmlicher Würde, „und verlasse mich ganz auf Sie, Herr Capitän. Ich werde sofort dafür sorgen, daß es Ihnen und Ihren Leuten an nichts fehle und in einiger Zeit selbst die Wache inspiciren."

Als der Officier ihr Boudoir verlassen hatte, wendete sie sich lächelnd zu den Anwesenden.

„Man hält mich also gefangen", sagte sie, „unter dem Vorwand einer sauve garde, wie gefällt Euch das."

„Münnich ist in der That sehr vorsichtig", lachte Suwalow.

Elisabeth ertheilte hierauf die nöthigen Befehle für die Bewirthung der Soldaten und erschien eine Stunde später wirklich in der improvisirten Wachtstube um mit den Grenadieren vertraulich zu schwatzen und auf ihr Wohl zu trinken; dann machte sie, von dem Officier und zwei Soldaten mit Fackeln begleitet, die

Runde und versicherte zuletzt den Capitän gnädig ihrer vollen Zufriedenheit.

„Hoheit können ruhig schlafen", sagte dieser galant.

„Das werde ich auch, Gott befohlen." — —

Eine Stunde später, nachdem Biron sich zur Ruhe begeben hatte, näherten sich von verschiedenen Seiten dunkle Colonnen, ebenso rasch als geräuschlos, denn alle Soldaten hatten die Füße mit Stroh umwunden. Es war General Münnich, der mit der Preobrasenski'schen Garde den Palast des Regenten umringte und nachdem die Wachen, welche derselben Truppe angehörten, anstatt Widerstand zu leisten, sich ihren Kameraden angeschlossen hatten, in denselben eindrang.

Der Herzog wurde erst wach, als Münnich vor seinem Bette stand.

„Sie hier General?" sagte er erstaunt, zugleich erblickte er jedoch die Bajonnete der Grenadiere und verstand jetzt erst die Gefahr, in der er sich befand.

Er sprang auf und wollte seinen Degen ergreifen, in der Absicht, sich zur Wehre zu setzen, aber einer der Officiere hatte sich desselben bereits bemächtigt.

„Sie sind mein Gefangener, Herzog", sagte Münnich mit seiner kalten militärischen Ruhe.

„Mit welchem Rechte, General? Wissen Sie, daß Sie ein Rebell sind?" rief Biron.

„Ich war zufällig Zeuge der Scene, welcher Sie Ihre Würde verdanken", erwiderte Münnich, „berufen Sie sich nicht auf mich. Ich verhafte Sie im Namen der Regentin Anna von Braunschweig."

Der Herzog lachte verächtlich.

„Dies ist also Ihre oft betheuerte Anhänglichkeit und Dankbarkeit, General", murmelte er.

„Ganz recht, mein Dank für das oberste Commando zu Land und See", erwiderte Münnich mit verachtendem Hohne.

Man ließ Biron nur so viel Zeit als er nöthig hatte, um sich anzukleiden und sich in einen Reisepelz zu hüllen, dann nahmen ihn die Grenadiere in die Mitte und er verließ den Palast, in dem er noch vor Kurzem unumschränkt geherrscht hatte, als Gefangener. Man brachte ihn zuerst in das Fort der Admiralität und eine Stunde später befand er sich bereits in einem von Kosaken escortirten Schlitten auf dem Wege nach der Festung Schlüsselburg, während die Herzogin von Braunschweig mit ihrem Gemahl und ihrem Sohne Iwan III. in den Palast der Czaaren einzog.

So verhaßt war der Tyrann, daß sich nicht eine Hand für ihn erhob, der Staatsstreich, der ihm Herrschaft und Freiheit kostete, ausgeführt werden konnte,

ohne daß nur ein Schuß fiel oder ein Tropfen Blutes vergossen wurde.

Der Morgen überraschte Petersburg und Rußland mit einer neuen Regierung. Anna, Herzogin von Braunschweig, erklärte sich als Regentin, ernannte ihren Gemahl Ulrich von Braunschweig zum Commandanten der Truppen und Münnich zu ihrem ersten Minister.

Im ersten Augenblicke schon zeigte sich jedoch ein tiefer Zwiespalt in dem Schooße der Regierung. Münnich gab nur mit Widerstreben das Commando an den Gemahl der Regentin ab und mit der Bedingung, daß es in dem Bestallungsdiplome hieß: „Der Feldmarschall Münnich habe zwar den ersten und größten Anspruch auf diese Würde gehabt, seiner außerordentlichen militärischen Verdienste wegen, dieselbe jedoch aus eigenem Antriebe dem Vater des Kaisers überlassen."

Außer Biron wurde Niemand verhaftet, als sein Secretär Graf Bestuseff, der Einzige, der mit einigem Rechte als dessen Anhänger gelten konnte. Beide wurden auf Befehl der Regentin nach Sibirien transportirt.

Die Erste, welche, nachdem die Grenadiere ihren Palast verlassen hatten, der Regentin ihre Glückwünsche darbrachte, war Elisabeth.

„O! Sie wissen nicht Herzogin", rief sie, die Hände derselben küssend, „wie dankbar ich Ihnen bin, Sie haben uns alle gerettet und mich ganz besonders. Denken Sie, wenn ich die Gemahlin dieses entsetzlichen Menschen, dieses Stallknechtes, hätte werden müssen, ich bin überzeugt, er hätte nicht einmal geduldet, daß ich Anbeter habe."

Die Regentin lächelte, sie war von der Aufrichtigkeit und Anhänglichkeit der Großfürstin vollkommen überzeugt und sah in ihr nur ein großes Kind, das zu seinem Glücke nichts weiter brauchte, als Spielzeug, freilich lebendiges Spielzeug, aber daran konnte es ihr nicht fehlen, so lange es galante Männer am Hofe gab und hübsche Grenadiere unter der Garde, und Elisabeth im vollen Besitze ihrer Jugend und Schönheit war.

Minder vertrauensselig zeigte sich Münnich. Als er die Garden in der Nacht des Staatsstreiches haranguirte, hatten dieselben zuerst ziemlich entschieden die Erhebung der Großfürstin Elisabeth auf den Thron verlangt. Zum zweiten Male hatte ihr Münnich den Weg zu demselben versperrt, er hatte also alle Ursache, den Augenblick, wo sie zur Gewalt gelangte, zu fürchten. Das Volk begann der Fremdherrschaft täglich mehr überdrüssig zu werden und aller Augen richteten sich

auf die Tochter Peter des Großen, die schöne Amazone, welche nur dem Vergnügen und der Liebe zu leben schien, in der aber der in Staatsintriguen ergraute Feldmarschall mit Recht die gefährlichste Thronprätendentin sah. Er umgab sie daher mit einem Netz von Spionen, er gewann Leute unter ihrer Dienerschaft durch enorme Summen, er bezahlte andere, welche die Aufgabe hatten, ihr auf allen ihren Schritten zu folgen, wenn sie ihren kleinen Palast verließ, und wieder andere, welche Jene bewachten, mit denen sie verkehrte, Suwalow, Woronzoff und vor allem Lestocq, der in auffallender Weise in dem französischen Gesandtschafts-Hotel verkehrte.

Einmal benützte Münnich, dessen Gesundheit nicht die beste war, ein Unwohlsein, um Lestocq zu Rathe zu ziehen und auf diese Weise den kleinen Wundarzt, dessen Prahlerei und Schwatzhaftigkeit bekannt waren, persönlich in unverfänglicher Weise auszuholen. Nachdem Lestocq ein riesiges Recept, das einem Küchenzettel glich, geschrieben hatte, begann Münnich demselben seine Sympathieen für Elisabeth zu erklären. „Schade", sagte er schließlich, „daß die Prinzessin so sehr allen Staatsgeschäften abgeneigt ist, sie hätte sonst alle Eigenschaften zu einer vortrefflichen Regentin."

„O! glauben Sie das ja nicht", erwiderte Lestocq,

der Münnich durchschaute, „die Großfürstin ist zugleich die vergnügungssüchtigste und trägste Frau, die es geben kann. Ich erstaune nur, daß sie noch nicht zu bequem ist, sich an- und auszukleiden. Nur ihre maßlose Eitelkeit hilft ihr, so denke ich, über die täglichen Mühen der Toilette hinweg. Von Regierungsgeschäften, Staatsangelegenheiten will sie durchaus nichts hören, und sie hat auch nicht den Geist, dieselben aufzufassen. Sie weiß von der politischen Welt so wenig, daß ich überzeugt bin, sie käme in Verlegenheit, wenn sie uns sagen sollte, wie der gegenwärtige König von Frankreich heißt, oder wer in dem gegenwärtigen Kriege die preußische Armee commandirt."

„Dafür gibt es in ihrer Umgebung Personen welche an der Politik um so mehr Antheil nehmen —"

„Wer sollte das sein? Doch nicht Suwalow?"

„Nein", erwiderte Münnich, „gewiß nicht Suwalow, aber Sie, Lestocq."

„Ich?" Der kleine Franzose brach in ein unverschämtes Gelächter aus.

„Sie sind viel bei dem französischen Gesandten."

„Täglich zweimal", rief Lestocq, „am Morgen, weil ich die Ehre habe, sein Arzt zu sein, und am Abend, weil man sich in ganz Petersburg nirgends so angenehm unterhält und so gut ißt, trinkt und sein

Spiel macht, wie bei dem Marquis de La Chetardie."

Münnich war durch die scheinbare Harmlosigkeit Lestocq's entwaffnet.

„Ihr seid alle zusammen eine unverbesserliche Bande leichtfertiger Menschen", murmelte er.

„Und mit Recht, General", rief der Franzose. „Gott hat uns nicht in diese schöne Welt gesetzt und uns das Weib zur Gesellschaft gegeben, damit wir ernsthafte Gesichter schneiden und uns gegenseitig in das, wie ich höre, nicht einmal im Winter geheizte Sibirien senden, sondern um uns so gut als möglich zu amüsiren. Wenn ich mich schon zu einem Philosophen bekennen muß, so schwöre ich zu Epikur."

Achtes Kapitel.

Stillleben einer Großfürstin.

Von dem Augenblicke an, wo Elisabeth durch Lestocq wußte, daß Münnich sie und ihren kleinen Hof im Verdachte politischer Pläne habe und demgemäß unter der strengsten Aufsicht halte, zog sie sich noch mehr, als sie es bisher gethan, von dem öffentlichen Leben zurück. Ihr kleiner Palast in Petersburg bot während des Sommers 1740 das Bild einer vollständigen Idylle.

Sie war stets früh auf und wenn noch der Thau silbern an den Blättern und Gräsern hing, eilte sie schon durch die Laubgänge ihres schattigen Parkes und ließ ihre schöne Stimme mit den Vögeln um die Wette erklingen. Es war die Zeit, wo sie, wie sie meinte, noch nicht Toilette gemacht hatte, obwohl sie stets, der

Tageszeit und Situation angemessen, mit der größten Sorgfalt und verschwenderischer Pracht gekleidet war. Sie ruhte nachts gleich einer olympischen Göttin in einer Wolke der kostbarsten Brüsseler Spitzen in ihren weißseidenen Polstern und wenn sie aufstand, schlüpfte sie in ein Paar reizender Pantoffeln von rothem Sammet, warf einen Schlafrock aus weißer Seide, hinten mit einer großen Quetschfalte, um und zwang den Reichthum ihrer herrlichen Haare in ein kleines Häubchen, das ihr etwas graziös Mütterliches gab. Dann nahm sie auf der Terrasse ihre Chocolade und ihre weißen Finger beschäftigten sich damit, Weißbrod zu kleinen Krumen zu zerbröckeln, die sie den Finken, Amseln, Sperlingen und Rothkehlchen zuwarf, welche sie zwitschernd umlagerten und oft mit lächerlicher Erbitterung um ihr Futter kämpften. Es schoß wohl auch hie und da ein neckisches Eichhörnchen den dunklen Stamm einer Tanne hinab, rollte seinen buschigen Schweif und blickte sie mit den schwarzen Aeuglein neugierig an.

Wenn sie das kindliche Spiel mit all' dem flatternden und piependen Gethier satt hatte, machte sie zum zweiten Male Toilette. Diesmal kleidete sie sich dunkel und würdevoll, denn es war die Zeit, wo sie mit ihrer Hofdame zur Kirche ging.

Nachdem sie mit Andacht gebetet hatte, denn sie

war eben so fromm als lebenslustig, preßte sie ihre üppigen Formen in ein knappes Reitkleid und setzte einen kleinen dreieckigen Hut auf ihr schneeweiß gepudertes Toupée. Graf Suwalow stand dann bereits gleich einem Sklaven, demüthig seiner schönen Gebieterin harrend, mit den Pferden in dem Hofe des Palastes. Elisabeth grüßte ihn mit einem leichten Nicken, er bot ihr seine Hand zum Aufsteigen, sie setzte den kleinen Fuß in dieselbe und schwang sich so mit unnachahmlicher Anmuth in den Sattel. Zu Pferde mahnte sie an eine junge siegreiche Königin der Amazonen und wenn sie längs der Newa dahin sprengte, blieb wohl Jedermann stehen, um der kühnen schönen Frau nachzublicken, welche sich so graziös auf dem Sattel zu schaukeln verstand. Nicht selten hielt sie auf dem Rückwege bei der Kaserne der Preobrasenski'schen Garde, für die sie eine besondere Vorliebe zeigte, wie denn auch die Soldaten derselben mit wahrer Begeisterung an ihr hingen.

Sobald sie mit ihrem hellen flatternden Reitkleid und ihrem weißen Schleier in Sicht kam, liefen Grenadiere, Soldatenweiber und Kinder heraus, und wenn sie ihren schäumenden Rappen anhielt, sah sie sich augenblicklich von ihrer großen militärischen Familie umringt, von allen Seiten rief es dann: „Mütterchen

Elisabetha Petrowna wie geht es mit der Gesundheit?" hier klopfte ein Gardist den Hals ihres Pferdes, dort fegte eine Sergeantenfrau den Staub von ihrer Schleppe und hinter ihr hingen sich ein paar Soldatenjungen an den langen prächtigen Schweif ihres Thieres und jubelten

Vom Ritte zurückgekehrt, machte die Großfürstin erst eigentlich Toilette. Sie kam dann in einem prachtvollen Seidenkleide französischer Fabrikation, mit Spitzen aufgeputzt, die lange Schleppe wie bei einem Hoffeste nachziehend zum Diner, das sie gewöhnlich mit Frau von Kuriakow allein einnahm, denn sie war bei Tisch gern ungestört. Sie aß nämlich sehr viel und sprach noch eifriger als der feinen Küche ihres französchen Koches dem Wein zu. Nach dem Essen schlief sie. Dann kleidete sie sich vom Kopf bis zum Fuße neu an, zum Empfange ihrer täglichen Gäste, Suwalow und Lestocq. Mit diesen Beiden und ihrer Hofdame unterhielt sie sich Nachmittags in ihrem Garten in einer Weise, welche die Spione Münnich's vollkommen beruhigte. So lange es Vorrath an Neuigkeiten, Anecdoten oder Ereignissen der Scandalchronik gab, wurde heiter geplaudert, wobei der kleine mediçante Franzose mit seinem stets schlagfertigen Witz das große Wort führte. Elisabeth hörte Niemand so gern sprechen wie ihn, denn sie war ein echtes Weib,

bei ihr galten gute Einfälle bei Weitem mehr als Argumente. War der Gesprächsstoff erschöpft, spielten sie auf einem kleinen Grasplatz Federball, wobei die Großfürstin jedesmal Gelegenheit fand, durch die angeborene Anmuth und den unnachahmlichen Reiz ihrer Bewegungen ihren Anbeter immer wieder auf's Neue zu entzücken. Sie war eine jener Frauen, die man nur zu sehen braucht, um sie zu lieben. Manchmal ließ die kleine heitere Gesellschaft auch einen Drachen steigen oder spielte Verstecken in den dichten Alleen und Gebüschen. Kam ein Regen oder ein Gewitter, saßen sie oben in dem kleinen Salon und spielten Karten.

Nach dem Soupée entfernten sich die beiden Herren, Suwalow jedoch nur. um durch ein Hinterpförtchen des Gartens und eine geheime Thür im Palaste zurückzukehren. Wenn die Großfürstin zum letzten Male und zwar mit noch größerer Coquetterie als während des Tages für die Nacht Toilette gemacht hatte, drückte sie an einen verborgenen Knopf in der Wand ihres Schlafgemaches, die Tapete wich zurück und der Geliebte trat ein, um sich dem schönen berauschenden Weibe, das ihn in dem bethörendsten Negligée erwartete, zu Füßen zu werfen.

Diese behagliche Ruhe und das heitere Liebesglück

der Prinzessin wurden ein einziges Mal für kurze Zeit gestört, als die Regentin dieselbe zu sich entbot und ihr eröffnete, daß Tahmas Kuli-Khan auch Schah-Nadir genannt, der mächtige und fabelhaft reiche Beherrscher Persiens sich um ihre Hand bewerbe. Bis in den fernen Orient war der Ruf ihrer außerordentlichen Schönheit gedrungen und hatte den großen Schah bestimmt, Abgesandte mit reichen Geschenken zu entsenden, welche die Prinzessin bewegen sollten, ihnen in ihre märchenhafte Heimat zu folgen.

Elisabeth's Antwort war ein ausgelassenes kindliches Lachen.

„Sie nehmen die Angelegenheit viel zu wenig ernst, Prinzessin", begann nun die Herzogin, „Schah-Nadir ist der schönste Mann, den Sie sich denken können, geschaffen die ausschweifendste Phantasie einer nach Liebe, Genuß und Pracht verlangenden Frau zu befriedigen. Unermeßliche Schätze füllen seinen mit asiatischem Luxus eingerichteten Palast, der für sich allein eine ganze Stadt ist. Tausende von Sklaven harren in aufmerksamer Demuth der Winke ihres Gebieters, jeden derselben schnell erfüllend. Sie würden als die Beherrscherin eines der größten Reiche des Orients der russischen Macht den Weg in das Innere Asiens bahnen, könnten als solche die Politik ihres

großen, unvergeßlichen Vaters mit glänzenden Erfolgen krönen —"

„Aber Herzogin", fiel Elisabeth ein, „ich habe Ihnen so oft gesagt, daß ich zu Staatsgeschäften eben so wenig tauge, wie zur Ehe. Ich kann nicht glauben, daß Sie mich unglücklich machen wollen —"

„Im Gegentheil", sagte die Regentin, „wir alle — Münnich nicht ausgenommen — wünschen in Ihrem Interesse, daß Sie den Abgesandten Persiens Gehör schenken, Sie sind ohne Zweifel eines Thrones werth, warum wollen Sie einen der mächtigsten, der Ihnen in so schmeichelhafter Weise geboten wird, zurückweisen?"

Die Regentin sagte der Prinzessin die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit, so wenig sie derselben nämlich gefährliche politische Pläne zutraute, so hätte sie doch, ebenso wie Münnich, dieselbe lieber in dem fernen Persien als in Petersburg gesehen.

„Ich passe nicht für den Thron", sagte Elisabeth, „gönnen Sie mir, Herzogin, das heitere, sorgenlose Leben, das ich führe und erlauben Sie mir, die Werbung des Schahs abzuweisen. Wollen Sie jedoch, daß ich Rußland verlasse, so ziehe ich es vor, nach Frankreich oder Italien zu gehen und dort ebenso nur meinem Vergnügen zu leben, wie hier.

„Wie können Sie dies glauben", beeilte sich jetzt die Regentin zu erklären, indem sie mit mütterlicher Zärtlichkeit Elisabeth auf die Stirne küßte, „ich habe Sie ja sehr lieb und möchte nur Ihr Bestes."

„Dann sprechen Sie mir nie mehr von einer Heirath, Herzogin", rief Elisabeth, „und noch weniger von einer Krone. Ich bin so vollkommen zufrieden."

„Ach, Sie sind beneidenswerth, Großfürstin", seufzte die Regentin.

Einige Wochen später kam die außerordentliche Gesandtschaft des Schahs von Persien in der Hauptstadt Rußlands an. Die nie gesehene phantastische Pracht ihres Aufzuges brachte die ganze Bevölkerung in Aufruhr, eine unabsehbare Menge füllte die Straßen und drängte sich vor dem Palaste der Großfürstin Elisabeth, zu dem die Perser mit ihren Schätzen hinzogen. Es war eine förmliche Armee, welche die Werbung und die Geschenke Tahmas Kuli-Khans überbrachte. Voran schritt ein Chor Musiker, dann folgten Krieger zu Pferde und zu Fuß und tausend weiße Sklaven, alle reich gekleidet, welche der Schah der Großfürstin zum Geschenke machte, hinter ihnen gingen vierzehn Elephanten; der erste, ein weißer, war nur mit Juwelen, Perlen, Gold und Silber beladen, die anderen trugen auf ihrem Rücken prachtvolle indische

und persische Stoffe, Teppiche und kostbare Pelze. Dann kamen tausend schwarze Sklaven, wie aus Ebenholz geschnitzt, Papageien auf der Hand tragend oder gezähmte Löwen, Tiger und Panther an silbernen Ketten führend. Hundert cirkassische Sklavinnen von seltener Schönheit folgten mit Fächern aus Straußenfedern, die Gesandten auf feurigen Pferden, die bunten orientalischen Gewänder mit Diamanten besäet und eine zweite Abtheilung Soldaten schloß den Zug.

Elisabeth empfing die ungewöhnlichen Brautwerber in dem großen Saale ihres Palastes. Auf Stufen, welche mit rothem Sammet beschlagen waren, stand eine Art vergoldeter Thronsessel, auf dem sie sich niedergelassen hatte. Sie trug ein weißes, goldgesticktes Schleppkleid, von ihren blendenden Schultern wallte ein Hermelinmantel nieder, auf ihrer gebietenden Stirne funkelte ein Diadem von Diamanten.

Die Gesandten des Schahs traten, von einem Dolmetscher begleitet, ein und warfen sich dreimal vor der schönen Großfürstin auf das Antlitz nieder, das erste Mal an der Thüre, das dritte Mal unmittelbar zu ihren Füßen, dann brachten sie, auf den Knieen liegend, die Arme auf der Brust gekreuzt, ihr Anliegen vor, das der Dolmetscher der Prinzessin verständlich machte.

Als es hieß, der Schah habe von Ihrer Schönheit, die in der Welt nicht ihres Gleichen habe, vernommen, und seitdem fliehe ihn der Schlaf und er werde keine Ruhe finden, ehe nicht der herrliche Stern des Nordens in seinem Reiche leuchte, lächelte Elisabeth geschmeichelt. Schon begannen die Abgesandten zu hoffen und beeilten sich, ihr die Schätze, welche Tahmas Kuli-Khan ihr sandte, zu Füßen zu legen, um so größer war ihre Enttäuschung, als ihnen die Antwort der Prinzessin verdolmetscht wurde.

Wenn sie überhaupt willens wäre sich zu vermählen, lautete dieselbe, würde sie gewiß keinen Anderen wählen, als den Schah, von dessen körperlichen Vorzügen, seltenen Geistesgaben, Macht und Reichthum man ihr die verlockendsten Schilderungen gemacht habe, aber sie werde ihre Freiheit nie einem Manne opfern, nicht einmal dem besten, den es gebe, und so sehe sie sich gezwungen, die Hand des Schahs dankend abzulehnen. Um jedoch Tahmas Kuli-Khan nicht zu sehr zu beleidigen, nehme sie seine Geschenke, Juwelen, Perlen, Stoffe und Pelze an, die Sklaven und Elephanten sende sie ihm jedoch zurück und als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit bitte sie die Perser, ihrem Monarchen ihr Bild, in Diamanten gefaßt, zu überbringen.

Während der Dolmetscher sprach, waren die Gesichter der Gesandten immer länger geworden. Wieder warfen sie sich dreimal vor Elisabeth nieder und kehrten seufzend mit dem bezaubernden Porträt der grausamen Schönen zu ihrem Herrn zurück, der vergebens unter den Paradiesblumen und Gazellen seines Harems den kalten stolzen Stern des Nordens zu vergessen suchte.

Neuntes Kapitel.

Der Unentbehrliche.

Während Elisabeth in ihrem kleinen Palaste, einer zweiten Grotte der Dido, nur der Liebe zu leben schien, wurde der Zwiespalt im Schooße der neuen Regierung von Tag zu Tag größer und unheilbarer. Münnich, dessen Selbstgefühl noch weit über seine großen Verdienste hinausging, ließ es der Regentin täglich fühlen, daß sie ihm allein ihre Macht zu verdanken habe und er die einzige Stütze derselben sei; ihren Gemahl, den Herzog Ulrich von Braunschweig behandelte er geradezu wegwerfend. Die Regentin unterhielt intime Beziehungen zu dem Grafen von Lynar und in Folge derselben standen sich die beiden fürstlichen Gatten mehr als schroff gegenüber, es gab am Hofe täglich Reibungen und Conflicte, welche Münnich in seinem Beneh-

men gegen den Herzog bestärkten. Obwohl der Letztere der Befehlshaber aller russischen Streitkräfte war, wurden ihm die Anordnungen Münnich's, auch insoweit sie die Armee betrafen, nur sehr selten mitgetheilt, was den jähzornigen Herzog mehr als einmal geradezu außer sich brachte. Noch schwerer fiel jedoch die Uneinigkeit der Machthaber in Bezug auf die äußere Politik in's Gewicht. Münnich gehörte zu den wärmsten Verehrern des Königs von Preußen, Friedrich des Großen, während die Regentin eben so sehr gegen denselben eingenommen war. So kam es, daß Rußland zu keinem entschiedenen Vorgehen zu bestimmen war. Die Regentin weigerte sich, die preußischen Pläne zu unterstützen, während Münnich jedesmal, wo sie zur Parteinahme für Oesterreich einen Anlauf nahm, sie auf halbem Wege umkehren machte, ja der persönliche Einfluß dieses genialen und energischen Mannes auf die Regentin war so groß, daß er sie endlich doch zur Unterzeichnung eines freilich mehr formellen Bündnisses mit Preußen bestimmte.

Es sollte sein letzter Erfolg sein, nicht lange darnach wurde er krank und mußte sich für längere Zeit von allen Staatsgeschäften zurückziehen. Statt den Verlust dieses treuen und fähigen Mannes zu bedauern, fühlte sich die Regentin mit einem Male frei und be-

eilte sich, das ganze Gebäude Münnich's über den Haufen zu werfen. Sie wurde dabei von Ostermann unterstützt, welcher die lockende Gelegenheit, das Staatsruder ganz an sich zu reißen, nicht unbenützt vorübergehen lassen wollte. Golofkin und Löwenwolde verbanden sich mit ihm zu Münnich's Sturze.

Die Regentin gehörte mit zu den Garanten der pragmatischen Sanction.

Sie schloß, ohne Münnich zu fragen, ja offenbar gegen seine Absicht und seinen Willen eine Allianz mit den Höfen von Wien und Dresden, welche gegen keinen Anderen gerichtet sein konnte, als gegen Friedrich den Großen, der in Schlesien eingefallen war.

Als Münnich von diesem Acte der Regentin erfuhr, forderte er in brüsker Weise seinen Abschied.

„Sie werden sehen", sagte er mit einem hochmüthigen Lachen zu seinem Secretär, nachdem er demselben das betreffende Schriftstück zu Ende dictirt hatte, „das ist ein Schreckschuß, der sie und alle Machinationen niederwirft; was sollten sie auch ohne mich anfangen."

Er hielt sich für unentbehrlich, aber er sollte erfahren, daß kein Mensch unentbehrlich ist.

Die gehoffte Wirkung seiner Abdankung blieb nicht allein aus, sondern die Regentin beeilte sich sogar,

dieselbe anzunehmen. Münnich war vernichtet, obwohl der Schlag weniger ihn traf als eben die, die ihn führten und die, alle Dankbarkeit gegen den Mann, der sie zur Regierung gebracht hatte, vergessend, überdies noch so unklug waren, sich zu freuen, daß sie diese eminente Kraft verloren hatten.

An demselben Abende noch, als Münnich's Abdankung bekannt wurde, berief ein Billet des Marquis de la Chetardie den Wundarzt Lestocq in das französische Gesandtschaftshotel.

„Mein lieber Freund", begann der Marquis, als er sich mit dem Leibarzt der Prinzessin Elisabeth in seinem Cabinete eingeschlossen hatte, „Sie sind zwar kein Diplomat von Beruf, ja nicht einmal ein Politiker, aber ich glaube an Ihnen alle jene Eigenschaften entdeckt zu haben, welche dazu befähigen, der Träger einer politischen Intrigue zu werden."

„Sehr schmeichelhaft, Excellenz", erwiderte Lestocq lächelnd, „aber ich bitte, nicht zu vergessen, daß es dieselben Eigenschaften sind, welche einen für Sibirien, ja vielleicht für das Schaffot qualificiren."

„Gewiß, mein lieber Lestocq", fuhr de la Chetardie fort, „kann ein Unternehmen, das seinen Theilnehmern die außerordentlichsten Vortheile, Macht, Rang und Reichthum verheißt, nicht ganz gefahrlos sein. Es

kommt aber eben alles darauf an, das Erreichbare in einer so klugen und vorsichtigen Weise anzustreben — sobald die Chancen des Erfolges jene des Mißerfolges weit überwiegen, daß die Möglichkeit eines schlimmen Ausganges auf das geringste Maß reducirt wird."

„Ich verstehe."

„Ich bin offen gegen Sie, Lestocq", fuhr der Marquis fort, „nicht allein weil Sie mir ein ebenso treuer als kluger Mann scheinen, sondern vorzüglich deshalb, weil ich Sie für einen guten Franzosen halte."

„Und mit Recht, Excellenz", rief Lestocq, mit jener feiner Nation eigenthümlichen Begeisterung, „ich würde lieber meinen Kopf hergeben, als Frankreich verrathen."

„Hören Sie also", sagte der Marquis, „es ist das Interesse unseres Vaterlandes, das uns allein in diesem Augenblicke leiten darf. Sie wissen, daß Münnich entlassen ist, daß die österreichische Partei am Hofe gesiegt hat. Ein Bündniß mit Maria Theresia ist abgeschlossen worden und der Gemahl der Regentin, nach militärischen Lorbeeren geizend, drängt auf die sofortige Ausführung desselben. Ich zweifle nicht, daß man eine Armee gegen Preußen aufstellen wird. Der Erfolg des Krieges dürfte sich, wenn Rußland energisch in der Flanke des Königs von Preußen operirt, auf

die Seite unserer Gegner neigen. Diese für uns demüthigende Katastrophe abzuwenden, ist meine Aufgabe und die Ihre, mein Freund."

„Inwiefern die meine?" sagte Lestocq erstaunt, „was sollte ich, der unbedeutende Wundarzt, vermögen?"

„Denken Sie einmal nach, Lestocq, ob es nicht ein Mittel gäbe, die Intriguen unserer Feinde mit einem Male lahm zu legen, Sie sind ein feiner Kopf, denken Sie nach."

Lestocq setzte sich in einen Stuhl, stützte die Ellenbogen auf die Kniee und den Kopf in beide Hände. „Es gibt ein einziges Mittel", sagte er endlich, den Marquis fest ansehend.

„Nun?"

„Wir müßten die gegenwärtige Regierung stürzen", fuhr der kleine Wundarzt fort, „und die Großfürstin Elisabeth zur Kaiserin von Rußland machen."

„Errathen, Lestocq", rief der französische Gesandte, „und begreifen Sie jetzt die Aufgabe, welche Ihnen zu Theil wird?"

Lestocq nickte.

„Sie müssen vor Allem die Prinzessin für unseren Plan gewinnen und dann die Verschwörung organisiren. Das Volk hat die Herrschaft der Deutschen satt, die

Sympathieen der Soldaten gehören seit langer Zeit schon der Tochter Peter des Großen. Sobald nur ein Regiment sich für sie erklärt, werden die übrigen nachfolgen. Das nöthige Geld gebe ich."

„Das ist Alles sehr schön, Herr Marquis", murmelte Lestocq, „aber mein Kopf, mein armer Kopf?"

„Sie wären der erste Franzose, dem es an Muth fehlte, wenn es die Ehre seines Landes und für ihn selbst Ruhm und Vortheil gilt", sagte de La Chetardie rasch.

„Halten Sie mich für keinen Feigling, aber die Aufgabe scheint mir zu groß für meine kleinen Schultern."

„Gerade Sie sind der Mann, den wir brauchen", sagte der Marquis. „Lassen Sie irgend einen General oder Staatsmann die Leitung übernehmen, sich mit seinen Freunden besprechen, mit den Soldaten unterhandeln, man wird sofort Verdacht schöpfen und die Verschwörung wird entdeckt sein, ehe sie noch eigentlich begonnen hat. Daß Sie sich aber zur Seele einer Thronumwälzung machen, daran denkt Niemand, gerade in Ihrer scheinbaren Unbedeutendheit liegt für mich die sicherste Bürgschaft des Erfolges. Zudem war Münnich der Einzige, welcher die Großfürstin unausgesetzt bewachte und von dem entschiedene Schritte gegen

dieselbe bei dem geringsten Anlaß sogar zu erwarten waren. Nie war die Constellation für Elisabeth günstiger. Es heißt nur muthig den Augenblick ergreifen und wir sind Sieger."

Lestocq schwieg noch immer.

„Sie haben also wirklich nicht den Muth?" fragte der Marquis mit einem verächtlichen Lächeln.

„Ich werde mit der Großfürstin sprechen", sagte er nach einer neuen Pause.

„Endlich!" rief der Marquis. „Ich erwarte mit Ungeduld das Ergebniß dieser Unterredung, lassen Sie nichts unversucht, Lestocq, die Prinzessin zu bestimmen und kehren Sie bald, recht bald zu mir zurück."

Mit einem Händedruck trennten sich die beiden Männer, welche auf das Schicksal Rußlands, ja Europas einen so bedeutenden Einfluß nehmen sollten, der hochgeborene Marquis, der Botschafter Ludwig XV. und der unscheinbare Wundarzt, der mit einem Male zum politischen Abenteurer wurde.

Lestocq fand die Großfürstin mit Suwalow und ihrer Hofdame beim Souper.

„Was soll das bedeuten?" rief sie ihm entgegen. „Weshalb so spät? Das fordert Strafe. Wer erfindet eine würdige für diesen kühnen Hochverräther?"

„Er soll verurtheilt werden, deutsch zu lernen", rief Suwalow.

„Erbarmen Sie sich", flehte Lestocq, der, wie alle Franzosen vor der deutschen Sprache einen unüberwindlichen Respect hatte.

„Er soll den ganzen Abend nichts als Wasser trinken", schlug die Hofdame vor.

„Nein, das wäre zu grausam", lachte Elisabeth, „da will ich lieber selbst die Execution übernehmen." Sie drehte ihre Serviette zu einem tüchtigen Plumpsack zusammen und winkte Lestocq zu sich, der mit einer Armensündermiene vor ihr niederkniete. Nachdem er ein paar derbe Hiebe von der zarten Hand der Prinzessin erhalten, wurde er zu einer Flasche Sauterne begnadigt. Als die Herren, wie jeden Abend, zusammen den Palast verließen, nahm Lestocq den Grafen am Arme und weihte ihn in seinen Plan ein. Suwalow stimmte freudig zu und bot zu Allem willig seine Hand; zunächst galt es, dem kleinen Wundarzt mit Vermeidung jedes Aufsehens ein tête à tête mit der Großfürstin zu verschaffen, denn noch hatte Münnich seine Spione unter ihrer Dienerschaft. Auch dafür wußte der intriguante Suwalow Rath. Elisabeth drückte, nachdem sie sich in ihr reizendes Negligée gehüllt hatte, an den Knopf der Tapete, wie erstaunte

sie aber, als statt des erwarteten Geliebten, Lestocq in ihr Schlafgemach trat.

„Was soll das bedeuten?“ fragte sie.

„Daß Sie von Spionen umgeben sind“, entgegnete der kleine Franzose, „und ich Hut, Mantel und Schlüssel Suwalow's benützt habe, um unerkannt zu Ihnen zu gelangen, denn ich habe Ihnen ebenso wichtige als dringende Eröffnungen zu machen.“

„Ich bin gespannt“, sagte Elisabeth, die sich auf eine Ottomane niedergelassen hatte.

„Die Abdankung Münnich's“, begann Lestocq, „ist für Sie der erste Schritt zum Throne —“

„Sie wissen doch, Lestocq“, unterbrach ihn Elisabeth lebhaft, „daß ich nichts von Politik hören will.“

„Das wäre in diesem Augenblicke sehr unpolitisch“, entgegnete Lestocq rasch. „Sie, die schöne Frau, die Tochter Peter des Großen, der Liebling der Soldaten, haben alle Chancen für sich, den Thron Rußlands zu erlangen und zu behaupten. Den Hermelin um die Schultern können Sie ihren Willen zum Gesetze eines großen Reiches machen, jeden ihrer Wünsche erfüllen, und an der Hand ihrer unvergleichlichen Schönheit die höchsten Freuden der Liebe genießen. Alles, was das Weib in Ihnen nur vom Leben verlangen kann, wird Ihnen die Monarchin erfüllen. Sie werden

glücklich sein und Sie werden groß sein. Sie haben ein Herz für Ihr Volk, Sie werden in die Fußstapfen Ihres genialen Vaters treten und Rußland zu neuen Siegen, neuen Fortschritten, einer höheren Stufe der Cultur führen, dem Stillstande, welcher seit einigen Jahren in jeder Beziehung herrscht, ein Ende machen. Ihr Name wird mit goldenen Lettern im Buche der Geschichte stehen. Sollte dies Alles Sie nicht begeistern, sollten wir Alle uns in Ihnen getäuscht haben, die wir von Ihnen und nur von Ihnen eine bessere Zukunft erwarten?"

„Ich leugne nicht, Lestocq", seufzte Elisabeth, „daß ich gern regieren würde, aber ein Staatsstreich widerstrebt meinem Wesen. Vor Allem möchte ich nie Blut vergießen, und dann — welchen Gefahren setze ich mich aus, wenn ich mich an die Spitze einer Verschwörung stelle?"

„Wer spricht davon", rief Lestocq, „Sie geben uns nichts weiter als Ihren Namen. Wir handeln für Sie. Gelingt unser Unternehmen, besteigen Sie den Thron, mißlingt es, verleugnen Sie uns, opfern uns, um sich selbst Ihrem Volke zu erhalten."

„Nein, Lestocq, das bin ich nicht im Stande", antwortete die schöne Frau, „ich konnte Biron opfern,

aber ich wäre unfähig, meine Freunde für mich bluten zu sehen."

„Wie aber wenn Ihnen kein Ausweg bleibt", sprach Lestocq, sie mit seinen Blicken durchbohrend.

„Ich verstehe Sie nicht —"

„Münnich, Ihr vornehmster Gegner ist unschädlich gemacht, die Luft ist jetzt rein", fuhr Lestocq fort, „Niemand beobachtet uns, Niemand erwartet von uns ein so kühnes Unternehmen. Jetzt ist uns der Erfolg gesichert. Wer bürgt uns aber dafür, daß diese glückliche Constellation lange dauern wird? Sind Sie der Regentin für immer sicher? — Nein. Weshalb wollte man Sie an den Schah von Persien verheirathen? Um Sie aus Rußland zu entfernen. Ich weiß aus bester Quelle, daß Münnich eben jetzt wieder mit dem Gedanken umging, Sie in ein Kloster zu stecken —"

„Abscheulich!" rief Elisabeth, „mich in ein Kloster!"

„Und noch dazu in kein Männerkloster", fuhr Lestocq fort, „Münnich's Sturz hat diesen Plan für einige Zeit vereitelt, wer sagt Ihnen, daß Ostermann ihn, wenn die Unzufriedenheit wächst und man immer wieder Ihren Namen wie den einer Erlöserin nennt, nicht aufnimmt und endlich doch ausführt?"

„Sie haben Recht, Lestocq", murmelte die Großfürstin, „ich bin in immerwährender Gefahr und würde

viel darum geben, mich aus dieser zweifelhaften Lage zu befreien."

„Wir bieten Ihnen die Hand dazu —" fiel der kleine Franzose ein.

„Wer?"

„Ich, Suwalow, die Preobrasenskische Garde und Frankreich durch seinen Gesandten, den Marquis de la Chetardie, sind das nicht Verbündete genug?"

„In der That", sagte die Großfürstin, „aber es ist bei alledem eine große Verantwortung, die ich auf mich lade. Bis jetzt ist mein Gewissen rein."

„Es wird es auch bleiben, Madame", sprach Lestocq, „lassen Sie uns sorgen."

„Es ist unmöglich, daß eine solche Umwälzung ohne Verlust an Menschenleben stattfindet", rief Elisabeth.

„Und ich garantire Ihnen", gab Lestocq zur Antwort, „daß die Revolution, welche Sie auf den Thron führen wird, ebenso unblutig sein wird, wie jene, welche Biron gestürzt hat."

„Unter dieser Bedingung gebe ich meine Einwilligung", sagte die Großfürstin.

„Endlich! Endlich!" rief Lestocq, stürzte zu ihren Füßen nieder und küßte ihre Hände. „Ich wußte es, Madame, es ist unmöglich, daß Ihr großes Herz sich

von flüchtigen Freuden ersticken ließe, Sie können dieses Land, das Sie lieben, dieses gute Volk, das mit Begeisterung auf Sie blickt, das Alles von Ihnen hofft, nicht in diesem trostlosen Zustande, nicht in den Händen habgieriger und niedrig denkender Fremden lassen. Gott segne Sie für diesen erhabenen Entschluß!"

Noch in derselben Nacht meldete Lestocq dem französischen Gesandten den erwünschten Erfolg.

Zehntes Kapitel.

Eine Taufe auf der Trommel.

Den folgenden Abend führte Lestocq auf demselben geheimnißvollen Wege, auf dem er zu der Prinzessin gelangt war, den französischen Botschafter in das Schlafgemach derselben. Wenn Elisabeth bisher noch nicht fest entschlossen war, sich an die Spitze des kühnen Unternehmens zu stellen, so war sie es unbedingt jetzt, nachdem sie de la Chetardie gesprochen. Sie war in keiner Richtung eines jener Mannweiber, an denen gerade die Geschichte Rußlands keinen Mangel hat, sondern durch und durch nur Frau. Echt weiblich waren ihre Fehler wie ihre Vorzüge. So wurde sie denn auch nicht etwa von den Gründen und der siegreichen Dialektik des gewandten und geistvollen französischen Staatsmannes gewonnen, sondern von seiner

Persönlichkeit. Der Marquis war hübsch, elegant und witzig. Er gefiel ihr und nur deshalb schenkte sie seinen politischen Vorschlägen Gehör. Sie versprach als Monarchin nicht gegen Preußen und Frankreich Partei zu nehmen und de la Chetardie stellte ihr dagegen seine Hilfe und die nöthigen Summen zur Erlangung des Thrones zur Verfügung.

Unmittelbar nachdem der Marquis sie verlassen hatte, versammelte Elisabeth ihre Anhänger um sich, es waren nur wenige durchaus junge Männer, welche bisher weder eine politische noch überhaupt eine Rolle gespielt hatten; außer Lestocq und dem Grafen Iwan Suwalow zählten zu denselben der Kammerherr Woronzoff, Astroski, Lieutenant der Preobasenskischen Garde, und Nicolaus Battog, ein Student an der Petersburger Kunstakademie und Freund des letzteren.

Die Großfürstin nahm ein großes, mit Diamanten besetztes Kreuz von ihrem Halse und ließ alle Anwesenden auf dasselbe Treue, Gehorsam und vor Allem Verschwiegenheit schwören. Dann begann sie, den vollen Arm nachlässig auf den Kamin gestützt, ihre Absichten zu entwickeln. „Ich bin die Tochter Peter des Großen", schloß sie, „mein Recht auf den russischen Thron ist jedenfalls ein besseres als das dieser Deutschen, dieses Iwan und seiner Eltern. Ich bin ent-

schlossen, es nicht länger zu dulden, daß man mich von demselben ausschließt, ich werde diese Regierung, welche Niemand liebt, stürzen und die Zügel der Herrschaft ergreifen, zum Wohle Rußlands und seiner Völker. Wenn ich dabei auf Ihre Hilfe rechne, so geschieht es in der Ueberzeugung, daß das Gelingen meines Planes es mir leicht machen wird, Sie für die mir bewiesene Treue zu belohnen und für die Gefahren, denen Sie sich in meinem Dienste aussetzen, reich zu entschädigen. Erklären Sie also, ob Sie mir Ihre Arme, ja ihr Leben zur Verfügung stellen wollen."

„Ich gehöre Ihnen", rief Suwalow begeistert.

„Auch ich — wir Alle", tönte es von den Lippen der Uebrigen.

„Ich huldige Ihnen hiermit als meiner Monarchin", sprach Suwalow, indem er sich auf ein Knie vor ihr niederließ. „Es lebe Elisabeth Petrowna, Kaiserin von Rußland!"

Die Anderen folgten seinem Beispiel und stimmten in den Ruf ein.

„Ich danke Ihnen", sagte Elisabeth, „ich sehe, ich habe mich in keinem meiner Freunde getäuscht. Stehen Sie auf und hören Sie jetzt also die Befehle, welche ich Ihnen ertheile." Sie setzte sich an den Tisch und schrieb. „Hier ist eine Anweisung für Sie, Lestocq,

welche der Marquis de la Chetardie honoriren wird." Sie übergab ihm das noch feuchte Blatt. „Ihre Aufgabe ist es, Geld unter die Soldaten der hier befindlichen Regimenter zu vertheilen. Sie, Astroski werden die Officiere gewinnen, während Suwalow und Woronzoff in vorsichtiger Weise den Adel für mich und meine Sache stimmen werden, und Sie Battog sind der geeignete Mann, unter ihren Genossen eine Verschwörung für sich zu bilden, ohne jeden Zusammenhang mit mir, ausschließlich zu dem Zweck, das Volk in Petersburg aufzureizen. Die Preobrasenskische Garde nehme ich auf mich."

Nachdem sich alle Anwesenden bereit erklärt hatten, die ihnen zugetheilten Aufgaben zu übernehmen, trennte man sich tief in der Nacht.

Die Großfürstin gab Suwalow einen Wink zu bleiben, und als es im Palaste vollkommen still geworden war, eilte sie mit ihm im Dunkel die Treppe hinab und postirte sich in der Nähe des Ausgangsthores.

„Was haben Sie vor", flüsterte der Graf.

„Das werden sie sofort sehen", erwiderte sie.

Es währte nicht lange, so hörten sie leise Schritte nahen, der Schlüssel wurde vorsichtig in das Schloß geschoben und das Thor langsam geöffnet; in diesem

Augenblicke sprang Elisabeth mit der Behendigkeit einer Tigerkatze auf den Mann los, der den Palast zu so später Stunde verlassen wollte und hielt ihn an der Brust fest.

„Wohin willst Du?“ fragte sie in einem Ton, der ihren Gefangenen am ganzen Leibe erzittern machte.

„Ich — ich — habe etwas — in der Stadt zu holen“, sagte der Ertappte, einer ihrer Lakaien.

„So spät! Eigenthümlich?“ spottete Elisabeth. „Schließen Sie das Thor, Graf.“

Suwalow that wie sie befohlen, dann zog die Großfürstin die Glocke. Ihr heller Ton alarmirte das ganze Haus. Diener und Kosaken stürzten mit Lichtern herbei und wurden Zeugen der seltsamen Scene. „Diesen Dieb hier, den ich selbst auf frischer That ergriffen habe, bindet mir auf der Stelle“, gebot Elisabeth. Ihre Leute ergriffen den Schuldigen und banden ihm die Hände auf den Rücken. „So“, sagte die energische Frau, „jetzt führt ihn in den Gartenpavillon und bringt Lichter dorthin, ich werde selbst Gericht über ihn halten und zwar auf der Stelle.“

Nachdem ihre Befehle vollzogen waren, trat sie vor den Unglücklichen, der sie zitternd erwartete, und hieß ihre Leute in der Nähe warten. Nur Suwalow blieb bei ihr.

„Ich bin kein Dieb", begann der Lakai flehend.

„Ich weiß es", schnitt ihm Elisabeth kurz das Wort ab, „und doch hast Du mich bestohlen, Du hast mein Vertrauen mißbraucht und meine Geheimnisse geraubt, um sie dem General Münnich zu verkaufen, elender Spion."

„Ich — Mütterchen — ich weiß nichts", stammelte der Elende.

„Nur ein offenes Geständniß kann Dich retten", sagte die Prinzessin streng. „Nenne Deine Mitschuldigen."

„So wahr mir Gott helfe, ich weiß von nichts!" jammerte der Diener.

„Du willst nicht gestehen?"

„Ich kann nicht."

„Wir werden Dir also helfen müssen", sprach Elisabeth und ein höhnisches Lächeln zuckte in ihren Mundwinkeln. Sie rief ihre Leute, ließ den Spion Münnich's im Garten an einen Baum binden und ihm die Kleider bis zur Hüfte vom Leibe herabreißen. Dann befahl sie zwei Kosaken ihn so lange zu peitschen, bis er gestehe. Sie selbst stand dabei und sah, wie jeder Hieb ihrer langen Kantschu ihm das Fleisch zerschnitt und sein Blut rieseln machte, sie blieb taub gegen sein Bitten und Jammern, ja sie eiferte seine Peiniger noch

an, bis er um Gnade bat und Alles zu gestehen versprach. Jetzt wurde er erst losgebunden und in den Pavillon zurückgeführt.

„Du bist also ein Spion des Generals?" begann sie das Verhör von Neuem.

„Ja", seufzte der Verräther.

„Wer ist außer Dir noch in meinem Hause in den Diensten Münnich's?"

„Die Kammerfrau Anastasia und der Reitknecht Nicolaus."

Beide wurden sofort ergriffen, gebunden und vorgeführt.

„Was habe ich Euch Elenden gethan, daß Ihr mich verkauft habt", rief Elisabeth im höchsten Zorn, „habe ich Euch nicht mit Wohlthaten überhäuft, Euch gepflegt, wenn Ihr krank waret, ist dies Eure Dankbarkeit?"

Vergebens warfen sich die Schuldigen der Großfürstin zu Füßen und flehten um Erbarmen, aber so gut sie sonst war, wenn man sie beleidigt hatte, kannte sie keine Schonung. Sie ließ die Beiden gleichfalls bis auf das Blut peitschen und jagte sie dann aus dem Hause.

„So, jetzt habe ich mir die Spione vom Halse

geschafft", sagte sie dann zu Suwalow, „jetzt können wir uns ohne Gefahr verschwören" —.

Alle Theilnehmer des Complottes begannen nun ihre Thätigkeit, Suwalow und Woronzoff in den Salons und Boudoirs, Lestocq und Astroski in den Kasernen, Battog im Vereine mit einigen anderen Studenten und Kaufmannssöhnen, welche er in's Vertrauen zog, in den Schänken der Hauptstadt.

Bald waren einige hundert Personen eingeweiht, und alle benahmen sich, wie wenn es eine Carnevalsbelustigung gälte; von der Vorsicht, welche der französische Gesandte so dringend empfohlen hatte, von der Verschwiegenheit, welche die Großfürstin sich feierlich geloben ließ, war bei dem ganzen Unternehmen keine Spur. Lestocq, eben so schwatzhaft, leichtfertig und prahlerisch wie er kühn und unternehmend war, gefiel sich in geheimnißvollen Andeutungen von einer bevorstehenden großen Veränderung, welche ihn zu außerordentlichen Ehren bringen sollte, die anderen Verschwornen, galante Lebemänner oder gemeine Säufer machten es nicht viel besser. Die Verschwörung trug das Mißlingen an der Stirne.

Als der eintretende Winter die Petersburger Gesellschaft wieder vollzählig sah, wurde in den Assembleen derselben offen von der Revolution, welche in

Kurzem die Großfürstin Elisabeth auf den Thron heben sollte, gesprochen, wie von Etwas, was sich von selbst versteht und was Niemand zu hindern im Stande ist. Jedermann glaubte an eine weitverzweigte Verschwörung zu diesem Zwecke, nur die Regentin nicht. Man hatte Elisabeth bei ihr viel zu oft ohne jeden Grund kühner Umsturzpläne beschuldigt, als daß sie jetzt, wo es damit Ernst war, noch daran glauben sollte. Nicht einmal der intime Verkehr der Prinzessin mit der Preobrasenskischen Garde war im Stande, sie zu beunruhigen, denn Elisabeth hatte ja ihren ersten Günstling aus den Reihen derselben gewählt und war immer eine Art Soldatenmutter gewesen.

Es war am 20. November 1741, als ein Soldat dieser Truppe bei der Großfürstin erschien und sie in der zugleich demüthigen und herzlichen Weise der gemeinen Russen bat, sein eben geborenes Kind aus der Taufe zu heben. Elisabeth, welche unter allen Umständen schon durch ihr gutes Herz bestimmt worden wäre, diese Pathenstelle anzunehmen, ergriff jetzt die Gelegenheit, welche sich ihr zu einer Demonstration bot, mit freudiger Hast, und sagte dem Manne unter der Bedingung zu, daß die heilige Handlung nicht in der Kirche, sondern im Hofe der Kaserne und in Anwesenheit der Soldaten stattfinde.

Am folgenden Tage erschien sie in rothen hermelinbesetzten Sammet gekleidet, schön wie eine Göttin, von ihrer Hofdame begleitet in der Caserne, deren Hof bereits von Soldaten und Officieren aller Grade gefüllt war. Jauchzender Zuruf begrüßte die schöne Frau, als sie aus dem Schlitten sprang; huldvoll lächelnd schritt sie durch die Reihen der Garden, sprach mit dem von seiner Gesundheit, mit jenem vom Dienst, fragte einen Dritten nach seiner Frau und wieder andere, wie sie mit ihren Officieren und mit ihrer Kost zufrieden seien.

Als man des Soldaten Kind, einen hübschen Knaben brachte, nahm sie es auf den Arm und küßte es. Die Soldaten bildeten einen Kreis um sie und der Priester begann die Ceremonie, wobei die Großfürstin Gelegenheit fand, sich als eine ebenso treue Tochter der Landeskirche, wie große Soldatenfreundin zu zeigen.

Auf ihren Wink wurde das Kind auf eine Trommel gelegt und auf derselben getauft. Als die heilige Handlung beendet war, hob die Prinzessin es noch einmal hoch empor und rief: „Gott gebe Dir seinen Segen, damit Du ein braver Soldat wirst und Rußland sowie dem Czaar treu dienst."

„Gott gebe, daß er Ihnen dient, Elisabeth Pe-

trowna", rief ein alter Soldat mit grauem Schnurrbart, der schon unter Peter dem Großen bei Pultawa gefochten.

„Ja, das gebe Gott", riefen Officiere und Soldaten.

„Nun, mit Gottes Hilfe kann Manches werden", sagte Elisabeth, sich vollkommen vergessend, „was jetzt noch unmöglich scheint."

„Es lebe Elisabeth Petrowna!" riefen die Soldaten.

Die Großfürstin legte eine Rolle mit fünfzig Ducaten als Taufgeschenk in die Wiege des Soldatenkindes und stieg dann, von den Soldaten, welche begeistert den Saum ihres Kleides und ihre Füße küßten, umdrängt, in ihren Schlitten.

Während sie, mit der Hand grüßend, davonfuhr, warfen die Preobrasenskischen Garden ihre Mützen in die Höhe und riefen: „Es lebe unsere Czaarin, es lebe Elisabeth Petrowna!"

Elftes Kapitel.

Macht der Thränen.

Einige Tage nach der Demonstration in der Caserne der Preobrasenskischen Garde ließ sich Ostermann, welcher seit einigen Wochen an das Bett gefesselt war, krank in einer Sänfte in den kaiserlichen Palast bringen, um die Regentin zu warnen. Er berichtete ihr Alles, was er wußte und wovon die ganze Residenz sprach, daß täglich in dem Palaste der Großfürstin und in dem Hotel des französischen Gesandten verdächtige Zusammenkünfte stattfänden; daß eine Verschwörung zu dem Zwecke bestehe, Iwan III. und die Regentschaft zu stürzen und die Tochter Peter des Großen, auf welche man in allen Schichten der Bevölkerung die kühnsten Hoffnungen setze, auf den Thron zu heben; daß die Soldaten mit französischem Gelde bestochen

seien, in den Schenken offen unter dem Pöbel für Elisabeth geworben werde, und die Unzufriedenheit mit jedem Tage steige, die allgemeine Stimmung daher dem Unternehmen der Großfürstin günstig sei. Die Regentin hörte ihm indeß nur zerstreut zu, und als er fertig war, dachte sie nicht einmal daran, ihm eine Antwort zu geben, sondern stand auf und zeigte ihm ein neues Kleid, das sie eben von Paris für ihren Sohn, den kleinen Czaaren Iwan III., erhalten hatte.

Ostermann blieb einen Augenblick starr, er wußte jetzt, daß diese Frau, die er und Münnich an die Spitze eines großen Reiches gestellt hatten, nicht im Stande war, der Gefahr, welche ihr und ihren Anhängern drohte, zu begegnen, ja dieselbe nur zu begreifen. Er schilderte ihr daher nochmals mit wenigen aber eindringlichen Worten die Lage und verlangte Vollmacht, um Vorkehrungen zu treffen, welche er der Verschwörung gegenüber für unabweislich hielt.

„Vollmacht? Zu welchem Zwecke?" fragte die Regentin. „Was wollen Sie denn thun?"

„Ich werde vor Allem die Großfürstin Elisabeth in ein Kloster in das Innere Rußlands senden", erwiderte Ostermann, „dann Lestocq, Iwan Suwalow und Woronzoff verhaften und den Marquis de la Chetardie ausweisen."

„Was denken Sie ", sagte die Regentin, „auf einen bloßen Stadtklatsch hin."

„Es ist mehr als das!"

„Nein, Ostermann!" rief die Regentin. „Seitdem ich an das Staatsruder gekommen bin, wird mir die Großfürstin immer als eine gefährliche Verschwörerin geschildert, während sie das harmloseste Geschöpf von der Welt ist. Sie kennt nur das Vergnügen und die Liebe, alles Andere ist ihr gleichgiltig, ja verhaßt. Hätte sie sonst Biron's Anerbieten abgelehnt und den persischen Thron ausgeschlagen? Sprechen Sie mir nie mehr von dieser Angelegenheit."

„Ich beschwöre Sie, Herzogin!" flehte der greise Staatsmann.

„Ich will nichts hören", schnitt ihm Anna von Braunschweig das Wort ab. „Genug davon; sagen Sie mir lieber, wie ihnen das Kleid des kleinen Czaaren gefällt." — — —

Am vierten December erschienen unerwartet die Gesandten Oesterreichs und Englands, deren Interessen durch das Bündniß Elisabeth's mit Frankreich sehr ernstlich gefährdet erschienen, bei der Regentin und wurden von derselben empfangen.

„Wir halten es für unsere Pflicht, kaiserliche Hoheit", begann der britische Diplomat, „Sie auf

Dinge aufmerksam zu machen, welche sich in Ihrer nächsten Nähe, vielleicht zu Ihrem Verderben, jedenfalls zu Ihrem Schaden, vorbereiten. Nach den übereinstimmenden Berichten unserer Agenten sowohl, als nach den Aussagen unbefangener Leute aus allen Kreisen, besteht eine Verschwörung gegen die gegenwärtige Regierung, an deren Spitze die Großfürstin Elisabeth steht, und deren thätigste Organe der Marquis de la Chetardie und der Wundarzt Lestocq sind. Wir beschwören Eure kaiserliche Hoheit, ehe es zu spät ist, entschiedene Maßregeln zu ergreifen, um der drohenden Revolution zu begegnen."

„Ich bin sehr erkenntlich für die treuen Gesinnungen, welche aus Ihrem Schritte unzweifelhaft hervorgehen", entgegnete Anna von Braunschweig, „aber dies Gespenst, das Sie alle zu schrecken scheint, ist zu oft aufgetaucht, als daß ich es nicht belächeln sollte."

„Vergeben Sie Herzogin", sagte der österreichische Gesandte, „aber hat sich die Großfürstin kürzlich bei der Taufe eines Soldatenkindes in der Caserne der Preobrasenskischen Garde nicht selbst verrathen?"

„So wie die Großfürstin sich bei dieser Gelegenheit benommen hat", antwortete die Regentin, „benehmen sich eben nur unbefangene und daher unüberlegte Menschen. Verschwörer sind vorsichtig."

„Wenn Sie nichts anderes thun wollen", sagte der englische Diplomat, „so stellen Sie wenigstens die Prinzessin zur Rede. Sie kann sich so wenig verstellen, daß sie sich gewiß bei einer unerwarteten Anklage verrathen und vielleicht sogar ein offenes Geständniß ablegen wird, wenn man durchblicken läßt, daß sie selbst auf Schonung zu rechnen habe."

„Es sei", sagte die Regentin nach einigem Nachdenken, „dies will ich thun, um Sie zu beruhigen, denn ich selbst glaube an diese Verschwörung eben so wenig, wie an die hundert anderen, welche Münnich und Ostermann bereits zu entdecken geglaubt haben. Meine Minister haben der Großfürstin gegenüber ein sehr schlechtes Gewissen, das ist Alles, und was sie fürchten, stellt Ihnen ihre Phantasie von Zeit zu Zeit als wirklich vorhanden dar. Ich wette, Elisabeth denkt in diesem Augenblicke an nichts anderes, als an ihre Toilette zu dem nächsten Hofballe und der großen Schlittenfahrt, welche Graf Lyarn arrangirt." — -- —

Sobald die beiden Vertreter der mit ihr alliirten Mächte sie verlassen hatten, beorderte die Regentin den Kammerherrn Rumianzow zu der Großfürstin; in dem Augenblicke aber, da er den Befehl auszuführen im Begriff war, meldete ein anderer die Prinzessin, welche mit einer Unbefangenheit, die den gewiegtesten Intriguanten

entwaffnet hätte, eintrat und mit naiver Herzlichkeit die Hand der Regentin küßte. Als die beiden Frauen allein waren, sagte die Regentin, Elisabeth zum Sopha führend: „Sie kommen eben recht —“

„Wegen der Schlittenfahrt, meinen Sie“, fiel die Großfürstin lebhaft ein, „ich höre, daß jedes der Paare, welche für sich einen Schlitten einnehmen, gleich gekleidet sein soll, man muß sich aber nicht allein paarweise, sondern auch mit allen Anderen verständigen, sonst kann es geschehen, daß die gleichen Farbencombinationen zu oft wiederkehren, was mir wenigstens sehr unangenehm wäre. Ich möchte eine originelle Toilette für mich allein haben, nämlich weißen Sammet mit blauem Fuchs.“

Die Regentin lächelte. „Mit welchem Eifer Sie bei der Sache sind“, sprach sie, „für Sie existiren nur schöne Stoffe und Pelze und —“

„Schöne Männer“, lachte Elisabeth, „warum soll ich es leugnen?“

„Sie haben also wirklich keine Ahnung von dem, was unter dem Deckmantel Ihres Namens in Petersburg vorgeht“, fuhr die Regentin fort.

Elisabeth verstand die Anspielung nur zu gut, eben deshalb war dieser schöne weibliche Machiavelli sofort gefaßt und der Situation vollkommen gewachsen.

„Geht etwas vor?“ fragte sie mit einer Naivität, welche jeden verwirren mußte. „Erzählen Sie mir doch, ich höre gern solche Anecdoten —„

„Sie irren sich, es ist eine — Verschwörung“, sagte die Regentin, Elisabeth scharf in das Auge fassend.

„Ah! das interessirt mich gar nicht“, erwiderte Elisabeth im gleichgiltigsten Ton der Welt.

„Aber mich um so mehr“, entgegnete die Regentin, „denn man sagt, daß dieses Complott dahin gerichtet sein soll, Sie, Prinzessin, auf den Thron zu heben.“

„Mich?“ — Elisabeth begann laut zu lachen. „Ich wüßte wirklich nicht, was ich auf dem Throne anfangen sollte; wollen denn die Leute noch immer nicht begreifen, daß mir diese Dinge lästig sind, daß ich keine Veränderung wünsche, überhaupt nichts wünsche, als daß man mich in Ruhe läßt. Wenn das so fortgeht, wird man mich noch aus Petersburg vertreiben.“

„Sie läugnen also jede Theilnahme an diesem Plane?“ inquirirte die Regentin.

„Ich höre zum ersten Male davon“, gab Elisabeth zur Antwort, „aber Ihre Frage, Hoheit, beweist mir, daß Sie mich für fähig halten, mich in ein Unternehmen

einzulassen, das den Zweck hat, Ihnen die Zügel der Regierung, welche sie so kräftig und weise führen, zu entreißen. Sie setzen also in meine Treue für Sie, in meine Wahrhaftigkeit Zweifel. Wie soll ich Worte finden, den Schmerz auszusprechen, den es mir erregt, so mißverstanden zu werden und noch dazu von Personen, denen ich meine Anhänglichkeit in einem sehr ernsten Augenblicke bewiesen habe. Ich weiß, daß das Volk mich liebt, daß die Soldaten Sympathieen für mich hegen, daß es eine Partei gibt, welche die Krone auf meinem Haupte sehen möchte, aber ihre Wünsche sind nicht die meinen. Hätte ich je die Absicht gehabt, meine Rechte geltend zu machen, so war der Augenblick dafür gekommen, als Biron mir die Regierung anbot; nie hatte ich größere Aussicht auf Erfolg. Weshalb lehnte ich seinen Antrag ab? Weil mir meine Ruhe, meine Sorglosigkeit weder durch Macht noch Glanz ersetzt werden kann. Ich möchte dieses Leben, das ich jetzt führe, um Nichts in der Welt aufgeben. Aber alle diese eingebildeten Complotte stören meinen Frieden nicht weniger als den Ihren. Was soll ich thun? Soll ich Petersburg verlassen? Soll ich mich selbst aus Rußland verbannen? Damals schon, als der Schah von Persien um meine Hand warb, schien es mir, daß Sie meine Entfernung wünschten, ich wollte

Ihnen das Feld räumen, weshalb ließen Sie mich nicht ziehen, Herzogin? O! Sie haben meine Offenheit schlecht vergolten, Sie haben es weder redlich noch gut mit mir gemeint."

Statt anzuklagen, sah sich die Regentin plötzlich angeklagt.

„Beruhigen Sie sich Prinzessin", sagte sie begütigend, „ich habe nie an Ihnen gezweifelt und mein Glaube an Sie ist auch heute unerschüttert, aber meine Minister ebenso wie die Gesandten Oesterreichs und Englands melden mir das Bestehen eines ernsten Complottes, dessen Losung Ihr Name ist und verlangen von mir energische Maßregeln."

„So verhaften Sie doch diese Menschen, wenn man sie kennt", rief die Großfürstin immer erregter, „und stellen Sie sie mir gegenüber, es wird sich dann zeigen, ob ich schuldig bin, ob ich sie zu ihren wahnsinnigen Schritten ermuntert habe. Aber ich durchschaue Alles, Münnich und Ostermann sind seit jeher meine erbitterten Feinde, obwohl ich ihnen nie etwas zu Leide gethan habe, sie werden sich nicht eher zufrieden geben, als bis man mich in ein Kloster steckt. O, lieber gleich sterben!"

Sie begann laut zu schluchzen.

„Aber Prinzessin, was fällt Ihnen ein", rief die Regentin, ihre beiden Hände ergreifend.

„Wenn Sie mich für eine Verrätherin halten", fuhr Elisabeth fort, „senden Sie mich lieber gleich auf das Schaffot, nur um Gottes Willen in kein Kloster."

Sie warf sich vor der Regentin nieder und rang weinend die Hände.

Die Regentin, wie jede schwache Frau der Macht der Thränen gegenüber wehrlos, zog die Prinzessin an ihre Brust und küßte sie.

„Ach! ich bin so unglücklich", rief Elisabeth, „was habe ich denn allen diesen Menschen gethan, daß sie mich so verfolgen!"

„So beruhigen Sie sich doch", bat die Herzogin, „ich sage Ihnen ja, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, daß ich gar nicht daran denke, Sie in ein Kloster zu senden." Es half nichts, Elisabeth weinte fort.

„Ich sehe schon, man will mich zur Nonne machen", preßte sie mühsam hervor; „nun gut, ich werde nicht darauf warten, ich werde mich gar nicht mehr auf der Straße sehen lassen, ich werde keinen Hofball besuchen, auch die Schlittenfahrt kann ohne mich stattfinden."

In Thränen gebadet verließ sie die Regentin, in

Thränen gebadet kehrte sie in ihren Palast zurück und warf sich ihrer Vertrauten an den Hals.

„Wir sind verloren, Katinka", rief sie, „die Herzogin weiß Alles, die ganze Verschwörung ist entdeckt, man wird uns in ein Kloster stecken, oh, ich bin die unglücklichste Frau von der ganzen Welt!"

Als Suwalow kam, streckte sie ihm beide Hände entgegen und sagte seufzend:

„Man wird uns in kurzer Zeit trennen, Iwan, wir sind verrathen."

„Wer sagt das", erwiderte der Graf sorglos, „die Regierung weiß wie gewöhnlich Alles und Nichts."

„Aber die Regentin hat mich ja geradezu gefragt" fiel Elisabeth ein.

„Eine plumpe Falle", lächelte Suwalow, „nichts weiter, und was haben Sie geantwortet?"

„Gar nichts, ich habe geweint."

„Geweint? Um so besser. Thränen beweisen einem Weibe mehr, als hundert Documente."

Zwölftes Kapitel.

Krone und Schleier.

Am folgenden Morgen hatte die Großfürstin die Scene mit der Regentin und die Thränen, welche sie selbst vergossen hatte, bereits vergessen, sie erwachte mit einem Lächeln und als Frau von Kuriakow an ihr prächtiges Lager trat, war ihre erste Frage: „Ist mein Schlafrock fertig?“ Nachdem sie ihre Chocolade genommen, beeilte sich die schöne Frau aus dem Bette zu steigen und dieses neue Meisterwerk der Toilettenkunst zu probiren. Es war ein Schlafrock in jenem Stile, wie man ihn auf den graziösen Bildern Watteau's, Mignard's und Vanloo's sieht, vorne knapp in die Taille schließend und auseinanderfallend, so daß man das reich gestickte Unterkleid sah, hinten mit einer großen Falte und Schleppe. Der bestand Stoff aus gelber Seide,

der Besatz aus schmalen schwarzen Pelzstreifen. Die ganze Toilette zeigte eben so viel Pomp als Originalität und als Elisabeth, das reiche Haar frisch gepudert, in demselben vor den großen Wandspiegel trat, nickte sie holdselig, sie konnte zufrieden sein. Während sie noch damit beschäftigt war, die reichen Falten zu arrangiren, trat Lestocq ein und blieb sprachlos an der Thüre stehen.

„Ich sehe, Madame, daß Sie in bester Laune sind", sagte er endlich, „und es freut mich, daß Sie sich durch den gestrigen Vorfall weder in Ihrer Stimmung noch in Ihren täglichen Gewohnheiten und dem Cultus Ihrer Schönheit stören lassen."

„Von was für einem Vorfall sprechen Sie?" erwiderte Elisabeth zerstreut, indem sie zugleich das schwellende Pelzwerk über ihrer sanft wogenden Brust glatt strich. „Findest Du nicht, Katinka daß dieser dunkle Pelz mich sehr weiß macht?"

„Als wenn Sie das nöthig hätten", rief Frau von Kuriakow, „Sie beschämen ja sogar den Marmor von Carrara."

„Ich spreche von der gestrigen unangenehmen Scene bei der Regentin", fuhr Lestocq fort.

„Weiß man bereits davon?" fragte Elisabeth. „Aber Katinka, zu diesem Negligée paßt doch nur ein Schmuck

von schwarzen Perlen; unter den Geschenken des armen verliebten Schah von Persien befindet sich einer, bringe ihn mir."

„Ich bitte Sie, Hoheit, mich anzuhören", bemerkte Lestocq gereizt, „die Situation ist durchaus nicht spaßhaft, wir haben alle Ursache ebenso vorsichtig als energisch zu sein, wir müssen der Gefahr, die uns droht, die Spitze bieten und zwar ohne Zögern."

„Sie wollen von Ihrer Verschwörung sprechen, Lestocq", erwiderte Elisabeth, ihre schönen Augenbrauen zusammenziehend, „ich will Ihnen vergeben, daß Sie mich bloßgestellt und halb schon der Regentin und meinen Feinden preisgegeben haben, aber von jetzt an will ich von diesem Complotte, von Ihren wahnwitzigen Projecten nichts mehr hören —"

„Im Gegentheil", unterbrach sie Lestocq, indem er alle Etikette beiseite setzte, „Sie werden heute mehr als je von unserem Plane hören."

„Wenn ich Ihnen aber verbiete —"

„Das können Sie nicht", rief Lestocq, „wir sind zu weit gegangen, und Sie täuschen sich sehr, wenn Sie sich selbst noch für lange Zeit sicher glauben."

„Meine Thränen haben gestern die Herzogin entwaffnet —"

„Ich weiß es, aber für wie lange? Ehe Sie es

selbst noch für möglich halten, wird man Sie verhaften —"

„Das ist unmöglich", schnitt ihm Elisabeth das Wort ab, „die Regentin vertraut mir und ich werde ihr Vertrauen nicht täuschen."

„Die Regentin ist eine Frau und noch dazu eine sehr schwache, leicht erregbare Frau", sagte der kleine Franzose, „gerade der Erfolg, den Sie gestern mit Ihren Thränen bei Ihr errungen haben, muß Sie bedenklich machen. Eine Frau, die sich so leicht umstimmen läßt, wird sich auch eines Tages von ihren Ministern und den Gesandten bestimmen lassen, den Verhaftsbefehl gegen Sie zu unterzeichnen, und ist derselbe einmal in Ostermann's Händen, dann rechnen Sie ja nicht auf Schonung."

„Sie sehen wieder einmal recht schwarz, Lestocq", gab Elisabeth mit einem Lächeln zur Antwort.

Eben war die Vertraute mit dem Schmuck zurückgekehrt. Die Prinzessin schlang zwei Schnüre der kostbaren schwarzen Perlen um ihren weißen Arm und eine dritte um ihren Hals. „Die letzte", sagte sie, „wollen wir im Haar anbringen, das wird sich ganz prächtig machen, aber diese Locken wollen mir dazu nicht passen. Wir werden eine andere Frisur machen, Katinka." Die Großfürstin warf den Schlafrock ab, dessen noch

ganz frische Seide stark knisterte, nahm einen weißen Pudermantel um, und setzte sich an ihren Toilettentisch. Die Hofdame löste die weichen Wellen ihres Haares und begann sie neu zu ordnen.

Lestocq war nahe daran, der schönen leichtsinnigen Frau den Dienst zu kündigen, so sehr empörte ihn ihre beispiellose Gleichgiltigkeit gegen das Schicksal ihrer Freunde und ihr eigenes, zu rechter Zeit fiel ihm aber eine Karte in die Augen, welche auf dem Toilettentisch neben der Puderbüchse lag; es war ein Herz-As. Er kannte die Großfürstin, und wußte, daß ein guter schlagender Einfall bei ihr Alles galt. Schnell entschlossen nahm er die Karte und begann auf derselben in seiner drastischen satyrischen Manier, welche ihm schon ebenso viel Feinde als Freunde gemacht hatte, zu zeichnen.

„Was thun Sie, Lestocq", fragte die Großfürstin, nachdem sie ihm eine Weile zugesehen hatte.

„Ich zeichne ein lehrreiches Bild für ein großes Kind", gab der kleine Franzose keck zur Antwort.

„Für mich also?" lachte Elisabeth.

„Für Sie."

Lestocq legte jetzt die Karte vor sie hin und sah ihr mit einem feinen ironischen Lächeln zu. Auf der einen Seite war Elisabeth im Hermelin, die Krone auf

dem Haupte, zu sehen, unter ihr Lestocq mit einem großen Ordensstern.

„Was soll das?“ rief die Prinzessin.

„Ich bitte, wenden Sie um“, bat Lestocq.

Auf der Kehrseite der Karte erblickte Elisabeth ihr Bild mit dem Schleier einer Nonne und ein Rad. Sie sah Lestocq überrascht an.

„Es giebt keinen Rückweg mehr für uns“, rief dieser mit allem Ernste, der ihm zu Gebote stand, „wählen Sie, von diesem Augenblicke hängt Alles ab, Krone oder Schleier und Rad. Entweder, oder! Eins für Sie, das Andere für mich.“

Elisabeth war bis in die Lippen bleich geworden, sie erhob sich, ging einige Male durch das Zimmer und blieb zuletzt vor ihrem Leibarzte stehen. „Also wirklich kein Ausweg mehr?“

„Keiner.“

„Sie drängen mich im Ernste zu einer Entscheidung?“

„Ja, und zwar auf der Stelle. Wenn morgen nicht der Hermelin der Herrscherin ihre Schultern schmückt, wird übermorgen ihr Haupt den Schleier einer Nonne tragen.“

„Und wirklich kein Ausweg?“ murmelte Elisabeth.

„Keiner.“

Sie setzte sich auf die Ottomane, stützte den Kopf in beide Hände und versank in Nachdenken. Mit einem Male erhob sie sich lebhaft, ihr ganzes Wesen athmete jetzt Muth und Energie.

„Es sei", sagte sie, „ich will der Welt beweisen, daß ich etwas mehr als ein Kleiderstock, daß ich die Tochter Peter des Großen bin; ich habe viel zu lange nur dem Vergnügen und der Liebe gelebt. Ich will den Thron besteigen, der mir gebührt nach Recht und Gesetz, und den mir die Stimme meines Volkes zuspricht, oder lieber auf der Stelle zu Grunde gehen. Ich bin entschlossen, Lestocq, wir schlagen los und zwar heute noch."

„Heute Nacht also!" rief Lestocq erfreut.

„Heute Nacht, benachrichtigen Sie sofort die Anderen."

Eine Stunde später waren alle Häupter der Verschwörung, Lestocq, Suwalow, Woronzoff, Astroski, Battog, im Palaste der Prinzessin versammelt.

„Der Himmel segne Ihren Entschluß, Hoheit", rief Astroski, als Elisabeth eintrat. „Die Ungeduld der Preobrasenskischen Garde läßt sich kaum mehr zügeln. Ihre treuen Soldaten wollen Sie mit der alten Krone der Czaaren geschmückt sehen und lieber ihr Leben verlieren, als länger die Regierung dieser Deutschen ertragen."

„Sie sind also überzeugt, daß wir auf dieses Regiment zählen können?" sagte Elisabeth, deren ganzes Wesen plötzlich verändert schien.

„Auf dieses bis zum Aeußersten", erwiderte Astroski, „ich zweifle jedoch auch keinen Augenblick an dem Eifer der anderen."

„Nun, es hat uns auch Geld genug gekostet", lächelte Lestocq.

„Ich bin entschlossen, noch heute Nacht den kühnen Schritt zu wagen", sagte die Großfürstin mit einer Energie, welche ihr neue Reize verlieh, „ich handle in der Ueberzeugung, daß ich das gute Recht und die Liebe der Nation auf meiner Seite habe und rechne auf meine Freunde, ich rechne auf ihre Vorsicht und ihren Gehorsam eben so gut wie auf ihren Muth und ihre Todesverachtung. Wenn ein Unternehmen wie das unsere gelingen soll, darf Niemand, sei es aus Eifer oder Nachlässigkeit, nach seinem Gutdünken handeln, sondern ein jeder muß sich den Anordnungen unterwerfen, welche nur ein Haupt entwerfen, ein Wille dictiren kann. Schwören Sie mir alle unbedingten Gehorsam?"

„Bis in den Tod!" rief Suwalow. Alle erhoben die Finger zum Schwur.

„Ich gelobe Ihnen dagegen", sprach Elisabeth,

„mit Ihnen zu stehen und zu fallen und mein Schicksal niemals von dem Ihren zu trennen. Nun hören Sie meine Befehle. Ich werde von Lestocq und Woronzoff begleitet um Mitternacht in der Caserne der Preobrasenskischen Garde sein. Zu derselben Stunde haben Sie, Suwalow und Astroski, den anderen Garderegimentern zu melden, daß ich an der Spitze der Preobrasenskischen Garde gegen die Regierung marschire, und sie aufzufordern, sich der Revolution anzuschließen, während Battog und seine Genossen das Volk aufregen. Alle, die für uns Partei ergreifen, sind gegen den kaiserlichen Palast zu dirigiren, dort treffen wir uns, wenn Gott mit uns ist, als Sieger, oder als Gefangene der Regentin, wenn er uns verläßt."

Während sich die Verschwörer unter einander besprachen, hatte die Großfürstin sich mit ihrer Vertrauten eifrig berathen, plötzlich wendete sie sich zu Suwalow und rief: „Aber wie soll ich mich anziehen, Iwan, was meinen Sie?"

Alle Anwesenden hatten Mühe, nicht zu lachen. In dem Augenblicke, als es für sie die höchste Macht oder die tiefste Erniedrigung, für ihre Anhänger vielleicht den Tod galt, dachte die schöne, eitle Frau noch an ihre Toilette. Da Suwalow ihr in seiner Ueberraschung die Antwort schuldig blieb, wendete sie sich an

Astroski und fragte: „Soll ich in Männerkleidern erscheinen, etwa in der Uniform der Preobrasenskischen Garde?"

„Keinesfalls", entgegnete Suwalow rasch, „ein Weib bezaubert uns Männer vor Allem durch seine weiblichen Reize."

„Sie können ja Ihrem Anzug, ohne demselben die bestechende Grazie einer Damentoilette zu nehmen, immerhin den militärischen Charakter verleihen", rief Lestocq.

„Sie haben Recht", stimmte Frau von Kuriakow bei.

„Vor Allem brauche ich einen Hut", sagte Elisabeth, „wollen Sie mir den Ihren geben, Astroski."

Der junge Officier beeilte sich, dem Wunsche der Prinzessin zu entsprechen und reichte ihr seinen Officershut, den sie mit koketter Kühnheit auf ihr Toupée setzte, um sich dann wohlgefällig im Spiegel zu betrachten. „Ich werde gut aussehen als Grenadier", sagte sie. Alle Gefahren, denen sie entgegen ging, waren jetzt vergessen, die gefallsüchtige Frau verabschiedete sich nur flüchtig von ihren Anhängern, welche ihre Befehle zu vollziehen eilten, und begann dann sofort in ihrer Garderobe herumzuwühlen.

„Wir dürfen nicht vergessen, daß es in der Nacht sehr kalt sein wird", bemerkte ihr die Hofdame.

„Gewiß, ich muß einen Pelz haben", erwiderte die Großfürstin.

Sie wählte endlich einen grünsammtenen, mit Zobelpelz gefütterten und besetzten Ueberwurf, dem sie durch das Aufnähen von rothen Aufschlägen und Goldlitzen das Ansehen einer militärischen Uniform geben ließ.

Als Lestocq gegen Abend mit der Meldung zu ihr kam, daß Alles zum Losbruch bereit sei, sagte sie mit einem Ernste, der unwiderstehlich komisch war: „Auch mein Anzug ist fertig, es kann also ohne Weiteres losgehen" und schlüpfte dann mit unnachahmlicher Grazie in den weichen Pelz ihres improvisirten Soldatenrockes.

„Wie sehe ich aus Lestocq?"

„Unwiderstehlich", erwiderte der kleine Franzose lächelnd, „genau so, wie es nothwendig ist, damit man sich mit Vergnügen für Sie todtschießen läßt."

„Und eine so schöne Frau", murmelte sie, „will man in ein Kloster sperren. Die Elenden sollen es büßen."

Dreizehntes Kapitel.

Die Revolution.

Die Regentin Anna von Braunschweig unterhielt sich eben in ihrem Boudoir mit ihrem Liebhaber, dem Grafen Lynar, als es heftig an die Thüre klopfte. Zuerst gab sie keine Antwort, als aber noch stärker gepocht wurde, rief sie ärgerlich: „Was gibt es noch so spät?"

„Ich bin es, Anna", erwiderte draußen eine Stimme.

„Mein Mann", sagte die Regentin mit einem unbeschreiblichen Lächeln.

„Sollte Seine Hoheit eifersüchtig sein?" fragte Lynar.

„Was fällt Ihnen ein, eher betrunken", flüsterte die Herzogin.

„So mach' doch auf", begann Ulrich von Braunschweig von Neuem.

„Was soll es", erwiderte die Regentin, „ich bin zu Bett und will Ruhe haben. Es brennt wohl nicht."

„Doch meine Liebe, ich weiß aus sicherster Quelle, daß ein Complott gegen uns unter den Soldaten und dem Pöbel von Petersburg besteht und wollte Dich ersuchen, auf der Stelle Maßregeln zu ergreifen", sagte der Herzog.

Die Regentin lachte. „Jetzt, wo es beinahe Nacht ist, was fällt Dir ein, Du hast zu viel getrunken, wir haben wohl Zeit bis morgen."

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich habe Beweise —"

„Ich glaube Dir Alles, aber jetzt will ich schlafen, morgen sprechen wir weiter von der Sache —" entgegnete die Regentin, „gute Nacht."

Man hörte jetzt den Herzog sich entfernen.

So ist er", sagte die Regentin zu Lynar, mitten in der Nacht weckt er mich, um über Worten zu sprechen, welche er an den Rücken unserer Soldaten ändern will.

„Aber diese Verschwörung scheint doch nicht so

ganz aus der Luft gegriffen, wie Sie glauben", sprach Lynar.

„Ah! ein Hirngespinnst mit dem man sich die Zeit vertreibt, wenn es an ernsterem Stoffe fehlt", rief die Regentin. „Als wir uns mit Münnich zum Sturze Biron's verschworen, hat kein Mensch davon gesprochen — — —"

Die Nacht des 5. December 1741 brach an. Ein starker Frost war eingetreten, die Kälte auf eine beinahe unerträgliche Höhe gestiegen. Nach elf Uhr waren alle Häupter der Verschwörung zum letzten Male in dem kleinen Palaste der Großfürstin versammelt. Die Außenfront desselben zeigte weder Licht noch sonst etwas Ungewöhnliches. Alles schien zu schlafen. Nur der kleine Salon nach dem Garten zu und das nebenanliegende Boudoir der Prinzessin waren erleuchtet. In dem ersteren besprachen sich die Verschwornen halblaut, während in dem letzteren Elisabeth Toilette machte, mit einer Sorgfalt und Koketterie, wie wenn es ein Hoffest zu besuchen oder einen Geliebten zu empfangen gälte. Endlich trat sie rasch heraus, ein stolzes Lächeln um die Lippen, denn sie wußte, daß sie ganz ungewöhnlich schön war. Sie trug über einem Rock von grauem Sammet, der nur bis zum Knöchel reichte und ihre kleinen Füße in

schwarzen mit schmalen Streifen von Zobelpelz besetzten Halbstiefeln sehen ließ, eine grünsammtene Jacke mit dunklem Zobelpelz gefüttert und breit besetzt, welche durch rothe Sammetaufschläge und Goldlitzen den Charakter der Uniform der Preobrasenskischen Garde erhalten hatte, ein Männerjabot und weiße Stulpenhandschuhe. Um die schlanke Taille lag ein weißer Ledergürtel, an dem ein Officiersdegen hing und in dem zwei Pistolenstacken. Auf dem schönen gebieterischen Haupte mit schneeweißen Toupée saß der Hut Astroski', in der Hand hielt sie eine Reitpeitsche.

Ein Ausruf aufrichtiger Bewunderung von den Lippen ihrer Anhänger begrüßte sie und schien ihr den Erfolg zu verbürgen, sie wußte, daß es heute mehr als je ihre Aufgabe war zu bezaubern und hinzureißen und sie war in der That hinreißend schön. Huldvoll reichte sie einem Jeden die Hand, unterzeichnete dann die Befehle, welche sie ihnen ertheilt hatte und händigte sie ihnen ein.

„Sie sehen, ich schone mich in keiner Weise, ich stehe für Alles ein, was Sie in meinem Namen thun", sagte sie mit edlem Stolze, „wir werden zusammen siegen oder untergehen. Eins nur wünsche ich, daß nur im äußersten Falle Blut vergossen wird."

Der Erste, der sich entfernte, um seine in einer Schänke versammelten Freunde aufzusuchen, war Bat-

tog, der Student, um halb zwölf Uhr begaben sich Suwalow und Astroski auf ihre Posten.

Als es vom Thurme der benachbarten Kirche die letzte Viertelstunde vor Mitternacht schlug, stand Lestocq auf und sagte feierlich: „Es ist Zeit Madame, von nun an gehört jeder Augenblick der Weltgeschichte."

„Nur ein paar Secunden gönnen Sie mir noch", erwiderte Elisabeth. Sie eilte in ihr Schlafgemach, das nur durch die Thüre des Boudoirs, welche offen geblieben war, eine matte Beleuchtung erhielt, und warf sich hier in ihrem Betstuhl nieder.

Sie betete mit einer Andacht und Innigkeit, wie sie noch nie gethan hatte, sie betete um den Sieg für sich, aber ebenso aus ganzer Seele, daß es ihr vergönnt sein möge, die Krone zu erringen, ohne daß Blut vergossen, ohne daß ein Menschenleben geopfert werde, und sie gelobte feierlich, wenn Gott ihr Flehen erhöre, nie einen Menschen mit dem Tode zu bestrafen, so lange sie regiere.

Als sie sich erhob, stand Lestocq in der Thüre.

„Wir müssen eilen, Hoheit", sagte er.

„Ich bin bereit", entgegnete Elisabeth mit einer majestätischen Festigkeit, welche Niemand von ihr erwartet hätte, „in Gottes Namen vorwärts!"

Sie ließ sich von ihrer Hofdame rasch einen gro-

ßen Hermelinpelz umwerfen und eilte dann die Treppe hinab. Unten wartete Woronzoff mit dem Schlitten, er führte die Zügel, die Großfürstin und Lestocq stiegen ein, und dahin flog das wilde Gespann, nicht wie sonst unter fröhlichem Peitschengeknall nnd Schellengeklingel, sondern ernst und lautlos; Niemand sprach ein Wort. Der Schnee lag hoch in den Straßen und auf den Dächern, Fenster, Zinnen und Vorsprünge waren mit schimmernden Eiszapfen behangen, während das dunkle Firmament von unzähligen Sternen wie eine glitzernde Goldstickerei flimmerte. Kein Mensch ließ sich blicken, in einem Schilderhause schlief ein Soldat stehend, sein Gewehr im Arme, das war Alles. Zwischen den hölzernen Fensterladen einer Schänke erblickte man ein zweifelhaftes flackerndes Licht.

Die Großfürstin blickte zu dem wunderbaren, feierlich ruhigen Himmel der Mitternacht empor und mit einem Male erschien ihr ihr Beginnen, dieses Ringen um vergängliche irdische Macht und Größe so erbärmlich klein, und sogar die ganze Erde, auf der dies unruhig sich selbst zerstörende Menschengeschlecht gleich einem Ameisenhaufen wimmelt, kaum der Sorge und Beachtung werth. Es war eine große heilige Stimmung, in der die sonst so lebensfrohe genußsüchtige

Frau vor der Caserne der Preobrasenskischen Garde anlangte.

Lestocq stieg zuerst aus und gab das verabredete Zeichen, er klopfte dreimal mit dem Kolben seiner Pistole an das Thor; zwei Unterofficiere, welche er durch bedeutende Summen vollständig für sich gewonnen hatte, harrten dieses Zeichens und öffneten auf der Stelle.

Der Schlitten fuhr in den Hof, Elisabeth sprang leicht und anmuthig aus demselben und war im Augenblicke von Soldaten umringt, welche die Zipfel ihres Pelzes demüthig an die Lippen führten.

„Weckt Eure Kameraden auf", sprach sie mit unnachahmlicher Würde, „sagt ihnen, ich sei da und hätte mit ihnen zu reden."

Die Soldaten eilten ihren Auftrag zu vollführen, es wurde in der Caserne lebendig, man sah Lichter an den Fenstern, rasch kamen Officiere und Gardisten in den Hof hinab und begrüßten die allgemein beliebte Prinzessin mit freudigem Zuruf. Als das ganze Regiment beisammen war, warf Elisabeth ihren Hermelinpelz ab und Woronzoff zu, und trat in der Uniform der Preobrasenskischen Garde in den Kreis der Soldaten.

„Seht, sie trägt unseren Rock", sagte einer leise

und freudig zu dem anderen, „das bedeutet etwas Gutes."

„Ich bin zu Euch gekommen, meine lieben Freunde", begann die Großfürstin, „weil ich Hilfe und Schutz brauche, und Niemanden auf der weiten Welt habe, der mich beschützt, wenn Ihr es nicht thut. Ihr wißt, wie ich Euch liebe und so hoffe ich auch, daß Ihr mit einiger Treue an mir hängt; ich bitte Euch daher mich vor meinen Feinden zu retten, welche mich verderben wollen, obwohl ich keinem von ihnen je etwas zu Leid gethan.

Wollt Ihr mir beistehen, wollt Ihr?"

„Ja, das wollen wir", riefen einige, „auf Tod und Leben" andere.

„Ein abscheulicher Anschlag der Regentin und ihrer Minister ist endeckt", fuhr Elisabeth fort; „diese Deutschen, die Euch knechten und mißhandeln, die Euch Euer Hab und Gut nehmen, um es zu verprassen, sie wissen nur zu gut, daß ich die Tochter Peter des Großen, Eures guten Czaars, die letzte und einzige Hoffnung der Russen bin. Um ihre schändlichen Pläne ohne Furcht ausführen zu können, haben sie beschlossen, sich meiner Person zu bemächtigen und mich in ein Kloster zu stecken."

„Diese Schurken, diese Elenden", riefen die Sol-

daten durcheinander, „das darf nicht sein, wir geben es nicht zu."

„Gott sei gedankt", rief die Großfürstin, „ich finde Euch so ergeben und so muthig, wie ich es gedacht und gehofft. Ihr seid also bereit, mich zu beschützen, meine Rechte zu vertheidigen."

„Ja! Ja!" schrieen Hunderte von Stimmen zugleich.

„Dann haben wir keine Zeit zu verlieren", fuhr die Großfürstin fort, „denn meine Feinde wollen mich morgen mit Sonnenaufgang verhaften. Wir müssen ihnen zuvorkommen und sie auf der Stelle gefangen nehmen, diese deutsche Herzogin und ihren Sohn, die sich gegen jedes Recht und Gesetz des russischen Thrones bemächtigt haben, während ich allein Anspruch auf denselben habe nach dem Testamente meines Vaters, das die Deutschen unterschlagen haben. Wir müssen uns zu gleicher Zeit aller dieser Fremden versichern, welche kein Herz für uns Russen haben, denn wir brauchen eben so wenig einen deutschen Czaar, als deutsche Minister und Generale."

„So ist es, fort mit Ihnen", schrien die Soldaten durcheinander.

„Alle, die gegen uns sind, soll die gerechte Strafe ereilen", rief Elisabeth, „während ich jene, die mit

mir die heilige Sache Rußlands vertheidigen, kaiserlich belohnen will. Ergreift die Waffen, schaart Euch um die Fahne unseres Volkes und folgt mir, ich selbst werde Euch führen, und wenn ihr nur so viel Muth habt wie ich, ein schwaches Weib, so sind wir mit Tagesanbruch die Herren der Hauptstadt und des Reiches."

„Ja, führe uns, Mütterchen, wir folgen Dir", rief der ganze Kreis, „zu den Waffen, Kameraden, es lebe Elisabetha Petrowna, unsere Kaiserin."

„Ruhe, meine Freunde! Wir dürfen unsere Gegner nicht vorzeitig wecken", sprach Elisabeth rasch „damit wir sie im Schlafe überfallen können, denn ich will kein Blut vergießen."

Die Soldaten eilten in die Caserne und kehrten bald vollkommen gerüstet, die Tornister auf dem Rücken, die Flinten auf der Schulter zurück. Die Officiere ordneten die Compagnien, dann schritt Elisabeth die Front des Regimentes hinab, während zum ersten Male die siegreiche ruhmgekrönte Fahne Rußlands sich vor ihr neigte.

Vor dem rechten Flügel blieb sie stehen und ließ eine Compagnie durch den sie befehlenden Capitän in kleine Detachements abtheilen, welche sie, von Officieren

geführt, absendete, um den Feldmarschall Münnich, die Minister Ostermann und Golofkin, den Oberstthofmarschall Grafen Löwenwolde, sowie einige andere hervorragende Anhänger der Regentin zu verhaften. Dann stieg sie von Neuem in den Schlitten und setzte sich so an die Spitze der Preobrasenskischen Garde, welche im raschen Schritte in einer langen Colonne folgte.

Es gelang den Verschworenen unbemerkt bis zu dem kaiserlichen Palaste zu gelangen und denselben mit dem der Großfürstin ergebenen Regimente zu umringen; als die Schildwachen vor dem Thore in's Gewehr riefen und die Wache herauseilte, war es zu spät, um Widerstand zu leisten. Elisabeth war aus dem Schlitten gesprungen und auf den dieselbe commandirenden Officier zugeeilt. „Ich bin die rechtmäßige Czaarin", rief sie, „wer gegen mich ist, ist gegen Rußland."

Die Soldaten der Wache begannen zu wanken. „Unsere Pflicht ist, unsern Posten bis zum Aeußersten zu vertheidigen", sagte der Officier.

„Wenn Du ein Verräther bist", gab Elisabeth majestätisch zur Antwort; „ich gebe Dir eine Minute Zeit, mir zu huldigen, nicht mehr."

Der Officier besann sich nicht lange, er steckte sei-

nen Hut auf den Degen und rief: „Es lebe Elisabetha Petrowna!“

Die Wache stimmte ein und schloß sich den Aufständischen an. Abtheilungen der Preobrasenskischen Garde, von Lestocq und Woronzoff geführt, drangen in den Palast. In diesem Augenblicke näherten sich dunkle Colonnen von verschiedenen Seiten.

„Was ist das? Sollten wir verrathen sein?“ rief die Großfürstin, ergriff die Fahne der Preobrasenskischen Garde und ging den Anrückenden mit Todesverachtung entgegen. Ein Reiter sprengte auf sie zu; es war Astroski. „Sieg! Sieg!“ rief er, „ich bringe Ihnen das Regiment Tobolsk!“

Zugleich näherte sich Suwalow mit dem Regimente der Leibgarde zu Pferd, deren weiße Uniformen und rothe Pelze sie von weitem schon kenntlich machten. Andere Abtheilungen folgten. Als die Truppen die Großfürstin erblickten, welche in der allen wohlbekannten Uniform, in einer Hand den Degen, in der andern die theure Fahne Rußlands, dastand, erklangen mit einem Male alle Hörner und Trommeln und tausendstimmig erscholl der Ruf: „Es lebe die Czaarin! Es lebe Elisabetha Petrowna!“

Eben kam Lestocq mit der Meldung zurück, daß man ohne Widerstand zu finden, die Regentin und

ihren Gemahl, den Herzog Ulrich, verhaftet und sich zu gleicher Zeit des kleinen Czaaren Iwan bemächtigt habe.

„Ich will sie nicht sehen", sagte Elisabeth rasch. Sie befahl, die hohen Gefangenen in ihrem eigenen Schlitten und durch eine Abtheilung der Leibgarde zu Pferd nach ihrem Palaste bringen zu lassen.

Erst nachdem dies geschehen war, betrat sie selbst den kaiserlichen Palast, in dem sie noch vor Kurzem gleich einer ertappten Verbrecherin gezittert und geweint hatte, als Siegerin, als Gebieterin Rußlands.

Nach einander kamen jetzt die Nachrichten, daß Münnich, Ostermann, Golofkin, Löwenwolde und die anderen Häupter der Regierung und Freunde der Regentin gefangen seien. Die Revolution war Herrin des Palastes und der Hauptstadt und damit des ganzen großen Reiches. Noch nie war ein Regiment so unerwartet, so rasch und mit so geringen Mitteln, ohne daß ein Schuß gefallen oder nur ein Tropfen Blutes vergossen worden wäre, gestürzt worden, wie das der Herzogin von Braunschweig und ihres Gemahls, welche beide für den Knaben Iwan III. die Zügel der Herrschaft eben so ungeschickt, als dem Volksgeiste zuwider geführt hatten.

Petersburg war allmälig wach geworden und

das Volk umlagerte jubelnd den kaiserlichen Palast. Zum ersten Male, seit dem Tode Peter des Großen, wurde eine Thronrevolution in Rußland von der Bevölkerung der Hauptstadt mit einstimmiger Freude begrüßt.

Während oben in dem Gemache, in welchem ihr großer Vater gestorben war, Elisabeth die Glückwünsche ihrer Anhänger empfing, verlangte die Menschenmenge, die sich unten zusammengeballt hatte, stürmisch die neue Czaarin zu sehen. Aber die schöne Frau, in der im Augenblicke des Triumphes zum ersten Male eine dämonische Rachsucht aufzuflackern schien, wollte es nicht hören. Sie ging, die Arme auf der wogenden Brust verschränkt, auf und ab und rief: „Jetzt habe ich sie Alle in meiner Gewalt, Keiner ist mir entkommen, nun wollen wir sehen, ob Münnich und Ostermann noch daran denken, mich in ein Kloster zu stecken, und Löwenwolde vor Allem soll es büßen, daß er mich beleidigt hat, ich könnte jauchzen vor Freude, wie ein Adler, der zur Sonne fliegt, daß er mir auf Gnade und Ungnade preisgegeben ist.“ Plötzlich besann sie sich und blieb stehen. „Ich habe ein Gelübde gethan, daß unter meiner Regierung Niemand an seinem Leben gestraft werden soll, und ich werde es halten“, sagte sie, „ich werde die Todesstrafe

vollkommen aufheben, aber meine Gefangenen dürfen vorläufig nichts davon erfahren, sie sollen dem Tode in's Antlitz blicken und ich will mich an ihrer Todesangst belustigen."

Immer lauter brauste der Sturm unten, Tausende und wieder Tausende riefen nach der Czaarin.

„Ihr Volk verlangt Sie zu sehen, Majestät", sagte Lestocq.

Elisabeth schlüpfte rasch in ihren Hermelinpelz und trat so mit dem Attribut ihrer Macht und Herrschaft geschmückt, in stolzer Schönheit strahlend auf den Balkon hinaus.

Tausendstimmiger Jubel tönte ihr entgegen, die Soldaten steckten ihre Hüte auf die Spitze der Bajonnete, der Pöbel warf die Mützen in die Luft, alle Trommeln wurden gerührt, alle Fahnen geschwenkt.

„Es lebe die Czaarin! Es lebe Elisabetha Petrowna!" schrieen Volk und Truppen und sie, der es galt, nickte gnädig mit dem Haupte und ein sonniges Lächeln spielte um ihre wollüstigen Lippen; so stand sie da, sinnbethörend, die Tyrannei der Schönheit auf der Stirne, in dem langen Hermelinpelz eines Padischah, gleich einem weiblichen Sultan.

Vierzehntes Kapitel.

Elisabetha Petrowna, Kaiserin von Rußland.

Am folgenden Morgen, den 6. December 1741, erschien eine Kundmachung, welche die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der Großfürstin Elisabeth auf den russischen Thron darthat und die Ungesetzlichkeit und Unrechtmäßigkeit der bisherigen Regierung bewies. Es war die erste Kundgebung der neuen Herrscherin, sie machte in allen Schichten der Bevölkerung, welche sich mit einem Male von dem Drucke einer langjährigen Fremdherrschaft befreit sah, den besten Eindruck. Noch an demselben Tage wurde Elisabeth feierlich als Selbstherrscherin aller Russen proclamirt und Volk und Militair huldigten ihr.

Die Truppen waren längs der Admiralität an der Newa aufgestellt, während die Bevölkerung von

Petersburg alle Straßen, welche von dem kaiserlichen Palaste dorthin führten, füllte; die Czaarin, in einer rothsammtenen Robe mit Hermelinschleppe und einem eng anschließenden, rothsammtenen Hermelinpelz, eine Kasakenmütze von Hermelin mit weißem Reiherbusch auf dem schönheitsstolzen Haupte, ritt auf einem milchweißen Pferde, von Lestocq, Suwalow und Woronzoff begleitet durch dieselben und dann die Front der Soldaten entlang, überall mit lautem Enthusiasmus begrüßt und kehrte ebenso in den Palast zurück.

Ihre nächste Sorge war, sich in dem kaiserlichen Palaste einzurichten. Zum ersten Male hatte den Thron von Rußland eine Frau bestiegen, welche mit der Gewalt der Krone die höchste Macht der Schönheit vereinigte. Der Hermelin schmückte nicht sie, sondern sie verlieh ihm einen nie dagewesenen Glanz. Hatte sie schon als Großfürstin durch ihre Anmuth und ihre Güte alle Herzen gewonnen, so lag jetzt, wo sie die Kaiserkrone trug, Alles vor ihr im Staube und man begriff vollkommen, daß eine so schöne Monarchin sich mit jenem asiatischen Luxus umgab, welcher Jedem als der allein würdige und natürliche Rahmen ihrer majestätisch berückenden Reize erschien.

Elisabeth war immer mit großer Sorgfalt und geschmackvoller Pracht gekleidet gewesen, jetzt schien

sie jedoch Alles, was man bisher in dieser Richtung gesehen hatte, übertreffen zu wollen. Hunderte von Händen waren in der Garderobe der neuen Kaiserin thätig, die zahllosen Toiletten anzufertigen, welche zu ersinnen sie nicht müde wurde.

Die ersten Regierungsakte der Czaarin Elisabeth zeigten indeß ebensoviel Klugheit als Mäßigung.

Die Regentin wurde mit ihrem Gemahl, gegen den Rath Lestocq's und Suwalow's, welche für den Tod derselben stimmten, zuerst nach Schlüsselburg, dann auf eine Insel der Dwina in dem weißen Meere und endlich nach Sibirien gebracht. Der kleine Czaar Iwan III. wanderte aus der Wiege, er hatte nämlich kaum das zweite Jahr erreicht, in den Kerker. Er wurde auf der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten. Zwei Officiere leisteten ihm Gesellschaft und bewachten ihn, sie hatten den Auftrag, sobald ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht werde, ihn niederzustechen. Die mit Iwan's Bilde unter der Regentschaft seiner Mutter der Herzogin von Braunschweig, geprägten Münzen wurden auf der Stelle eingelöst und eingeschmolzen, um jede Erinnerung an denselben im Volke auszutilgen, und es gab Niemand, der die Geldstücke mit dem blöden Antlitz des unreifen Knaben nicht gern gegen

jene, welche den Kopf der schönsten Herrscherin aller fünf Welttheile und die üppige, vom kaiserlichen Hermelin eingerahmte Büste derselben zeigten, eingetauscht hätte.

So groß die Hoffnungen des Volkes, die Erwartungen ihrer Freunde und Anhänger waren, Elisabeth täuschte dieselben nicht. Ein von ihr selbst verfaßter Ukas hob die Todesstrafe auf, ein anderer begnadigte sämmtliche unter den vorhergehenden Regierungen Verurtheilte, alle Kerker und die Kasematten der Festungen gaben an einem Tage die armen Opfer der Tyrannei, welche nichts mehr gehofft hatten, frei; aus Sibirien allein kehrten 20,000 Verbannte zurück, sie alle jubelten der neuen Czaarin zu und bildeten fortan, in allen Provinzen zerstreut, einen treuen, unerschütterlichen Anhang derselben. Da die Meisten der durch die junge Kaiserin Befreiten der altrussischen Partei angehörten, war die Wirkung, welche ihre Rückkehr in der Heimath übte, eine grenzenlos freudige. Eine Reihe von Commissionen wurde eingesetzt, um das von Peter dem Großen begonnene und unter seinen deutschen Nachfolgern stillstehende Werk der Gesetzgebung und der Reform in allen Zweigen von Neuem aufzunehmen. Aber ebenso sehr die Czaarin gleich im Anfange den Wünschen und Bedürfnissen ihrer Völker

entgegenkam, ebenso wenig vergaß sie ihre treuen Freunde, die Männer, denen sie die Erhebung zur höchsten Macht in ihrem ruhmreichen Vaterlande verdankte. So undankbar sich die Herzogin von Braunschweig gezeigt hatte, so dankbar erwies sich Elisabeth, treu dem russischen Volksgemüth.

Lestocq wurde von ihr zum Grafen erhoben, zum geheimen Rath und ihrem ersten Leibarzte, sowie zum Präsidenten des Medicinalcollegiums ernannt und mit einer bedeutenden Summe dotirt; Suwalow und Woronzoff wurden Kammerherren und empfingen gleichfalls bedeutende Geschenke an Gütern und Geld, die Frau des ersteren wurde erste Hofdame, Frau von Kuriakow Oberstthofmeisterin; Astroski zum Obersten ernannt, befehligte die Preobrasenskische Garde, deren Grenadiere sämmtlich in den Adelstand erhoben wurden. Der Student Battog erhielt ein Gut und eine Anstellung im Departement der Finanzen.

Aber auch eines längst vergessenen Freundes erinnerte sich Elisabeth auf dem Zenith ihres Glückes. Der Sergeant Subin, ihr ehemaliger von der Kaiserin Anna verbannter Günstling wurde an den Hof berufen, aber das Heitere war, daß man ihn nicht fand, vergebens suchte man ihn in ganz Sibirien, er schien verschwunden, von der Erde verschluckt. Vergebens

erneuerte die Czaarin ihren Befehl, der Unglückliche blieb verschollen.

Um die russische Partei, welche bis jetzt die größte Unzufriedenheit genährt und aus deren Mitte sämmtliche Verschwörungen gegen die Czaarin Anna, den Herzog Biron und die Herzogin von Braunschweig hervorgegangen waren, vollends an sich zu fesseln, ernannte Elisabeth das Haupt desselben Cerkaski zum Großkanzler. Cerkaski war jedoch durchaus nicht fähig, mehr als das nominelle Haupt eines Ministeriums zu sein. Als daher die Czaarin darauf bestand, die höchsten Staatsämter nur mit Russen zu besetzen, und mit anderen Exilirten auch Graf Bestuseff, der ehemalige Secretär Biron's aus den Eisfeldern Sibiriens heimkehrte, empfahl Lestocq diesen geistvollen Diplomaten und feinen Hofmann der Czaarin, und diese übertrug ihm das wichtige Amt eines Vicekanzlers. Sie gewann an ihm allerdings einen ihr und Rußland treu ergebenen Diener, aber Lestocq, ohne es zu ahnen, den gefährlichsten Gegner; denn ebenso, wie dieser für Frankreich und Preußen eingenommen war, erkannte Bestuseff vom ersten Augenblicke, daß der Vortheil Rußlands ein Zusammengehen mit Oesterreich und England erfordere und begann in diesem Sinn auf seine Collegen und die Kaiserin einzuwirken.

Erst nachdem sie mit vollen Händen Glück gespendet hatte, dachte Elisabeth daran, zu strafen und zu rächen. Die in der Nacht vom fünften auf den sechsten December verhafteten Anhänger der Regentin wurden des Verrathes gegen die Sicherheit des Staates angeklagt und vor einen Gerichtshof gestellt, welcher aus dem Generalprocurator Fürsten Trubetzkoi, den Generalen Usakoff und Lewasow, dem Oberstallmeister Fürsten Kuriakin, dem geheimen Rath Naryskin und dem in Folge von Elisabeth's Gnadenakte aus dem Exil zurückgekehrten vormaligen Präsidenten des Justizcollegiums Fürsten Michael Galitschn bestand.

Die Untersuchung leitete Trubetzkoi, ein erbitterter Gegner der beiden deutschen Staatsmänner, welche ihn zur Zeit ihres Glanzes in ihrem maßlosen Uebermuth mehr als einmal beleidigt hatten.

Ostermann wurden achtzig Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Er wurde angeklagt, daß er durch hinterlistige Intriguen mit Hilfe des Senates nach dem Tode Peter II. die rechtmäßige Thronerbin, Großfürstin Elisabeth, verdrängt und die unfähige Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, seine Schülerin, zur Regierung gebracht habe, um unter ihrem

Deckmantel das Reich willkürlich verwalten zu können, daß er im letzten Jahre ihrer Regierung den gegen den russisch gesinnten Adel geführten Streich, so wie die Hinrichtung und Verbannung der Dolgorucki veranlaßt habe. Man warf ihm auch vor, daß er die Herzogin von Braunschweig zur unumschränkten Regentin gemacht und zu gleicher Zeit den Plan gehegt habe, die gesetzliche Kaiserin Elisabeth in ein Kloster zu stecken, sowie den jungen Herzog von Holstein, der nach ihr die gerechtesten Ansprüche hatte, aus dem Wege zu räumen. Endlich habe er die russische Flotte in Verfall gebracht, um Rußland zu zwingen, die Freundschaft der Seemächte zu suchen.

Aehnliche Vorwürfe wurden gegen den Feldmarschall Münnich erhoben. Man klagte ihn aber noch ganz besonders an, die Soldaten bei dem Staatsstreiche gegen Biron getäuscht zu haben, indem er ihnen vorspiegelte, es gelte, die Großfürstin Elisabeth auf den Thron zu erheben und auf diese Weise seinem Plane dienstbar machte.

Erwiesen konnten die meisten dieser Beschuldigungen nicht werden, wie es eben im Charakter der Intriguen liegt, daß sich ihre Fäden nur sehr selten fassen und bloslegen lassen.

Als Münnich leugnete, die Garde hintergangen zu

haben, wurden ihm Soldaten der Preobrasenskischen Truppe gegenübergestellt, welche ihm in's Gesicht sagten, er habe sie betrogen.

Ostermann erklärte, daß er Alles, was er als Minister von dem ersten bis zum letzten Tage gethan, verantworten könne, da er stets, so lange er einer Regierung mit Pflicht und Eid verbunden gewesen, dem Interesse derselben alle anderen Rücksichten aufgeopfert habe.

Bestuseff war mit dem ganzen Processe ebenso wie mit dem Vorgehen des Gerichtshofes nicht einverstanden, er sah in den Angeklagten Männer, die trotz ihrer Fehler große Verdienste um Rußland hatten, und zeigte sich empört darüber, daß die meisten Mitglieder des Gerichtshofes sich nur von ihrer Rachsucht leiten ließen. Er zog sich, unter dem Vorwande eines Unwohlseins, von den Sitzungen zurück und so kam es, daß die Angeklagten, ihres letzten Freundes beraubt nicht allein sämmtlich zum Tode verurtheilt wurden, sondern auf Antrag Cerkaski's und Trubetzkoi's Ostermann überdies lebendig gerädert und Münnich geviertheilt werden sollte.

Am neunundzwanzigsten Januar sollte dieses grausame Urtheil, das die Kaiserin, obwohl sie die Todesstrafe ausdrücklich aufgehoben hatte, keinen Augenblick

zu bestätigen zögerte, vollstreckt werden. Früh am Morgen brachte man die Verurtheilten aus der Citadelle in das Senatsgebäude. Vor zehn Uhr setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Voran marschirte eine Abtheilung Soldaten, dann folgten die dem Tode Geweihten, von Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonneten umgeben. Ostermann, dessen Alter und Kränklichkeit es unmöglich machten, ihn den Weg zu Fuße zurücklegen zu lassen, saß in einem einfachen Bauernschlitten, der nur mit einem Pferde bespannt war, er trug einen alten, langen röthlichen Pelz mit Fuchs gefüttert und auf der Perrücke eine Mütze von schwarzem Sammet, denselben Anzug, den er sonst zu Hause hatte. Hinter ihm gingen der Feldmarschall Münnich, der Vicekanzler Graf Golofkin, Baron Mengden, der Oberhofmarschall Graf Löwenwolde und der Staatsrath Dimirasow. Golofkin und Mengden, bis an die Augen in große Mäntel gehüllt, zitterten am ganzen Leibe vor Kälte und Todesangst; Münnich schritt muthig und fest, ja stolz zwischen den Soldaten, mit denen er sich unbefangen unterhielt. Löwenwolde, dessen Antlitz einen tiefen Kummer und die Verwüstungen einer eben erst überstandenen Krankheit zeigte, schien eben so gelassen und freundlich wie in glücklicheren Tagen; als er an dem kaiserlichen Palaste

vorüberschreitend, die Czaarin an einem Fenster erblickte, überflog ein schmerzliches Lächeln seine bleichen Züge und er nickte zweimal seltsam mit dem Kopfe.

Die Grenadiere, welche ihre einstigen Führer zum Richtplatz führten, konnten sich eines gewissen Mitgefühls nicht erwehren, sie sprachen ihnen in ihrer naiven Weise Muth zu.

„Es wird ja Alles bald überstanden sein, Väterchen", sagte ein alter Corporal, der unter ihm gegen die Türken gefochten, zu Münnich.

„Gut, daß man Euch fahren läßt", sprach ein anderer ergrauter Grenadier zu Ostermann, „wenn man so alt geworden ist wie wir, wollen einen die Füße nicht mehr tragen."

Der Pöbel dagegen, welcher die Straßen füllte und das Schaffot umgab, raste vor Freude, als er die verhaßten deutschen Minister und Generäle den Weg zum Tode gehen sah, laute Verwünschungen und Flüche mischten sich mit Jubelrufen auf die Czaarin.

Auf der Richtstätte angekommen, wurden die Verurtheilten in das Quarrée gebracht, welches ein Regiment Grenadiere bildete. Vier Soldaten hoben Ostermann auf ihre Arme und trugen ihn auf das Blut-

gerüst, wo sie ihn auf einen schlechten hölzernen Stuhl setzten.

Als der Secretär des Senates ihm das Urtheil vorzulesen begann, entblößte der greise Staatsmann das Haupt, noch in diesem schweren, traurigen Augenblicke achtete er das Gesetz, das ihn schuldig sprach. Das Urtheil lautete dahin, daß Ostermann lebendig gerädert und dann mit dem Schwerte enthauptet werden sollte. Er hörte es an, ohne nur eine Miene zu verändern.

Jetzt legten ihn die Soldaten mit dem Gesicht zur Erde nieder.

Die Henker entblößten ihm den Hals und legten ihn dann auf den grauenhaften Block, der eine hielt seinen Kopf bei den Haaren fest, während der andere das blanke Beil aus dem Sacke nahm. Ostermann hatte die Hände ausgestreckt.

„Nimm die Arme an Dich, Väterchen", sagte einer der Soldaten.

Ostermann kreuzte sie auf der Brust und erwartete so ruhig den Tod.

In diesem Augenblicke entfaltete der Secretär des Senates ein zweites Papier und las daraus die wenigen Worte: „Gott und die Kaiserin schenken Dir das Leben."

Die Soldaten hoben nun den muthigen Greis, welcher erst in diesem Augenblicke etwas mit den Händen zu zittern begann, auf und trugen ihn vom Schaffot herab in den Schlitten zurück.

Hierauf wurde den anderen, dem Tode Geweihten das Urtheil des Gerichtshofes und die Begnadigung der Czaarin vorgelesen. Der Pöbel, welcher bis jetzt athemlos gelauscht hatte, zeigte sich mit diesem Ausgang durchaus nicht zufrieden. Zuerst wurde jetzt Münnich in einen geschlossenen kaiserlichen Hofschlitten gebracht und von vier Grenadieren nach der Citadelle escortirt. Ostermann und die Anderen folgten in gemeinen Iswoschtschiksschlitten.

Das Vermögen und die Güter der Verurtheilten wurden confiscirt, sie selbst noch an demselben Tage in die Verbannung abgeführt, in welche ihnen ihre treuen Frauen und Diener folgten. Ostermann wurde nach Berefow gebracht, Münnich nach Pelym, um dasselbe Haus zu bewohnen, das er für den von ihm gestürzten Herzog Biron hatte erbauen lassen.

Münnich, von seiner Gattin und dem Hausprediger begleitet, begegnete in der Vorstadt von Kasan dem Herzog Biron, welcher nebst anderen von

Elisabeth Begnadigten aus Sibirien zurückkehrte. Sie blickten sich einander an und fuhren, ohne ein Wort zu sagen, an einander vorbei.

Welcher Schicksalswechsel! Welche merkwürdige Begegnung!

Fünfzehntes Kapitel.

Weibliche Diplomatie.

Kaum hatte sich die Regierung etwas befestigt, so begannen sich im Schooße derselben Parteien zu bilden und theils offen, theils durch versteckte Intriguen dieselbe zu bekämpfen. Den größten Zwiespalt rief am Hofe der Czaarin Elisabeth die äußere Politik hervor. Lestocq, welcher einen großen Einfluß auf die Monarchin besaß, zeigte sich entschieden französisch und daher preußisch gesinnt, während Bestuseff für die Seemächte und Oesterreich in die Schranken trat. Beide suchten sich unter jenen Personen, welche die Kaiserin umgaben und bei ihr in Gunst standen, einen Anhang zu verschaffen.

Die Gräfin Suwalow galt, bald nachdem sie Hof-

dame geworden, schon als die erklärte Favorite Elisabeth's. Sie hielt mit ihrem Anbeter, dem Kammerherrn Woronzoff, zu Bestuseff, während Lestocq den ersten Minister Rußlands, den Großkanzler Tscherkaski für sich gewonnen hatte.

Für beide Parteien galt es nun vor Allem den Günstling der Czaarin, den bis jetzt neutralen Grafen Iwan Suwalow, in dessen intimem Verhältniß zu ihr das Geheimniß seiner ungewöhnlichen Gewalt über sie lag, an sich zu ziehen. Lestocq, der die maßlose Habgier des Grafen kannte, hatte offenbar den richtigen Weg dazu eingeschlagen, indem er den Marquis de la Chetardie bestimmte, ihm einen bedeutenden Jahresgehalt von Seite des französischen Hofes auszusetzen, und Suwalow schien sich nun auch wirklich zu der preußischen Seite hinzuneigen. Dies beunruhigte die Gegner nicht wenig, der Vicekanzler beschloß Alles aufzubieten, um diesen wichtigen Verbündeten für sich zu gewinnen. Die Gräfin Suwalow hatte, so reizend sie war, nicht den mindesten Einfluß auf ihren Gatten, und doch konnte nur ein Weib, ein schönes und geistvolles Weib, die Wagschale zu Gunsten der österreichischen Partei steigen lassen, denn Suwalow war nicht weniger empfänglich für weibliche Reize als für Geld. Bestuseff ließ in Gedanken wiederholt alle Damen seiner Partei

Revue passiren, jedesmal blieb er bei derselben stehen, bei der einzigen, welche er für fähig hielt, den durch Frauengunst verwöhnten und flatterhaften Grafen zu fesseln, bei seiner eigenen Frau.

Die Gräfin Bestuseff gehörte in dem damaligen Rußland mit der Kaiserin Elisabeth und Frau von Lapuschin unstreitig zu den schönsten Frauen, ja diese drei hätten zu jeder Stunde den Berg Ida betreten und das Urtheil eines Paris herausfordern können. Sie war aber noch viel mehr, als schön, sie übertraf ihre beiden Nebenbuhlerinnen bei weitem an Geist und Bildung, sie hatte das Air einer galanten Marquise vom Hofe zu Versailles, zu deren Füßen ebenso gut Poeten und Maler, wie Staatsmänner und Helden knieen. Die Eifersucht der Kaiserin auf die Schönheit seiner Frau schien Bestuseff vollends den richtigen Weg zu zeigen und so zögerte der gewiegte Politiker nicht länger, seiner weiblichen Diplomatie das Gewebe anzuvertrauen, in dem Suwalow verstrickt werden sollte.

Als er seiner Gemahlin die ebenso wichtige als heitere Eröffnung machte, war sie eben damit beschäftigt, ihren Papagei mit Confect zu füttern.

Es war am Morgen, die schöne Gräfin hatte ihr Haar nach ebenso wenig frisirt als gepudert, es lag

in einem reizenden Häubchen zusammengerollt, während ein rosaseidener Schlafrock ihre schlanken feingerundeten Formen nur leicht verhüllte.

Sie sah ihren Gatten erst groß an, dann begann sie zu lachen.

„Deine Zumuthung ist wohl nichts weiter als ein guter Scherz", rief sie.

„Nein, mein Schatz", erwiderte Bestuseff, „es ist mein voller Ernst, ich halte Dich für schön und klug genug, um Suwalow in dein Netz zu ziehen, und für stolz genug, um Dich nicht in die Reihe seiner Courtisanen zu stellen."

„Sehr schmeichelhaft für mich", erwiderte die schöne Gräfin, „schmeichelhaft für meine Eitelkeit und auch für meine Tugend, denn Suwalow ist ein schöner, ein gefährlicher Mann. Ich erfahre mindestens bei dieser Gelegenheit, wie weit Dein Vertrauen zu mir geht."

„Mein Gott, was thut man nicht der Politik zuliebe", seufzte der Minister.

„Ueberlege Dir also gut, was Du verlangst", sagte die schöne Frau, „ich zweifle keinen Augenblick, daß ich die mir von Dir übertragene diplomatische Aufgabe zu Deiner vollen Zufriedenheit lösen werde, was aber sonst dabei geschieht, dafür übernehme ich keine Garantie, mein Schatz."

„Ich vertraue Dir —"

„Aber ich vertraue mir selbst nicht", lachte die Gräfin, „ja, ja! mein Schatz!"

„Ja, ja! mein Schatz!" stimmte der Papagei bei und schüttelte sein rothblaues Gefieder.

„Machen wir einen Versuch", entschied Bestuseff zuletzt, „und sollte sich eine Gefahr für Dich zeigen, haben wir noch Zeit einzulenken."

Madame zuckte spöttisch die Achseln — —

Ein paar Tage später versammelte ein glänzendes Maskenfest den Hof und die Aristokratie im kaiserlichen Palaste, die Damen wetteiferten, sich an Originalität und Luxus der Costüme zu übertreffen. Die Czaarin erschien in der prachtvollen Tracht einer Moskauer Fürstin aus der Zeit Iwan des Schrecklichen, die Gräfin Suwalow als Chinesin, Fräulein von Woronzoff zog als Schamanische Zauberin durch ihre mit Hirschgeweihen besetzte Mütze und das mit Schellen behangene Götzenbild, das sie im Arm hielt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, während die junge Gräfin Trubetzkoi in der Maske einer Kamtschadalin auf einem von zwei großen weißen Hunden gezogenen kleinen Schlitten Aufsehen erregte.

Alle wurden jedoch durch eine Bacchantin in Schatten gestellt, deren herrliche von dem antiken Ge-

wande mehr gehobene als verhüllte Formen, vor Allem ihre wunderbaren Schultern, von denen ein Pantherfell herabfiel und auf die ihr reiches Haar mit Weinlaub durchflochten halb entfesselt herniederwallte, unter den durch Fischbeinmieder und Reifröcke entstellten Rokokoschönen eine geradezu berauschende Wirkung übten.

Die Kaiserin runzelte ärgerlich die schöne Stirne, als sie diese fremdartig berückende Erscheinung sah, sie gab Suwalow den Auftrag, ihr zu folgen und ihr zu melden, wer es sei. —

Bald war Suwalow an der Seite der reizenden lebendig gewordenen Antike, welche ihn mächtig anzog.

„Ich grüße Dich", begann sie, ihm die Hand reichend, „ich habe Dich erwartet."

„Mich?" sagte der Graf ungläubig.

„Ja, Dich", fuhr sie fort, „ich bin sogar nur deinetwegen hier. Der Olymp hat mich auf diese frostige nordische Erde entsendet, um Dich auf die Probe zu stellen."

„Wie?" fragte Suwalow.

„Ist Dein Herz nicht versagt", sprach die Bacchantin, „liegst Du nicht zu den Füßen der mächtigsten Frau Rußlands, deren Gunst Dich über alle Deine Landsleute erhoben hat?"

Suwalow war jetzt überzeugt, daß Elisabeth ihn nur zu der schönen Bacchantin gesendet hatte, um durch sie seine Treue zu prüfen, und er lächelte über die plumpe Falle. „Ich habe meine Verehrung für die Kaiserin nie verborgen gehalten", gab er zur Antwort, „ja, ich bete sie an, und neben ihr erscheint mir jede andere Frau geradezu reizlos."

„O! wie Du lügst", lachte die Bacchantin, „man kennt Dich besser, Du flatterhafter schöner Schmetterling, und liebt Dich trotz Deiner Unbeständigkeit."

„Liebst Du mich?" fiel Suwalow durch die Worte der antiken Schönen ermuthigt ein und ergriff zugleich ihre Hand.

„Vorsicht", flüsterte sie, „die Czaarin beobachtet uns, sie scheint von Deiner Treue viel weniger überzeugt, als Du selbst."

„Und Du?" erwiderte der Graf.

„Ich? Ich glaube, daß ich Dich zu meinen Füßen sehen würde, sobald ich nur wollte", flüsterte die Bacchantin.

„Du kennst mich nicht, meine Treue —"

„Ich kenne Dich eben nur zu gut", unterbrach ihn das schöne Weib mit den Formen einer Venus, „wenn Du Dich aber so sicher, so unverwundbar glaubst, gut, dann fordere ich Dich zum Kampf heraus."

„Du verräthst Dich ein wenig zu früh, reizende Diplomatin der Eifersucht", sagte Suwalow.

„Jetzt verstehe ich Dich nicht."

„Du handelst im Auftrage der Czaarin."

„Deshalb so vorsichtig?" spottete die Bacchantin. „Nein, ich handle nur im Auftrage meines Herzens, das Dir gehört, wenn Du es zu gewinnen verstehst."

„Gieb mir also Gelegenheit —"

„Heute noch, folge mir in meinen Schlitten."

Suwalow besann sich.

„So feig auf einmal, Du berühmter Held der Boudoire!" höhnte ihn die reizende Maske.

„Es sei denn, ich folge Dir, sobald Du es befiehlst", sagte er endlich.

„In einer Stunde also vor der Admiralität."

„Ich komme."

Der Graf kehrte rasch zur Kaiserin zurück und meldete ihr, die reizende Bacchantin sei Niemand anderes, als die alte Fürstin Mentschikoff, welche diese Maske gewählt habe, um die gesammte galante Jugend zu dupiren. Elisabeth schien beruhigt.

Zur bestimmten Zeit stieg Suwalow vor der Admiralität aus seinem Schlitten und schickte denselben fort. Er wartete nicht lange, so kam ein anderer

geschlossener, welcher vor ihm anhielt. Die Thüre desselben wurde geöffnet und ein weißer Arm streckte sich ihm aus dunklem Pelzwerk verlockend entgegen. Er stieg ein und schlang seinen Arm um das herrliche Weib, das ihm Platz machte, während der Schlitten weiter flog. Die gefährliche Schöne, welche ihn entführt hatte, bestand jedoch darauf, daß er sich die Augen verbinden lasse, und Suwalow war bereits viel zu sehr von ihren Reizen umstrickt, um es zu verweigern. Sie blendete ihn mit ihrem Tuche und ehe er sich's versah, hatte sie auch seine Hände gefesselt. Er war ihr Gefangener.

Nach langer Fahrt hielt der Schlitten und die weiche warme Hand seiner Begleiterin geleitete den Grafen eine Treppe hinauf und einen Corridor entlang in ein Zimmer, das mit Teppichen belegt und angenehm durchwärmt war.

Zuerst fiel jetzt die Binde von seinen Augen. Suwalow sah sich in einem kleinen mit vielem Luxus möblirten Raum, und die Bacchantin, welche ihr Pelzwerk abgeworfen hatte, auf einem türkischen Divan ausgestreckt.

„Eigentlich sind Sie doch sehr unvorsichtig, lieber Suwalow", begann sie, „wie nun, wenn ich doch im Auftrage der Czaarin handelte oder einfach eine Gau-

nerin wäre, die sie in eine Diebshöhle gelockt hätte, denn Sie müssen wissen, daß Sie mir auf Gnade und Ungnade preisgegeben sind."

Dem Grafen begann es ein wenig unangenehm zu Muthe zu werden, aber er ließ nichts davon merken. „Wer kann vorsichtig sein, wenn alle seine Sinne in Aufruhr sind?" sagte er lächelnd.

„Ah! Sie sind also auf dem Wege, sich in mich zu verlieben?" fragte die reizende Maske spöttisch.

„Sie haben mich besiegt", rief Suwalow, „ich ergebe mich auf Discretion."

„Aber Sie haben nicht einmal mein Gesicht gesehen", lachte die Bacchantin.

„Ein Körper wie der Ihre kann nur mit Zügen von unvergleichlicher Schönheit gepaart sein", rief der Graf.

Die schöne Frau erhob sich, löste seine Fesseln und ließ zugleich die Maske fallen.

„Sie, Gräfin!" stammelte Suwalow entzückt.

Es war die schöne Gemahlin Bestuseff's, deren volle weiche Arme sich jetzt um ihn schlangen und ihn auf die Polster des Divans niederzogen.

„Was machen Sie aus mir", fuhr Suwalow fort.

„Meinen Sklaven", flüsterte die siegreiche Kokette.

„Ja, Sie haben Recht", rief Suwalow, „ich fühle mich Ihnen so vollkommen unterthan, so ganz Ihrem Willen, Ihrer Laune hingegeben, daß ich nichts mehr bin als Ihr Sklave. O! wie schön sind Sie! Alle Damen unsers Hofes erblassen vor ihnen wie die Sterne vor der Sonne."

„Wirklich? Auch Elisabeth?"

„Auch die Kaiserin! Ich bin von Sinnen, ich werde wahnsinnig, wenn Sie nicht Erbarmen mit mir und meiner Leidenschaft haben", erwiderte Suwalow, indem er sich vor der Gräfin Bestuseff niederwarf und ihre Kniee umfaßte. Sie sah ihn mit einem seltsamen Blick an, in dem eine unheimliche Zufriedenheit lag. „So wollte ich Sie sehen", sagte sie dann, „ich wollte mich überzeugen, wie weit Ihre Treue für Elisabeth geht, ich bin sehr erfreut, einen so gefeierten Mann, wie Sie es sind, zum Sklaven zu haben, aber Erbarmen habe ich nicht mit Ihnen."

„Sie weisen meine Anbetung zurück", stammelte Suwalow. Der Schrecken, die Enttäuschung, welche sich auf seinem schönen Antlitz malten, erheiterten die Gräfin Bestuseff ungemein. „Nein, nein", beeilte sie sich zu sagen, „im Gegentheil, Sie müssen mich lieben, es wird mir ein wenig die Zeit vertreiben, aber rechnen Sie nie auf Gegenliebe."

„Nur auf Gnade."

„Noch weniger."

„Sie könnten so grausam sein?"

„Ich bin nicht grausam", sprach die schöne Frau mit ihren aufgelösten Flechten spielend, „und um Ihnen dies zu beweisen, erlaube ich Ihnen morgen Mittag, wenn ich meine gewöhnliche Spazierfahrt längs der Admiralität mache, mich —"

„Zu begleiten", unterbrach sie Suwalow überglücklich.

„Nein, nur zu sehen", sagte sie mit koketter Strenge; sie wußte, daß er ihr so am sichersten war „Jetzt aber müssen Sie mich verlassen."

Suwalow versuchte sie zu umschlingen, aber ihr großer despotischer Blick wies ihn zurück.

„Erlauben Sie mir mindestens, ihre Hand zu küssen", flehte er.

„Das wäre zu viel."

„Den Fuß also —"

„Noch immer zu viel."

Er stand rathlos. Sie begann laut zu lachen. „Ich erlaube Ihnen den Boden zu küssen, dort, wo mein Fuß ihn jetzt berührt," sprach sie dann, denselben zurückziehend und der verwöhnte Günstling der Frauen, der Geliebte der schönsten Monarchin, warf sich vor

ihr nieder und preßte seine Lippen auf den Teppich, dort, wo sie noch vor Kurzem auf denselben getreten war. Dann erhob er sich, neigte sich tief vor der koketten Schönen und entfernte sich rasch.

Der verdeckte Schlitten der Gräfin Bestuseff brachte ihn nach Hause.

Am folgenden Tage erwartete Suwalow die schöne Frau mit klopfendem Herzen in der Nähe der Admiralität. Sie konnte mit dem Triumphe, den sie über ihn gefeiert hatte, zufrieden sein; es war ihm noch nie geschehen, daß eine Frau ihm gegenüber kalt geblieben war, er hatte jede bei dem ersten tête a tête erobert und ebenso schnell vergessen. Die erste, welche ihn zurückgewiesen, ja verlacht hatte, mußte einen nie empfundenen Zauber auf ihn üben und so war sein Gefühl für die schöne Gemahlin des Vicekanzlers eher das eines schüchternen Cadeten oder Studenten, als das eines Löwen der Gesellschaft, des gefeierten Suwalow. Wie glücklich war er, die Gräfin in ihrem phantastischen Schlitten, in kostbares Pelzwerk eingehüllt, nur vorüber fliegen zu sehen, sie beachtete ihn kaum, nur mit einem leichten, hochmüthigen Kopfnicken erwiderte sie seinen demüthigen Gruß und doch fühlte er in diesem Augenblick eine Befriedigung, wie er sie nie in den Armen seiner schönen Herrin empfunden hatte. Die stolze Kälte der Gräfin

reizte ihn in einer Weise, wie ihn noch nie ein Weib gereizt hatte. Er beeilte sich, ihr noch an demselben Tage seinen Besuch zu machen, wurde jedoch von der übermüthigen Frau nicht empfangen. Es hieß, sie sei müde. Ein anderes Mal schützte sie vor, daß sie noch nicht Toilette gemacht habe und endlich wies sie ihn einfach ab.

Seine Aufregung war auf das Höchste gestiegen, als er die Grausame bei einem Concert traf; während die Czaarin eine italienische Arie vortrug und Alles athemlos lauschte, beugte er sich plötzlich über die Stuhllehne der Gräfin Bestuseff und flüsterte ihr die unsinnigsten Liebesschwüre zu.

„Sie sagen, Sie lieben mich", erwiderte endlich die schöne Frau lächelnd, „ich bin aber sehr mißtrauisch, wollen Sie mich also von der Wahrheit Ihrer Empfindungen überzeugen?"

„Ich bin bereit, Alles zu thun, was Sie von mir verlangen", murmelte Suwalow.

„Und wenn ich Sie nun wirklich auf eine Probe stellen wollte?" entgegnete die Gräfin leise.

„Ich bitte Sie darum."

„Gut, ich nehme Sie also beim Wort", fuhr die Gräfin fort, „man sagt, daß die Kaiserin sich mit Preußen alliiren und den Herzog Peter von Holstein zu

ihrem Erben ernennen will. Beides beleidigt mein Gefühl, denn Sie müssen wissen, Graf, daß ich vor Allem eine gute Russin bin. Sie werden heute noch Ihren ganzen Einfluß bei der Czaarin aufbieten, um sie umzustimmen. Werden Sie das?"

„Sie befehlen, mir bleibt nur zu gehorchen übrig", entgegnete Suwalow.

„Ich erwarte Sie morgen Abend", sagte zuletzt die schöne Frau mit einem gnädigen Blick, „kommen Sie, mir den Erfolg Ihres Schrittes zu melden."

„Sie machen mich zum glücklichsten Menschen auf dieser Erde —"

„O! noch lange nicht", lachte die schöne Diplomatin.

Sechzehntes Kapitel.

Eine Weiberverfolgung.

„Eifersüchtig kann dieser Bestuseff nicht sein", dachte Suwalow, als er am folgenden Abend die schöne Gemahlin des Ministers allein fand. Er eilte vor ihr niederzuknieen und ihre Hand, welche sie ihm willig überließ, an seine von Leidenschaft glühenden, trockenen Lippen zu führen.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet?" fragte der weibliche Diplomat.

„Nichts", erwiderte Suwalow mit einem Ton, der so lächerlich furchtsam klang, wie der eines unartigen Knaben, der in's Verhör genommen wird, „die Kaiserin hat mich ausgelacht. Ja, noch mehr."

„Noch mehr?"

„Sie hat mich gefragt, wie viel mir die Seemächte

dafür gezahlt hätten, damit ich gegen den Prinzen von Holstein und für Oesterreich spreche."

„Das macht ja nichts", sprach die Gräfin Bestuseff, „Sie dürfen nur deshalb diese Angelegenheit nicht gleich wieder fallen lassen, sprechen Sie täglich mit Elisabeth davon, endlich wird es doch Eindruck machen. Versprechen Sie mir das?"

„Alles in der Welt, Gräfin", flüsterte Suwalow, „aber was werden Sie dagegen thun, um mich am Leben zu erhalten, denn ich schwöre Ihnen, daß ich sterben werde, wenn Sie fortfahren, so unnahbar kalt gegen mich zu sein."

„Sie werden mich täglich sehen", sagte die schöne Frau.

„O! mein Gott", jubelte Suwalow.

„Schon damit ich Sie täglich an Ihre Aufgabe erinnern kann", fuhr die kokette Frau fort, „aber hier wäre das unmöglich, mein Gemahl ist bei aller seiner staatsmännischen Ruhe doch kein Holzblock, Sie verstehen."

„Vollkommen."

„Nun also", sagte sie, „in Jamskoi wohnt eine gute alte Frau, welche wie ich hörte, so freundlich ist, ihr Haus der vornehmen Welt Petersburgs zu galan-

ten Abenteuern zu überlassen. Versichern Sie sich dieser Person, sie dürfte Ihnen kaum unbekannt sein."

„Sie meinen das sogenannte gelbe Haus der Wittwe Pskow?"

„Allerdings."

„Und wann darf ich hoffen Sie dort zu sehen?"

„Morgen."

„Die Stunde?"

„Um sieben Uhr Abends. Ich werde einen hellblauen Mantel mit dunklem Pelz und eine Kapuze von gleichem Stoff haben, die ich sonst nie trage", sagte die schöne Frau.

Als der Graf sie verlassen hatte, kam Bestuseff. „Nun, was hast Du erreicht?" fragte er hastig.

„Alles und nichts."

„Spanne mich nicht auf die Folter."

„Ich habe Suwalow vollkommen gefesselt", erwiderte die reizende Frau, die Spitze ihres graziösen Fußes betrachtend, „ich kann in jeder Beziehung über ihn verfügen. Er nimmt Deine Partei gegen Peter von Holstein und gegen Preußen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Die Czaarin läßt sich nicht umstimmen."

„Eigensinn, Weiberlaune —"

„Sie hat ihn geradezu ausgelacht."

„Das erste Mal, das zweite Mal wird sie ihn

anhören, das dritte Mal mit ihm darüber discutiren und endlich thun, was er verlangt", lächelte Bestuseff, „ich bin Dir jedenfalls zu sehr großem Danke verpflichtet, mein Schatz."

„Danke mir nicht —"

„Weshalb nicht?"

Die Gräfin zuckte die Achseln.

Den nächsten Abend verließ sie in einem einfachen Kleide von grauer Seide und dem Suwalow beschriebenen Pelz, den schönen Kopf von der Kapuze und einem dichten Schleier eingehüllt, zu Fuße ihr Palais, stieg unterwegs in einen einfachen Iswoscikschlitten und fuhr in demselben nach Jamskoi. Vor dem kleinen gelben Hause stieg sie aus, schickte den Kutscher fort und schlug mit dem schweren hölzernen Thürklopfer an die kleine Pforte. Im Augenblick wurde von einem einäugigen Burschen in schmierigem Kosakencostüme geöffnet und hinter der Eintretenden wieder geschlossen. Am Fuße der Treppe erwartete sie eine dickleibige Frau in der Tracht einer russischen Kaufmannsfrau und geleitete sie rasch, ohne ein Wort zu sprechen oder sie nur irgendwie zu mustern, in das erste Stockwerk, wies mit der Hand auf eine niedere Thüre, vor der unter dem Bilde des heiligen Nicolaus eine rothe Lampe trübselig flackerte und war zugleich verschwun-

den. Die Wittwe Pskow verstand offenbar ihr Handwerk, bei dem Schweigen und so wenig als möglich sehen Hauptsachen sind.

Die Gräfin drückte an der Klinke und sah sich zu ihrer Ueberraschung in einem mit vornehmen Geschmack und höchstem Luxus möblirten Gemach, in welchem Suwalow sie erwartete. Während er dienstfertig ihr Kapuze und Pelz abnahm, sah sie sich lächelnd in diesem prachtvoll behaglichen Asyl der Liebe um, und setzte sich dann in einen Fauteuil, der am Kamin stand.

„Legen Sie Holz an", gebot sie ihrem Sklaven.

„Aber es ist ja hier heiß zum Ersticken", erwiderte Suwalow.

„Ihnen Graf, weil Sie verliebt sind", sagte sie, „Sie vergessen aber, daß ich nicht verliebt bin."

„Sie haben kein Herz."

„Für Sie nicht."

„Und Sie kommen doch?"

„Um mich an Ihren Qualen zu belustigen."

„Sie werden mich also nicht erhören?"

„Gewiß werde ich Sie erhören, um Sie dann erst recht verschmachten zu lassen", lachte die schöne Frau.

„Ich glaube, es gibt keine zweite Frau Ihrer Art auf der Welt", murmelte Suwalow.

„Ich hoffe", sagte die Gräfin Bestuseff, „und

eben deshalb werden Sie mich anbeten wie keine zweite."

„Sie wissen das?"

Sie nickte lächelnd und breitete dann mit einem Male beide Arme nach ihm aus. „Nun?"

Er warf sich mit aller Leidenschaft eines jungen Menschen, der zum ersten Male liebt und zum ersten Male geliebt wird, vor ihr nieder und sie zog ihn stumm an ihre Brust. — —

Suwalow sprach ein zweites, ein drittes Mal mit der Kaiserin von der Thronfolge, aber sie blieb wider Erwarten fest. Ein eigenhändiges Schreiben, das den erst vierzehnjährigen Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp nach Rußland und an ihren Hof berief, war bereits ohne Wissen Bestuseff's und Suwalow's vor einiger Zeit abgegangen. Anfangs Februar 1743 traf er in Petersburg ein und wurde von der Czaarin auf das Herzlichste empfangen. Diesmal hatten Lestocq und de la Chetardie gesiegt, nicht weil es ihnen etwa gelang, Elisabeth durch Gründe zu bestimmen, sondern weil sie den jungen Herzog nach sich selbst im Besitze der besten Rechte auf den russischen Thron wußte, und ihr Rechtsgefühl und ihre Sympathie diesmal stärker waren, als alle Intriguen und sogar der Einfluß, die Vorstellungen und Bitten ihres

Günstlings. Dem letzteren indeß war der französische Botschafter durchaus nicht gesonnen, seine Fahnenflucht so leicht zu vergeben, er umgab ihn mit Spionen, welche jeden seiner Schritte bewachten, und schon nach kurzer Zeit war er in der Lage, Lestocq die Mittheilung zu machen, daß Suwalow in dem kleinen gelben Hause von Jamskoi Rendezvous mit einer Dame habe. Diese selbst zu entdecken, war den Spähern de la Chetardie's bis jetzt trotz den eifrigsten Bemühungen nicht gelungen.

Den Glanz des Triumphes auf der Stirne, erschien Lestocq bei dem nächsten Lever der Czaarin.

„Was haben Sie", sagte Elisabeth zu ihm, als sie allein waren, „man sieht Ihnen an, daß Sie etwas sehr Angenehmes entweder erfahren oder mitzutheilen haben."

„Ich zweifle, Majestät", erwiderte der intriguante kleine Leibarzt, „daß Sie das, was ich Ihnen anzuvertrauen habe, sehr freudig überraschen wird, Sie müßten denn das Vergnügen theilen, welches ich empfinde, wenn es gelingt, einen Heuchler zu entlarven, einen Verbrecher der verdienten Strafe zu überliefern."

„O! Sie haben die Absicht, einen meiner Freunde zu verläumden", rief Elisabeth.

„Ich klage nur dann an, wenn ich Beweise habe."

„Beweise? Lassen Sie hören."

„Wenn Majestät mir vorher versprechen sich zu mäßigen, und vor Allem mich nicht zu verrathen."

„Zugestanden", sprach die Czaarin, „welchem Ihrer Gegner gilt also Ihre Siegermiene, Bestuseff?"

„Nein, Suwalow."

„Suwalow wäre ein Heuchler, ein Verbrecher?"

„Darüber werden Eure Majestät am besten selbst urtheilen", entgegnete Lestocq. „Ich begnüge mich, die Thatsachen mitzutheilen, welche mir über den Grafen bekannt geworden sind."

„Sie glauben doch nicht im Ernste, daß Suwalow die Treue gegen mich verletzt hat?"

„Nicht gegen die Monarchin, aber gegen die Frau —"

„Wie?" Die Augen des schönen eifersüchtigen Weibes flammten zornig auf.

„Suwalow hat seit einiger Zeit geheimnißvolle nächtliche Zusammenkünfte mit einer Dame."

„Wer ist diese Dame."

„Das konnte ich nicht entdecken."

„Aber Sie kennen den Ort, wo sie ihn empfängt."

„Allerdings. Es ist ein seit langer Zeit anrüchiges Haus in Jamskoi."

„Und meine Minister dulden solche Häuser? Ist die Polizei blind, wacht man so über die Moral in meiner

Hauptstadt?" rief die Kaiserin auf das Höchste erregt, sie hatte sich erhoben und eilte jetzt zornig auf und ab, ihr Athem flog, endlich stampfte sie mit dem Fuße und befahl auf der Stelle, den Chef der Polizei in ihr Cabinet zu berufen. —

Nicht lange, nachdem derselbe mit einer Armensündermiene die Monarchin verlassen hatte, wurde die Wittwe Pskow verhaftet und in sein Bureau gebracht, wo sich außer ihm noch eine hochgewachsene, in Pelzwerk und Schleier gehüllte Dame befand.

Der Polizeichef begann das Verhör. „Du wirst wohl wissen, alte Sünderin, weshalb Du hier bist?"

„Nein, Väterchen Excellenz, ich habe keine Ahnung davon."

„Läugne nicht, spiele nicht die Heilige. Die Polizei weiß Alles. Man weiß, daß Du Dein Haus zu verbotenen Zusammenkünften hergiebst, daß bei Dir die Unzufriedenen sich verschwören. Es kann Dir Deinen Kopf kosten, Alte."

„Heilige Mutter von Kasan", rief die kleine dicke Wittwe erschreckt, „bei mir ist noch nie Jemand anders gewesen, als etwa hier und da ein Liebespärchen."

„Du giebst dies zu", lächelte der Polizeichef, „eben dies ist es, was wir wissen wollten. Liebespärchen kommen also zu Dir, und Du leihst ihnen Deine Hand

und Dein Haus und hilfst entarteten Töchtern ihre Eltern, sittenlosen Frauen ihre Gatten hintergehen? So, so, warte nur, wir wollen Dir Dein Handwerk schon legen."

Die Wittwe Pskow begann am ganzen Leibe zu zittern und erbärmlich zu heulen.

„Eine strenge Strafe erwartet Dich, Alte", mischte sich jetzt die verschleierte Dame ein, „Eines nur kann Dich retten, ein offenes Geständniß."

„Ich werde Alles sagen", jammerte die Wittwe.

„Kennst Du den Grafen Iwan Suwalow?" setzte die Verschleierte das Verhör fort.

„Ja, Mütterchen."

„Hat er Dein Haus besucht?"

„Ja."

„Seit wann?"

„Seit einigen Wochen erst."

„Er ist in Deinem Hause mit einer Dame zusammengekommen."

„Allerdings, Mütterchen."

„Kennst Du diese Dame?"

„Nein, Mütterchen. Sie war immer vollkommen vermummt und dicht verschleiert so wie Du, ich kenne sie ebenso wenig, wie ich Dich kenne."

„Hast Du auch keine Vermuthung?"

„Mein Gott, es giebt der leichtfertigen Mädchen so viele bei uns in Petersburg", seufzte die Alte, „wer soll sie Alle kennen. Eine vornehme Dame war es gewiß nicht, sie war nicht darnach angezogen, und hat Niemandem nur eine Kopeke gegeben. Auch kam sie immer in einem einfachen Isvoscikssschlitten angefahren."

„Behalten Sie die Person vorläufig in Haft", sagte jetzt die verschleierte Dame zu dem Polizeichef, „ich werde zur Zeit über ihr Schicksal entscheiden. Ihre Aufgabe ist es, heute noch alle verdächtigen Frauen einzuziehen. Ich muß der Sache auf den Grund kommen, verstehen Sie."

Der Polizeichef verneigte sich demüthig und die Verschleierte schritt stolz und rasch aus dem Gemach.

Auf den Befehl der Monarchin, der jede Verletzung ihrer Eitelkeit als ein Hochverrath erschien, fand nun in Petersburg eine förmliche Weiberverfolgung statt. Jedes hübsche Weib oder Mädchen, das Männern gegenüber als gefällig galt, wurde verhaftet und scharf in's Verhör genommen; man drohte ihnen mit den grausamsten Strafen, um sie zum Geständniß ihrer galanten Abenteuer zu bringen, und die Protocolle, welche man mit ihnen aufnahm, mußten täglich der Kaiserin vorgelegt werden. Allen, die nur halbwegs

schuldig gefunden wurden, ließ die Czaarin die Haare abschneiden und sie dann in Zuchthäuser stecken. Die Mehrzahl dieser unglücklichen Priesterinnen der Venus kam in das Spinnhaus, welches in Petersburg selbst am Ende der Fontanka lag.

Die Wittwe Pskow wurde nach Orel verwiesen.

Ueber Suwalow beschloß Elisabeth selbst Gericht zu halten. Sie wäre, ehe er vor ihr erschien, fähig gewesen, ihn unter ihren Augen todtpeitschen zu lassen, in dem Augenblicke aber, wo er vor ihr stand, brach sie in Weinen aus und warf sich schluchzend in einen Stuhl.

„Man hat mich bei Dir verläumdet, Elisabeth", begann der Hochverräther an ihrer Schönheit.

„Ich weiß Alles — im — im gelben Haus" — stammelte die Czaarin unter Thränen.

„Was weißt Du? Daß ich dort eine Frau gesprochen habe?" sagte Suwalow.

„Ja, Alles, Alles."

„Nicht Alles. Du weißt nicht, wer diese Frau war."

„Wer war es also?"

„Es war ein Mann —"

„Ein Mann?"

„Ja wohl. Ein schwedischer Officier, den die

russische Partei in Stockholm zu mir gesendet hat, um mir die Intriguen Frankreichs und Preußens zu enthüllen und der mit mir als Frau verkleidet zusammenkommen mußte, um den Späherblicken de la Chetardie's und Lestocq's zu entgehen."

„Suwalow, Du lügst", sagte Elisabeth, welche ihre Augen trocknete, um den Verräther dann mit zürnender Zärtlichkeit anzublicken.

„Ich lüge nie, und am wenigsten, wenn ich Dir sage, daß Du das schönste Weib der Welt bist", rief der Graf, „und daß ich Dich anbete und Dir gehöre bis zum letzten Blutstropfen."

„Ich will den Schweden sprechen", sprach die Czaarin, während ihre Finger mit dem Haare des Geliebten spielten.

„Das ist unmöglich, denn er hat Petersburg bereits verlassen!"

„Ach! ich muß Dir wohl glauben", seufzte die arme verliebte Despotin, „denn ich liebe Dich zu sehr?"

Ende des ersten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane
aus dem Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Standes-Vorurtheile.

Roman

von

Alfred Steffens.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Die Rheiderburg.

Erzählung

von

Levin Schücking.

2 Bände. 16. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Non possumus.

Roman

von

Fr. Hilarius.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein weiblicher Sultan.

Zweiter Band.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. — Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Ein weiblicher Sultan.

Historischer Roman

von

Sacher-Masoch.

Zweiter Band.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

Geheimnisse des Hermelins.

Erstes Kapitel.

Im Kreml.

Trotzdem die Versöhnung der Kaiserin mit ihrem Günstling eine vollständige war und derselbe fortan offen als Gegner Lestocq's auftrat, behauptete der letztere doch seinen Einfluß auf Elisabeth, und war, wie er selbst bei jeder Gelegenheit äußerte, desselben vollkommen sicher; nicht etwa, weil die schöne Frau, welche er auf den Thron erhoben hatte, es ihm täglich schwor, sondern weil er sehr gut wußte, daß sie, so lange er lebe, sich niemals entschließen werde, sich einem anderen Arzte anzuvertrauen und vor Allem, sich von einem anderen zur Ader zu lassen.

Bisher hatte der kleine energische Franzose noch Alles bei ihr durchgesetzt und es seinen Gegnern unmöglich gemacht, nur das geringste Terrain zu erobern,

Vergebens suchte Bestuseff, welcher den König von Preußen haßte und nur in der Allianz mit England, Holland und Oesterreich Rußlands Vortheil sah, die Kaiserin für seine Anschauung zu gewinnen. Lestocq, welcher im französischen Solde stand, durchkreuzte jede seiner politischen Intriguen, sowohl in Bezug auf den schwedischen, wie auf den schlesischen Krieg, welcher eben zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia, entbrannt war. Während die Minister nicht selten eine Woche warten mußten, um dann eine Viertelstunde bei der Czaarin Gehör zu erlangen, war sie täglich durch mehrere Stunden mit Lestocq beisammen und machte es ihm auf diese Weise leicht, die Pläne der ersteren zu durchkreuzen.

Der Kampf der Parteien wurde noch um Vieles heftiger, als die Czaarin im März 1742, von dem Prinzen von Holstein und ihrem ganzen Hof begleitet nach Moskau übersiedelte, wo ihre feierliche Krönung stattfinden sollte. Die Art, wie politische Intriguen an dem Hofe des schönen weiblichen Sultans in Scene gesetzt wurden, hatte oft etwas drastisch Komisches. Während der Reise war es Bestuseff und Suwalow gelungen, die Kaiserin gegen Preußen zu stimmen. Zu ihrem Unglück wurde dieselbe aber bald nach ihrer Ankunft in der Sloboda, in welcher sie ihre Residenz nahm, von einer heftigen

Kolik befallen. Nun war wieder Lestocq, der „liebe gute Lestocq" obenan und wirklich konnte er schon wenige Tage später den Marquis de la Chetardie zu einer geheimen Audienz in das Schlafgemach der Monarchin führen. Als nun die Minister das erste Mal bei ihr erschienen, und Bestuseff voll Siegesbewußtsein gegen Schweden und Preußen, und folglich gegen Frankreich zu sprechen begann, mußte er zu seinem Erstaunen erfahren, daß ihn Elisabeth mit der Erklärung unterbrach, sie halte die Freundschaft Frankreichs für ebenso aufrichtig als nützlich, und habe insbesondere von der Anhänglichkeit des Marquis de la Chetardie so viel Beweise empfangen, daß sie an denselben niemals zweifeln werde.

Bestuseff wußte zu gut, daß der französische Gesandte die Sympathie der Czaarin den sechstausend Ducaten dankte, welche er ihr in dem Augenblicke vorgestreckt hatte, als sie sich entschloß, die Zügel der Herrschaft an sich zu reißen, und daß ihre Hinneigung zu Frankreich das Werk Lestocq's war, der sich unermüdlich zeigte, ihr sowie ihrer Umgebung die Vortheile dieser Verbindung klar zu machen. Dennoch wagte es der Vicekanzler nicht, offen gegen den kleinen Franzosen aufzutreten, sondern benützte zu diesem Zwecke den heißblütigen und daher unvorsichtigen Großkanzler Cer-

kaski. Er setzte ihm so lange auseinander, daß seine Würde unter den Intriguen des Leibarztes leide, bis der Großkanzler endlich Audienz bei der Kaiserin verlangte und Lestocq ohne Rücksicht auf ihn oder sich selbst angriff. Er bewies, daß derselbe die Ducaten, welche er zu Tausenden verspielte, von dem Marquis de la Chetardie bezog, nannte ihn einen von Frankreich bezahlten Spion und Staatsverräther, und bat Elisabeth, Lestocq entweder jede Einmischung in die Staatsgeschäfte, insbesondere in die äußere Politik zu verbieten, oder wenn sie ihn durch ihr Vertrauen den Ministern gleichstelle oder sogar noch vor denselben auszeichne, ihn lieber gleich in den Staatsrath zu berufen, als die Arbeiten des Ministeriums täglich durch seine Winkelzüge in Frage zu stellen. Bestuseff war so klug, sich vorläufig neutral zu verhalten, denn er war sich vollkommen klar darüber, daß die Stellung Lestocq's bei der allgemeinen Erbitterung, die gegen ihn herrschte, für die Dauer unhaltbar war.

Elisabeth stellte Lestocq bei nächster Gelegenheit zur Rede, aber er verstand sich sehr geschickt zu vertheidigen. Seine Feinde, sagte er, wüßten nichts anderes gegen ihn vorzubringen, als seinen Umgang mit dem Marquis de la Chetardie. Er läugne durchaus nicht, daß er gute Gesellschaft liebe, welche man an keinem Orte besser finde, als bei dem französischen Botschafter,

wo man sich auf die angenehmste Art unterhalten, essen, trinken und spielen könne; auch bekenne er offen, daß er sich demselben für die Dienste und Geldvorschüsse, welche er seiner Gebieterin geleistet, zu Dank verpflichtet halte. Endlich sei er aber überzeugt, daß nur Blindheit und Eigennutz gegen die Freundschaft Rußlands mit Frankreich eifern könnten. Der Vortheil derselben sei ganz nur auf der Seite der Czaarin. Was die Rechtschaffenheit des Großkanzlers betreffe, würde wohl ein Beispiel genügen, dieselbe in das richtige Licht zu setzen.

Um die bestehenden Verträge mit Rußland zu erneuern, sei eine Gesandtschaft der Baskiren an den kaiserlichen Hof gekommen. Es liege auf der Hand, daß die politische Klugheit gebiete, diese reichen und mächtigen Horden zuvorkommend zu behandeln. Trotzdem habe Cerkaski ihre Abgesandten mehr als zwei Monate hingehalten, ohne sie bei der Czaarin zur Audienz zu melden, bis sie sich endlich an ihn wendeten und ihm ihre Noth klagten. Jetzt sei es ihm gelungen, die Ursache des sonderbaren Verhaltens des Großkanzlers zu erfahren. Der geheime Rath Tatiseff in Astrachan habe, weil die Gesandten der Baskiren eine Reihe sehr gerechter Beschwerden gegen ihn bei Hofe vorzubringen hatten, dem Großkanzler dreißigtausend Rubel

geschickt. Der Großkanzler betreibe überhaupt die Geschäfte sehr lässig, während der Vicekanzler einerseits zu schüchtern sei, sich derselben zu bemächtigen, anderseits durchaus nicht jener geschickte Kopf, für den er ihn anfangs gehalten habe. Auch sei er von dem österreichischen Gesandten Grafen Botta für dessen Regierung gewonnen und habe zwanzigtausend Rubel von der Königin von Ungarn erhalten, um Rußland in ihr Lager zu führen. Die Zeit werde es wohl beweisen, ob er bestochen sei oder Bestuseff, und wessen Rath der bessere gewesen. Gerade vom österreichischen Hofe sei der Rath ausgegangen, Elisabeth für ein unechtes Kind Peter des Großen zu erklären, und in ein Kloster zu stecken.

Die Kaiserin zeigte sich von der Auseinandersetzung des kecken Franzosen befriedigt, und die Sache war für diesmal damit beendet. Während die beiden Parteien fortfuhren, sich zu befehden und Rußland darüber zu keinem entschiedenen Auftreten in dem österreichisch-preußischen Streite kam, lebte die Czaarin Elisabeth in Moskau ganz nur ihrem Vergnügen, ihrer Eitelkeit und der Liebe. Sie hatte Suwalow vergeben, aber ihre Neigung für den Treulosen war stark in der Abnahme begriffen, doch ließ die festliche Atmosphäre der Krönungswochen sie nicht so schnell zum Bewußtsein dieser Veränderung kommen. Prachtvolle Aufzüge,

militärische Paraden wechselten mit Schauspielen und Festen; Elisabeth war dabei so recht in ihrem Elemente, sie machte täglich fünf- bis sechsmal Toilette, die kostbarste stets nach dem Mittagsmahl, und warf sich in den Strudel lärmender Vergnügungen, aus einer Aufregung in die andere.

Das glänzendste Fest war jenes, welches ihre Krönung am 6. Mai 1742 verherrlichte und welchem auch der zum Erben ihres Thrones ausersehene Prinz Peter von Holstein beiwohnte. Alle europäischen Mächte hatten Vertreter nach Moskau gesendet; am meisten erregte der persische Gesandte, der mit niegesehener Pracht auftrat, die Schaulust der Menge. Die Gastfreundschaft der Kaiserin ihm gegenüber trug einen echt orientalischen, verschwenderischen Charakter. Bis zum 1. Juli, wo er seine Abschiedsaudienz hatte, wurden für ihn und sein zahlreiches Gefolge 300,000 Rubel ausgegeben

Ein in seiner Art einziges Schauspiel bot die Illumination von Moskau an dem Tage, wo die Kaiserin aus dem Kreml in die Sloboda, wo sie residirte, zurückgekehrt war.

Der Muthwille gab der schönen lebenslustigen Frau den Gedanken ein, an diesem Abende Männerkleider anzulegen und so durch die ihr zu Ehren in

ein Flammenmeer verwandelte, alterthümliche, orientalisch prächtige Stadt zu reiten. Sie theilte ihr Vorhaben Lestocq mit, und kündigte ihm zugleich an, daß sie ihn bei dieser Gelegenheit besuchen werde.

Der kleine intriguante Franzose beschloß auf der Stelle die günstige Gelegenheit, welche ihm die Laune der Monarchin bot, zu seinen Zwecken auszubeuten, und seinen Gegnern sowie dem Volke zu zeigen, welcher hohen Gunst er und der französische Botschafter sich bei der galanten Elisabeth zu erfreuen hatten.

Die Czaarin hatte sich eigens zu diesem Zwecke ein sehr kleidsames Kostüm machen lassen, in welchem sie sich, als der Abend hereinbrach, mit großer Befriedigung im Spiegel betrachtete. Sie trug hohe schwarze Stiefeln mit Sporen, ein weites faltiges Beinkleid und einen langen Rock von grünem Sammet, welcher sich knapp an ihre schönen Formen schmiegte. Der letztere war reich mit Gold verschnürt und durch einen schwarzen Ledergurt zusammengehalten, auf dem weißen Toupée saß eine Kosakenmütze. So stieg sie, die Reitpeitsche in der Hand, zu Pferde und überraschte ihren Leibarzt in seinem Hause. Lestocq glänzte vor Vergnügen; er warf sich vor seiner gnädigen Herrin auf die Kniee und küßte ihre Stiefeln, was sie lächelnd hinnahm als etwas, was sich von selbst verstehe; dann

führte er den Marquis de la Chetardie herein, und als die Czaarin weiter ritt, standen bereits zwei Pferde für ihn und Lestocq bereit und sie ließen es sich nicht nehmen, die schöne Amazone bei ihrem Ritt durch die Straßen von Moskau zu begleiten.

Elisabeth dachte nichts Uebles dabei; aber der Vorfall erregte ungeheures Aufsehen und erbitterte die Gegner Lestocq's auf's Neue.

Als die Czaarin in die Sloboda zurückgekehrt war, sagte sie zu ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow: „Weißt Du, Lidwina, daß ich mir in diesen Kleidern sehr gefalle?"

„Und mit vollem Rechte", erwiderte die kleine Gräfin, „Sie sehen wunderbar aus, ganz geeignet, den Neid und die Eifersucht aller unserer Cavaliere zu erregen."

„Du findest mich also hübsch", sagte die Czaarin geschmeichelt.

„Ach! warum giebt es keinen Mann auf der Welt, der so schön wäre, wie Sie es jetzt sind", seufzte die Gräfin Suwalow, „ich würde alles darum geben, von ihm geliebt zu werden."

„Denke also, ich sei dieser Mann", scherzte Elisabeth, „ich werde jetzt oft in diesem Anzug erscheinen

und mir noch andere Männerkleider machen lassen, nur um Dich ganz zu bezaubern und Dir dann auf Tod und Leben den Hof zu machen. Suwalow soll vor Eifersucht rasend werden." Sie setzte sich neben ihre reizende Hofdame, umschlang sie und begann sie zu küssen. Wer in diesem Augenblicke eingetreten wäre, hätte ohne Zweifel geglaubt, ein zärtliches Pärchen zu überraschen, so gut verstand es Elisabeth, die Modephrasen der galanten Männer ihrer Zeit und die Huldigungen derselben nachzuahmen.

Sie lag vor der Gräfin auf den Knieen, schwor ihr Liebe und benahm sich, wie es nur der leidenschaftlichste, jugendlichste Page vermag. Woronzoff stand vor der Thüre und hörte das süße Liebesgeplauder der beiden muthwilligen Frauen, wagte es aber nicht, einzutreten. Nach einiger Zeit gesellte sich Suwalow zu ihm. Sie blickten abwechselnd durch das Schlüsselloch und beriethen, was zu thun sei, bis endlich die Kaiserin, welche ihnen bisher den Rücken gekehrt, sich erhob und der Thüre näherte. Jetzt löste sich die eifersüchtige Spannung der beiden in ein lautes Lachen. Sie klopften, und als man sie eintreten hieß, beeilten sie sich, die heitere Täuschung, unter der sie eine qualvolle Viertelstunde lang gelitten hatten, zum Besten zu geben.

„Ja, Iwan", rief Elisabeth, „ich mache Deiner Frau von heute an den Hof und ich dulde keinen Nebenbuhler, also richte Dich darnach ein." Sie schwatzten noch einige Zeit. Zuletzt ging der schöne Kosak im grünen Sammt mit Suwalow Arm in Arm davon und Woronzoff blieb bei der reizenden Gemahlin des Grafen zurück. Man genirte sich durchaus nicht an dem Hofe des weiblichen Sultans.

Wenige Wochen nach dem Krönungsfeste wurde der Marquis de la Chetardie unerwartet von seinem Hofe abberufen. Lestocq war davon sehr unangenehm überrascht, während seine Gegner triumphirten; der Marquis wurde bei seiner Abreise von der Czaarin mit Geschenken förmlich überschüttet. Er erhielt außer dem für Minister seines Ranges festgesetzten Abschiedspräsent von 12,000 Rubeln, den Andreasorden, dessen mit Brillanten von seltener Größe besetztes Kreuz mit dem Stern zusammen einen Werth von 35,000 Rubeln repräsentirte, durch Lestocq eine Tabatiere mit dem Portrait Elisabeth's und einen Ring mit einem Brillanten von einundzwanzig Karat, beides auf 30,000 Rubel geschätzt, und einen prachtvollen Reisewagen; endlich kaufte ihm die Czaarin sein Silberservice und seine Stallequipage für 20,000 Rubel ab. In allem nahm er über 150,000 Rubel, aber dafür auch unge-

zählte Verwünschungen des Volkes nach Frankreich mit. Die altrussische Partei, zu der Cerkaski und Trubetzkoi gehörten, sah die Vorgänge am Hofe mit steigendem Unwillen und gab sich alle Mühe, um die Czaarin dem Einflusse Lestocq's und ähnlicher Creaturen zu entziehen, und dieselbe in Moskau festzuhalten, wo der größte Theil des russischen Adels seinen Wohnsitz hatte. Lestocq dagegen stellte der Monarchin ununterbrochen vor, wie sie in Moskau nur von Mißvergnügten umgeben sei, wie sie hier viel leichter als in Petersburg das Opfer einer Verschwörung werden könne und bestimmte sie endlich, ihre Abreise für die Zeit der beginnenden Schlittenbahn festzusetzen.

Indeß begannen die Garden in Moskau und Petersburg, von der russischen Partei aufgehetzt, arge Excesse zu verüben. Als unter ihnen der Verdacht entstand, daß der Prinz von Homburg und andere deutsche Officiere sie bei der Kaiserin heimlich denuncirten, rotteten sie sich zusammen und drohten, wenn die Ränke der Fremden nicht aufhören würden, alle Deutschen in Stücke zu hauen.

So war bereits im ersten Jahre der Regierung Elisabeths der Boden, auf dem ihr Thron sich erhob, nach allen Seiten hin zerklüftet. Sie selbst fühlte dies

nur zu gut, aber sie fand noch nicht jene Kraft, deren sie bedurfte, um alle Gefühle der Sympathie und Dankbarkeit, welche ihr gütiges Herz beherrschten, bei Seite zu setzen und unerbittlich nur der Stimme der Staatsweisheit zu gehorchen.

Zweites Kapitel.

Der Sklave der Gräfin Suwalow.

Das Geräusch der Feste war verstummt, das Leben am Hofe bekam wieder seinen gewöhnlichen Charakter Ein heiterer Zufall wollte, daß die Czaarin Elisabeth und ihre reizende Favorite sich zu gleicher Zeit zu langweilen begannen; die letztere mit ihrem Anbeter dem Kammerherrn Woronzoff, die erstere mit dem schönen Gatten ihrer Freundin. Die Gräfin Suwalow war die erste der beiden Frauen, welche den Muth fand, ihren Ritter zu verabschieden; um dies ungenirter thun zu können und der fortwährenden unvermeidlichen Begegnung mit ihm am Hofe auszuweichen, verließ sie in den ersten Tagen des Septembers die Sloboda und zog in den weitläufigen mit asiatischer Pracht einge-

richteten Holzpalast in Kitaigorod, den sie von ihrem Vater geerbt hatte.

Nachdem sie sich hier eingerichtet hatte, versammelte sie das ganze Hausgesinde in dem großen mit Ahnenbildern geschmückten Saale, um dasselbe mit ihrer Lebensweise und ihren Anordnungen bekannt zu machen. Der Haushofmeister stellte die einzelnen leibeigenen Diener vor, nannte ihr Amt und schilderte ihre Eigenschaften und Talente. Seitwärts von dem Schwarm, der demüthig und neugierig zugleich vor der Herrin stand, erblickte diese einen noch jungen Mann von seltener Schönheit, welcher sofort ihre ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Schlank und kräftig gebaut, mit fein geschnittenen an den Orient mahnenden Zügen, das weitergebräunte Antlitz von langem dunklen Haare und einem runden schwarzen Vollbart eingerahmt, schien er trotz seinen einfachen Kleidern nicht zu den Dienern zu gehören, und doch widersprach sein bescheidenes, beinahe furchtsames Wesen der Annahme, daß er den Freien beizuzählen sei.

„Wer ist der Jüngling dort?“ fragte die Gräfin halblaut den Haushofmeister, „er scheint kein Leibeigener und doch erscheint er mit den Anderen, mich zu begrüßen?“

„Wie es seine Pflicht ist, Herrin“, erwiderte der

Alte, „denn, wenn er gleich ohne Zweifel etwas Besseres ist als wie alle die Diener, so ist er doch auch nur Dein Sklave, Deinem Willen unterthan."

„Wie nennt er sich und wie kommt er zu diesem Anzug, dieser vornehmen Haltung, diesem verständigen Wesen?" forschte die Gräfin weiter.

„Sein Name ist Alexis Rasumowski", gab der Haushofmeister zur Antwort, „ein Bauernsohn aus der Ukraine, wurde er von unserem gnädigen Herrn, Deinem seligen Vater nach Moskau genommen, weil derselbe seltene Geistesgaben und eine herrliche Stimme an ihm entdeckt hatte. Er wurde von ihm gleich einem Sohne gehalten, von guten Lehrern in der Wissenschaft unterrichtet und im Gesange ausgebildet; der gnädige Herr hat ihn sehr geliebt."

„Wie kommt es dann, daß er ihm keinen Freibrief ausgestellt hat?"

„Daß es sein Wille war, ist Jedem im Hause bekannt gewesen, aber wie es schon mit solchen Dingen geht, der Herr kam nie dazu und endlich überraschte ihn der Tod."

„Alexis ist also mein Sklave?"

„Ja, das ist er, nach Fug und Recht."

„Gut."

Die Gräfin fuhr fort, den Leuten ihre Befehle

zu ertheilen. Als sie dieselben endlich entließ, hielt ein Wink von ihr Rasumowski zurück.

„Tritt näher", gebot sie ihm.

Er gehorchte und blieb zwei Schritte von ihr entfernt stehen.

„Du machst den Eindruck eines gebildeten Mannes", sagte sie, „wie ich höre, hast Du Dir Manches angeeignet, was kaum unsere Grafen und Fürsten lernen."

„Ja, Herrin, Dein seliger Vater war sehr gnädig gegen mich."

„Weshalb hat er Dir also nicht die Freiheit geschenkt?"

„Er hat mich ohnehin genug mit Wohlthaten überhäuft."

„In wie fern?"

„Er hat mir das Wort Gottes erschlossen und die Menschenwelt, er hat mich in die Vergangenheit blicken lassen, mich mit den alten Geschichten unseres Reiches, fremden Ländern und Völkern bekannt gemacht."

„Und das erscheint Dir als ein Glück?"

„Gewiß."

„Ich halte es für ein großes Unglück in Deinem Stande", rief die Gräfin Suwalow; „wenn ich nun nicht so gnädig gegen Dich wäre, wie mein Vater,

und Dich ohne Rücksicht auf Deine Bildung einfach zu meinem Dienste verwenden würde, wie die Anderen, was dann?"

„Dann würde die Wahrheit doch Wahrheit bleiben", sprach Alexis Rasumowski mit einem Ernste, der etwas Feierliches an sich hatte, „und das Wissen doch Wissen und würde mir mein Schicksal erleichtern."

„Meinst Du?" sagte die Gräfin. „Dein Widerspruch reizt mich, den Versuch zu machen, denn Du weißt wohl, Alexis, daß Du mein Sklave bist."

„Ich weiß es."

Die Gräfin klingelte. Der greise Haushofmeister erschien. „Stecke diesen Sklaven hier augenblicklich in eine Livrée", befahl sie, „er gefällt mir besser als alle anderen und so will ich, daß er mich bedient; verstehst Du?"

Der Alte verneigte sich. „Nun, was denkst Du jetzt?" wendete sich die schöne Gebieterin zu ihrem Sklaven.

„Was darf ein Sklave denken?" erwiderte Rasumowski anspruchslos.

„Gewiß soll er es nicht", sagte die Gräfin, „Du aber thust es doch und ich will Deine Gedanken kennen. Hörst Du?"

„Ich denke, daß Du recht daran thust, Herrin",

entgegnete Rasumowski, „jenen unter Deinen Sklaven zu Deinem Dienst zu erwählen, dem Dein seliger Vater die meisten Wohlthaten erwiesen hat."

Auf diese Antwort war die schöne Frau, welche aus Langeweile mit ihrem Sklaven ein grausames und leichtfertiges Spiel begonnen hatte, nicht gefaßt; sie sah ihn groß an und kehrte ihm dann den Rücken. Rasumowski verließ mit dem Haushofmeister den Saal.

„Armer Freund", murmelte der Alte, „die Zeiten haben sich sehr verändert, es scheint, wir alle sind unter eine ordentliche Zuchtruthe gerathen."

„Es heißt also, noch mehr als sonst unseren guten Willen zeigen", sagte Rasumowski, „und unsere Treue beweisen."

„Du hast für Alles eine gute Deutung", meinte der Greis, „weil Du viel zu edel von den Menschen denkst."

„Vielleicht", murmelte Rasumowski, „aber glaube mir, ich wäre minder glücklich, wenn ich schlecht von ihnen denken sollte."

Am folgenden Morgen begann Rasumowski seinen Dienst damit, daß er der Gräfin, welche noch in ihren üppigen Kissen lag, die Chocolade auf einer silbernen Platte brachte. Er ließ sich auf ein Knie nieder und sie nahm ihr Frühstück, wie es schien ohne ihn zu be-

achten. „Du siehst gut aus in der Livrée", sagte sie endlich. Rasumowski trug nämlich nicht die französische Lakaientracht, sondern das kleidsame Kosakencostüm. „Kannst Du reiten?"

„Ja, Herrin."

„Gut, mache Dich also bereit, mich zu begleiten, wenn ich ausreite."

Rasumowski eilte dem Befehl seiner schönen Gebieterin Folge zu leisten. Als dieselbe die Treppe hinabkam, stand er mit den gesattelten Pferden im Hofe, half ihr in den Sattel und folgte ihr dann in einer Entfernung von mehreren Schritten, gleich einem Reitknechte. Die Gräfin, welche die Absicht gehabt hatte, ihn zu peinigen und, falls er es sich beifallen ließe, Widerstand zu leisten, gleich einem niederen Leibeigenen zu züchtigen, war jetzt erstaunt, wie schnell, wie geschickt und geduldig sich ihr fein gebildeter Sklave in seine neue Lage fand. Sein Benehmen steigerte nur das Interesse, das sie von allem Anfange an ihm nahm und sie war, als sie von ihrem Spazierritte zurückkehrte, entschlossen, ihm ein besseres Loos zu bereiten, aber ihn vorher noch auf manche harte Probe zu stellen.

Ihr Gemahl und ihr Anbeter Woronzoff, welcher, je schnöder sie ihn behandelte, um so mehr in Leiden-

schaft gerieth, speisten mit ihr, während Rasumowsk sie bedienen mußte. Der alte Haushofmeister, welcher dem Liebling seines einstigen Herrn sehr zugethan war, hatte ihn in Allem auf das Genaueste unterrichtet, so daß er mit seltener Gewandtheit und Eleganz servirte.

Suwalow wurde bald aufmerksam auf ihn. „Was hast Du da für einen Menschen?“ fragte er seine Frau, „die Kaiserin besitzt unter ihren Hofbedienten nicht einen, der ihm an die Seite zu stellen wäre, es ist sicher ein Franzose, mindestens in keinem Falle ein Russe.“

„Doch, mein Lieber“, erwiderte die Gräfin, „und noch dazu ein Bauernsohn, ein Leibeigener.“

„Nicht zu glauben“, rief Suwalow, „und einen solchen Schatz begräbst Du hier in Moskau, fern der Residenz? Schenke ihn mir, ich könnte ihn vortrefflich brauchen.“

„Es fällt mir nicht ein —“

„Nun, so verkaufe ihn mir —“

„Noch weniger“, sagte die Gräfin, „ich weiß Besseres mit ihm anzufangen.“

„Nun, was willst Du aus ihm machen?“ fragte Suwalow.

„Meinen Secretär“, entgegnete die kleine intriguante Frau, welche sich beeilte, ihren Gemahl und

ihren Anbeter mit demselben Pfeile zu verwunden. „Vielleicht sogar meinen Günstling."

Beide Männer blickten sie starr und sprachlos an.

„Sehen Sie ihn doch an", flüsterte die Gräfin Woronzoff zu, indem sie auf den mit einem neuen Gerichte eintretenden Rasumowski wies.

„Giebt es an unserem Hofe einen Mann, der mit ihm in die Schranken treten kann? Welche edlen schönen Züge, welche adelige Gestalt!"

„Ich kann einen Bedienten unter keinen Umständen schön finden", sagte Woronzoff tief verletzt.

„Warum? Hat die Czaarin Anna nicht ihren Stallknecht zu ihrem Liebling, zum Herzog von Kurland erhoben?" antwortete die Gräfin Suwalow; „er ist nur so lange Bedienter, als ich es für gut finde; wenn es mir einfällt, kann er morgen Capitän, übermorgen Graf sein; Sie wissen, daß ich bei der Kaiserin sehr in Gunst stehe."

Woronzoff entfärbte sich und schwieg.

„Du sagst mir dies Alles so offen in's Gesicht", brach jetzt Suwalow los, „ich bitte, nicht ganz zu vergessen, daß ich Dein Mann bin und welche heiligen Rechte —"

„Du täglich mit Füßen trittst", fiel die Gräfin

ein. „Wenn die Czaarin Dich, ihren Unterthan liebt, weshalb soll ich nicht meinen Sklaven beglücken?“

Rasumowski machte dem Gespräche dadurch, daß er an den Tisch trat und die Gläser von Neuem vollschenkte, ein Ende. Nach dem Diner fuhr die Gräfin von ihrem Gemahl begleitet nach der Sloboda, der kaiserlichen Freundin ihre Aufwartung zu machen. Rasumowski saß auf dem Kutschbock, öffnete ihr den Schlag und half ihr aus der Carrosse, als sie zurückkehrte.

Die Gräfin vertauschte für den Abend ihre kostbare Palasttoilette mit einem bequemen Schlafrock; als sie sich umgekleidet hatte, rief die Klingel Rasumowski in ihre Garderobe. „Zieh mir die Schuhe aus“, gebot sie mit einem seltsamen Blick, aber sie entdeckte zu ihrer Ueberraschung, daß ihr Sklave in diesem Befehl keine Erniedrigung, sondern eine Gunst sah; er kniete nieder und als der kleine Fuß seiner jungen reizenden Herrin in seiner Hand ruhte, glitt ein leises Lächeln über sein Gesicht.

„Reich' mir die Pantoffeln dort“, fuhr sie fort.

Er zog ihr die kleinen blausammtenen, silbergestickten Pantoffeln an und blieb, weiterer Befehle harrend, vor ihr knieen.

„Geh!“ sagte sie, „ich bedarf Deiner nicht mehr.“

Er verließ das Zimmer. Die Gräfin setzte sich an das Clavier und versuchte zu spielen, aber sie hörte nur zu bald wieder auf; sie war aufgeregt, sie mußte immer wieder an ihren Sklaven, den schönen, gebildeten und edlen Mann denken, der auf Gnade und Ungnade ihrer Willkür preisgegeben war. Dies schien sie zu ärgern, sie stampfte mit dem kleinen Fuße auf, aber es gelang ihr deshalb doch nicht, sein Bild zu verscheuchen. So nahm sie denn ein neues französisches Buch, das ihr Suwalow, ein begeisterter Verehrer der französischen Literatur, gebracht hatte, und begann zu lesen.

Plötzlich ertönte Gesang, eine wunderbare schwermüthig süße Melodie und eine herrliche Männerstimme, welche das Herz der selbstsüchtigen, durchaus nicht gefühlvollen Frau in nie empfundener Weise ergriff. Eine Weile horchte sie, indem sie den Athem anhielt, dann sprang sie auf und zog die Glocke. Eine Kammerfrau erschien. „Wer singt da?“ fragte die Gräfin.

„Alexis Rasumowski“, sagte die Kammerfrau, nachdem sie wenige Augenblicke zugehört, „kein anderer in Moskau besitzt diese Stimme, die einem das Herz aus dem Leibe zu reißen scheint, bei der man weinen muß und doch wieder so selig ist.“

„Rufe ihn zu mir.“

Rasumowski trat wenige Augenblicke später ein und blieb bescheiden an der Thüre stehen.

„Du hast gesungen", begann die Gräfin, ohne ihn anzusehen.

„Ja, Herrin."

„Was war das für ein Lied?"

„Ein kleinrussisches Bauernlied, wie man sie bei uns in der Ukraine singt."

„Dann singt man bei Euch Lieder, die um Vieles schöner sind als die Arien der Italiener.

„Dies hat mein Maestro auch gesagt."

„Und er hat Dich singen gelehrt."

„Er hat mich nur ausgebildet", erwiderte Rasumowski, „aber gelehrt hat es mich der liebe Gott in seiner unendlichen Güte."

„Singe mir das Lied noch einmal."

Rasumowski begann, die Töne strömten voll und markig aus seiner Brust, und jeder schien aus der Tiefe der Seele zu kommen und ergriff daher auch jede noch so verschlossene oder unempfindliche Menschenseele mit zugleich holder und unheimlicher Gewalt. Als er zu Ende war, kehrte ihm die sonst so frivole Frau mit einem Male ihr Gesicht zu, ihre Augen schwammen in Thränen. „Kannst Du mir vergeben?" sprach sie und streckte ihm zugleich die schöne, zitternde Hand entgegen.

„Was, Herrin, was soll ich Dir vergeben?“ fragte der Sklave leise, ohne ihre Hand zu ergreifen.

„Die grausame Art, wie ich Dich behandelt habe.“

„Du warst im Recht.“

„Nein, nein“, rief die Gräfin, „es war recht häßlich von mir einen Mann wie Dich, einen Mann mit Deiner Bildung, Deiner Empfindung, in Bedientenkleider zu stecken und zwei alberne Gecken, wie mein Mann und mein Gast Woronzoff es sind, bedienen zu lassen. Vergieb mir, ich bitte Dich darum.“

Rasumowski stürzte vor der schönen Frau, welche ihre Thränen nicht mehr verbergen konnte, auf die Kniee und preßte ihre Hand an die Lippen.

„Ich werde Dir den Freibrief ausstellen, den mein Vater Dir auszufertigen vergessen hat.“

„Wie soll ich diese Gnade verdienen?“ murmelte Rasumowski.

„Indem Du versuchst, den heutigen Tag aus Deinem Gedächtniß auszulöschen“, sprach die Gräfin ihn aufhebend, „und um Dir dies zu erleichtern, will ich Dir gestehen, daß ich Dich nur deshalb so gequält habe, um die Stimme zum Schweigen zu bringen, welche vom ersten Augenblicke an zu Deinen Gunsten in mir sprach, daß ich Dir deshalb nur einen so niederen Platz angewiesen habe, weil mein Herz Dir

früher als es mein Stolz zuließ eine ganz andere Stelle, die höchste, die ein Weib zu vergeben hat, anwies."

„Um Gotteswillen", rief der schöne Sklave erregt, „spiele nicht mit mir, Gebieterin, entfache nicht Gefühle in meiner Brust, welche ich nur mit allem Aufwande meiner Kraft zu unterdrücken im Stande war! Du bist so schön, daß es jedem Manne schwer wird, in Deiner Nähe seiner Sinne Meister zu bleiben."

Die Gräfin zog Rasumowski zu sich auf den Divan und blickte ihm forschend in das feuchte Auge, in dem mit einem Male eine mächtige Leidenschaft aufgeflammt war.

„Wärst Du im Stande mich zu lieben?" fragte sie rasch, „so tief, so innig wie Du singst?"

Rasumowski schwieg.

„Noch bist Du mein Sklave", rief die Gräfin, „ich befehle Dir, mir Antwort zu geben."

„Wer wäre im Stande in Deiner Nähe zu sein und Dich nicht zu lieben", murmelte Rasumowski, sich immer mehr vergessend. „Ich weiß, daß ich mich um meinen Kopf rede, aber ich werde mit einem Male frei von dem wahnsinnigen Gefühl, das auf mir liegt wie eine Centnerlast, das mich zu tödten droht, und

um diesen Preis opfere ich Freiheit und Leben. Ja, Herrin, Dich liebe ich und mein Herz macht mich noch viel mehr zu Deinem Sklaven als das Gesetz."

„Du liebst mich", flüsterte die Gräfin, „wiederhole dies süße Geständniß, ich bin bis jetzt immer nur begehrt, nie geliebt worden; ahnst Du, welches Glück Du mir in diesem Augenblicke giebst?"

Der schöne Sklave warf sich zu ihren Füßen nieder in stummer grenzenloser Hingebung, und sie, von der Naturgewalt seiner Empfindung fortgerissen, schlang die Arme um ihn. Lange hielt sie sein Haupt an ihrer Brust, ohne Worte zu finden. Endlich sagte sie: „Jetzt, Rasumowski, gebe ich Dir Deinen Freibrief erst recht nicht. Ich liebe Dich zu sehr, ich zittere, Dir die Freiheit zu schenken. Du bist mein, ganz mein und keine Gewalt der Erde soll Dich mir entreißen!"

„Ja, laß mich Dein Sklave bleiben", rief Rasumowski in der Trunkenheit des höchsten Entzückens, „laß mich Dir dienen, für Dich leiden, für Dich sterben!"

„Nicht sterben, leben sollst Du für mich", erwiderte die Gräfin, „ich habe Dich ja lieb, so lieb wie noch keinen Mann." Ihre Lippen berührten die seinen,

während ihre weißen Finger in seinen dunklen Locken wühlten.

So fand sie ihr Mann, welcher unerwartet in ihr Boudoir trat.

Suwalow's erste Regung war auf den frechen Sklaven seiner Frau loszustürzen und ihn unter seine Füße zu treten, aber sie ging ihm mit einer Würde, welche er in diesem Augenblicke am wenigsten erwartete, entgegen und stellte ihn zur Rede.

„Wie kann es Graf Suwalow, der Günstling der Kaiserin, wagen, unangemeldet meine Zimmer zu betreten?" begann sie kalt und gebieterisch.

„Ich dachte — ich wußte nicht", stotterte der galante Gatte verwirrt.

„Um so besser", sagte sie mit feinem Spott, „dann weißt Du jetzt, daß ich nicht die Frau bin, mich ungestraft beleidigen zu lassen, und daß ich dem hohen Vorbilde Elisabeth's nachfolgend, auch einmal den Versuch machen wollte, wie es sich in den Armen eines Sklaven ruht, denn Du weißt wohl, daß Du auch nur der Sklave Deiner kaiserlichen Geliebten bist, wie dieser schöne Jüngling hier der meine."

„Du wagst es, Treulose, mich noch zu verhöhnen?" schrie Suwalow, der sich indeß gefaßt hatte. „Gut, gut, Du sollst mich kennen lernen."

Die Gräfin trat noch einen Schritt auf ihn zu und begann dann laut zu lachen. Dieses Lachen brachte den Entrüsteten noch mehr um seine Geistesgegenwart als vorher ihre ruhige Hoheit. Er stammelte einige unverständliche Worte, während ihm seine Frau die Thüre wies.

„Verlassen Sie mich auf der Stelle, Herr Graf", gebot sie mit lächelnder Ruhe, „oder ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich die Kaiserin morgen mit dieser Scene unterhalten werde."

„Du wärst im Stande —"

„Ich bin im Stande Elisabeth die Flammen Ihrer Eifersucht so lebhaft zu schildern, mein Herr, daß sie Sie zur Abkühlung nach Sibirien schickt."

Suwalow stampfte zornig mit dem Fuße, aber es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen; wenn Elisabeth nur einen Funken von Empfindung für eine Andere, und wäre diese Andere auch seine angetraute Frau, bei ihm entdeckte, war er verloren. Er wollte gehen, ohne seine Gemahlin nur noch eines Blickes zu würdigen, aber so leichten Kaufes sollte er nicht loskommen.

„Wie unartig, danken Sie mir doch noch für die Lection, welche ich Ihnen ertheilt habe", spottete die

Gräfin ihn zurückhaltend, „küssen Sie mir die Hand, dies bleibt Ihnen immer gestattet.“

Suwalow führte ihre Fingerspitzen galant an die Lippen und eilte dann, von dem Hohngelächter seiner boshaften kleinen Frau verfolgt, aus dem Boudoir derselben.

Drittes Kapitel.

Tausend und eine Nacht in Moskau.

Ein langweiliger Regentag im Spätherbste, ein bleierner Himmel lastet auf den Dächern, unaufhörlich klatscht es auf die Erde nieder, Ströme gelben lehmigen Wassers rinnen durch die Straßen von Moskau, und von Zeit zu Zeit schüttelt und biegt der Sturm die riesigen Pappeln vor der Sloboda gleich Birkenreisern im Dampfbade. Im warmen behaglichen Gemach sitzt die Kaiserin Elisabeth vor dem Clavier und läßt ihre Finger auf den Tasten hin und hergleiten während sie selbst sich entsetzlich langweilt. Sie hat zum sechsten Male Toilette gemacht, zum zehnten Male ihren Hund geprügelt und läßt sich jetzt mit der größten Gleichgiltigkeit von der Gräfin Suwalow die neuesten Ereignisse uno Geheimnisse der eleganten Welt

vorplaudern. Die reizende kleine Hofdame sitzt bei diesem undankbaren Geschäfte auf einem gestickten Schemmel zu den Füßen ihrer allmächtigen Freundin und sieht so herausfordernd fröhlich aus, daß die Czaarin sich endlich darüber zu ärgern beginnt.

„Du mußt sehr zufrieden sein, Lidwina", begann sie, mit einer gräulichen Dissonanz ihr Spiel beendend.

„Wie sollte ich es nicht sein, Majestät", erwiderte die kleine kluge Schlange, „so lange Sie mir so gnädig sind."

„Ich bin nur glücklich, wenn ich verliebt bin", seufzte Elisabeth. Jetzt verstand die Gräfin mit einem Male die böse Laune der Monarchin, welche sie dem trüben häßlichen Wetter zugeschrieben hatte. Es war endlich einmal ein Tag gekommen, wo die schöne Despotin nicht verliebt war, wo sie sich trotz aller Allmacht kaiserlicher Gewalt und weiblicher Reize, welche in ihr vereint waren, unglücklich fühlte. Den Worten der Kaiserin war eine kleine Pause gefolgt, während der sich die beiden Frauen forschend ansahen; dann legte Elisabeth beide Hände auf die Schultern ihrer Favorite und sagte: „Ist es wahr, daß Du verliebt bist, Lidwina, verliebt in einen Deiner Sklaven?"

Die kleine Gräfin wurde über und über roth.

„Nun, was ist da, dessen Du Dich zu schämen hättest", fuhr die Czaarin fort, „wenn er nur schön ist. Ist er schön?"

„Ja, Majestät, aber dies ist das Geringste", — stammelte die Hofdame in unbeschreiblicher Verwirrung.

„Wirklich? Das Geringste! Dieser Sklave ist also eine Art Weltwunder!" rief Elisabeth, deren Neugierde immer mehr erregt wurde.

„Er ist nicht allein der schönste Mann, den ich gesehen habe", erwiderte die Gräfin, „sondern auch fein gebildet. Er singt in einer Weise, welche etwas von wunderthätiger Zauberkraft an sich hat."

„Du Beneidenswerthe!"

„O, dies Alles ist noch das Geringste."

„Wie?"

„Aber ich habe etwas bei ihm gefunden, was ich bis jetzt nicht gekannt habe."

„Und das wäre?" fragte die Czaarin.

„Liebe!"

„Liebe!" wiederholte Elisabeth.

„Es giebt kein Glück, das jenem gleich käme, geliebt zu werden", rief die kleine Gräfin begeistert.

„Seltsam", murmelte Elisabeth in Gedanken verloren, „daran habe ich noch nie gedacht, aber eine

Stimme in meiner Brust sagt mir, daß Du Recht hast, die Männer in unsern Kreisen lieben nicht und es ist recht traurig, immer nur zu geben und nie und niemals zu empfangen. Und Dein Sklave liebt Dich also?"

„Bis zum Wahnsinn!"

„Und Du?"

„Ich?" — Die Gräfin schien sich zu besinnen.

„Du? Liebst Du ihn auch?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß mich noch nichts in dieser Welt so unterhalten hat, wie die Leidenschaft dieses Naturſohnes, welche an den Sturm der Steppe mahnt. Aber ich fürchte, daß eine Zeit kommen wird, wo der Arme mich sammt seinen schönen und edlen Empfindungen langweilen wird."

„Undankbare", rief die Czaarin.

„Ich kann nicht heucheln", lachte die Hofdame, „ich erstaune selbst, daß ich diesem Manne gegenüber, der gewiß werth wäre das Herz eines Weibes ganz zu besitzen, nur eine Art Neugierde fühle. Ja, es giebt Augenblicke, wo er mich bis zu Thränen rührt, aber vielleicht nur deshalb, weil ich so lebhaft empfinde, daß er seine Gefühle an eine Frau verschwendet, welche sie wohl zu schätzen weiß, aber nicht zu erwidern im Stande ist."

Die Czaarin schüttelte das schöne Haupt, erhob sich,

trat an das Fenster und blickte lange hinaus in den strömenden Regen und die grauen Nebel, welche sich zu Gestalten zusammenballten. „Ich will diesen Deinen Sklaven kennen lernen", sagte sie plötzlich.

„Soll ich ihn kommen lassen?" fragte die Gräfin, erfreut etwas entdeckt zu haben, was die Theilnahme ihrer hohen Freundin zu fesseln versprach.

„Nein, nein, heute nicht", antwortete die Czaarin.

Wieder entstand eine Pause. „Dieser abscheuliche Regen", sagte Elisabeth, „man kann nicht einmal ausreiten."

„Warum nicht", rief die Hofdame, „wenn Majestät Männerkleider anlegen wollten, die Ihnen so gut passen. Mir ist der Abend der Illumination noch immer unvergeßlich."

„Wirklich?" Die eitle Frau schlang den Arm um den Hals ihrer Favorite und küßte sie zärtlich, „aber Du hast Recht, wir wollen uns als Kosaken anziehen und ausreiten."

„Ich soll auch Männerkleider nehmen, Majestät?" wendete die Gräfin ein, „das darf man nur wagen, wenn man so hoch und schlank gewachsen ist wie Sie, ich würde mich abscheulich ausnehmen!"

„Wenn ich es aber wünsche, Lidwina", sagte Elisabeth. Die Gräfin seufzte und gehorchte. Die beiden

Frauen vollzogen rasch ihre Metamorphose und stiegen dann, nur von einem Reitknechte begleitet, zu Pferde. Der Himmel war so galant in demselben Augenblicke seine Schleußen zu schließen; es tropfte nur noch von den Dächern und Bäumen, als die beiden reizenden Amazonen durch die alte ehrwürdige Stadt ritten. Auf dem Rückwege kamen sie an dem Palaste des Fürsten Kurakin vorbei und fanden zu ihrer Ueberraschung die Straße durch eine aufgeregte tobende Volksmenge gesperrt.

„Was giebt es hier?" fragte die Czaarin eine große kräftig gebaute Frau, welche in einem Kreise von Arbeitern lebhaft das Wort führte.

„Der Haushofmeister des Fürsten Kurakin hat einen Leibeigenen todtpeitschen lassen", rief das Weib aus dem Volke, „darauf hat sich die ganze Dienerschaft zusammengerottet und belagert mit Hilfe anderer braven Leute den Fürsten und den Haushofmeister, diesen Bluthund, diesen elenden Tyrannen, in dem Zimmer des Fürsten, im welchem sich die beiden Schufte eingeschlossen haben."

„Und was haben sie vor?" fragte Elisabeth rasch.

„Sie werden die Thüre sprengen und die Welt von diesen beiden Ungeheuern befreien, unter deren Herrschaft sie so lange die unglaublichsten Mißhandlungen erduldet haben."

Zum Glück erschien zu rechter Zeit der Generalmajor Buturlin, welcher eben beim Fürsten zu Besuche gewesen und nach Hilfe geeilt war, mit Grenadieren und rettete die Bedrohten. Er hatte eben die Menge zurückgedrängt und die Anführer der Empörer verhaftet, als die Czaarin vor dem Palaste erschien. Der Pöbel erkannte sie und rief: „Hilf, Mütterchen Elisabeth, hilf, man will uns alle ermorden."

Die Czaarin winkte dem Generalmajor, welcher sich beeilte an ihr Pferd heranzutreten, und befahl ihm, die Gefangenen auf der Stelle frei zu lassen. „Nicht diese sind die Schuldigen", sagte sie, „sondern der Fürst und sein Haushofmeister. Ich will nicht, daß man mein gutes Volk so unmenschlich bedrückt und mißhandelt. Ich selbst werde den ganzen Vorfall untersuchen und diejenigen, welche ihn hervorgerufen, strenge bestrafen."

Lauter Jubel folgte den Worten der Monarchin und sie verließ von Segenswünschen begleitet die Stätte der im Keim erstickten Empörung.

„Ich habe heute entdeckt, was mir nicht lieb ist und ernste Sorgen bereitet," sagte sie unterwegs zu der Gräfin; „während ich die Todesstrafe aufgehoben und die Leibeigenen menschlich zu behandeln befohlen habe, wird mit meinem Volke in einer Weise verfahren,

welche mit der Zeit Unzufriedenheit, ja Rebellion erregen muß. Wen trifft am Ende doch die Verantwortung für solche Ausschreitungen meines Adels? Mich. Es ist also ein Gebot der Klugheit, daß ich bei Zeiten vorsehe, sonst bin ich keinen Tag vor Tumulten oder Verschwörungen sicher. Wie soll ich es aber anfangen, die Leiden, die Bedürfnisse, die Wünsche meines Volkes kennen zu lernen?" — Die Monarchin versank in Nachdenken.

Ein Zufall spielte ihr noch an demselben Abend eine französische Ausgabe der Märchen von Tausend und einer Nacht in die Hände, welche ihr Lestocq vor einiger Zeit gebracht hatte. Sie blätterte in dem Buche und begann endlich, von einer der reizenden Geschichten gefesselt, in demselben zu lesen. Plötzlich wendete sie sich zu der Gräfin. Ich hab es," rief sie erfreut, „ich werde es machen wie der Kalif Harun al Raschid, ich werde unter dem Schutze der Dunkelheit in Männerkleidern Moskau durchstreifen und so alles das erfahren, was mir meine Minister nicht sagen."

„Ein herrlicher Gedanke", stimmte die Gräfin lebhaft bei, „und ich darf Sie wohl begleiten?"

„Nein, meine Kleine", erwiderte Elisabeth, „man würde erkennen, daß Du ein Weib bist. Ich muß Jemand anderen wählen."

Als die Czaarin am folgenden Morgen in den Wagen stieg, um zur Kirche zu fahren, fiel ihr unter den Soldaten, welche in der Sloboda die Wache hatten, ein alter Grenadier mit einem riesigen weißen Schnurbart auf. Sie ließ ihn, als es zu dämmern begann, in ihr Cabinet kommen.

„Wie nennst Du Dich?" begann sie.

„Kyrill Petrowitsch Karzoff."

Wie lange dienst Du?"

„Es können bei vierzig Jahre sein, Mütterchen."

„Du hast also Feldzüge mitgemacht?"

Allerdings, Mütterchen, gegen die Perser unter dem seligen Czaar Peter und gegen die Türken unter dem General Münnich."

„Hast Du von dem gestrigen Vorfall bei dem Fürsten Kurakin gehört?"

„Zu Befehl."

„Was denkst Du davon?"

„Daß Manches bei uns in Rußland nicht so ist, wie es sein sollte."

„So denk ich auch," sagte die Czaarin, „und möchte gerne abhelfen; wie soll ich dies aber, wenn ich nicht erfahre, wo es fehlt. Die Minister, die Großen sagen es mir nicht."

Der alte Grenadier zuckte sehr bezeichnend die Achseln.

„Höre also, Kyrill Petrowitsch, was ich beschlossen habe, ich will verkleidet jene Orte besuchen, wo man das Volk sich ungestört aussprechen hört und Du sollst mich dabei begleiten und beschützen. Willst Du?"

„Gewiß will ich das", sagte der alte Soldat, „und so lange ich an Deiner Seite bin, soll Dir Niemand zu nahe treten, Mütterchen."

Elisabeth nahm hierauf die Kleider eines gemeinen Kosaken, ordnete ihr Haar in der Weise, wie es die Russen der niederen Stände tragen und verließ in einen dunklen Mantel gehüllt an dem Arme des treuen Grenadiers die Sloboda. Der Alte versprach ihr, sie dorthin zu führen, wo sie am schnellsten zu ihrem Ziele gelangen könne. Sie durchschritten die Straßen der Stadt und traten in der Vorstadt in eine Schenke, in der es sehr lebhaft zuging. An langen Tischen von rohem Holze saßen kleine Handelsleute, Handwerker, Arbeiter, Diener adeliger Häuser, gemeine Soldaten, tranken Thee und Branntwein und spielten oder besprachen das Ereigniß des Tages, die Rebellion gegen den Fürsten Kurakin.

Die Czaarin setzte sich mit ihrem Begleiter zu zwei Soldaten der Garde und einem jungen Kaufmann,

welcher seine Mütze aus der Stirn geschoben und seine weiten Aermeln hoch aufgeschürzt hatte.

„Nun wie geht es, Iwan Alexowitsch", begann der alte Grenadier, den Kaufmann auf die Schulter schlagend, „ist der Beutel wieder voll?"

„Was fällt Dir ein, unser Freund da hat eben ganz abgewirthschaftet", rief einer der Gardisten, „heute hat er seine letzten Rubel verloren, dank den Würfeln und den Weibern."

„Ja, das Vergnügen kostet Geld", lachte der liederliche Kaufmann, „aber es soll bald alles anders werden."

„Wie? Wie das? Denkst Du einen Schatz zu heben" lachten die Soldaten durcheinander.

„Freilich, etwas dergleichen", sagte der Kaufmann selbstbewußt, „glaubt Ihr, der gestrige Vorfall beim Fürsten Kurakin hat nichts weiter zu bedeuten?"

„Nun, was ist denn damit?" fragte Elisabeth.

„So kann nur ein junger unerfahrener Mensch fragen", sagte der Kaufmann mit Selbstgefühl, „das Volk beginnt eben die Tyrannei der Großen satt zu bekommen und kluge Köpfe werden diese Sachlage zu benützen wissen."

„Du sprichst beinahe wie ein Verschworener", rief der eine der Soldaten.

„Es wäre in der That kein Wunder, wenn man sich unter diesen Umständen vereinigen würde, nur um diese Regierung zu stürzen und eine andere einzusetzen", sagte der junge Kaufmann.

Ihr wollt also die Kaiserin um den Thron bringen?" fragte der alte Grenadier bedächtig.

„Ihr — wer spricht von mir —", erwiderte der Kaufmann, „aber es giebt welche, die klüger sind als wir alle da, von denen rede ich."

„Kennst Du sie?" fragte die Czaarin mit der gleichgiltigsten Miene von der Welt, „und glaubst Du, daß etwas für uns zu gewinnen wäre, wenn wir uns ihnen anschließen?"

„Junger Mensch, Du bist doch nicht so einfältig als ich anfangs dachte", sagte der Kaufmann, „wie nennst Du dich."

„Sergius Petrowitsch! ein Verwandter von mir", sagte der Grenadier, „ein kluger Kopf trotz seinen jungen Jahren."

Ob etwas zu gewinnen wäre, wenn wir uns den Unzufriedenen anschließen", sagte der Kaufmann, „gewiß mein Freund."

„Und was haben diese Menschen für Absichten?" forschte der Grenadier.

„Darnach fragt man nicht", entgegnete der Kauf-

mann mit spöttischer Ueberlegenheit, „es wird einem auch nicht gesagt. Man hält einfach zu ihnen und der Lohn bleibt nicht aus."

„Und wenn es Leute gäbe, welche Lust hätten sich einem solchen Unternehmen anzuschließen", sprach die Czaarin, „an wen müßten sie sich wenden?"

„Ich weiß selbst nur wenig von der Sache", gab der Kaufmann zur Antwort, „wollt Ihr aber mehr erfahren, so kommt morgen um diese Zeit, da werdet Ihr den und jenen finden, der vielleicht Auskunft ertheilen kann."

„Was meinst du Kamerad", sagte der eine der Gardisten zu dem anderen, „kommen wir morgen?"

„Mir ist mein Kopf lieber als alle Schätze Persiens," entgegnete der zweite, „ich halte nicht mit."

„Aber ich", flüsterte Elisabeth dem Kaufmann zu.

„Und Dein Alter, was sagt der dazu?" fragte der Kaufmann.

„Ich bringe ihn mit, verlaß Dich auf mich."

„Gut, mein Freund, sehr gut", murmelte der Kaufmann. „Branntwein, Alte, Du läßt uns ja verdursten", rief er dann der Schenkwirthin zu.

„Du hast mir schon zu viel auf dem Kerbholz, Iwan Alexowitsch", gab die Alte zur Antwort.

„Ich zahle", sagte die Czaarin und warf einen Silberrubel mit ihrem Bildniß auf den Tisch.

„Der junge Mensch hat Geld", sagte der Kaufmann mit komischem Pathos, „Achtung vor dem jungen Menschen."

Es kam Branntwein und zugleich näherte sich ein Mann in guten beinahe reichen Kleidern nach russischem Schnitt dem Tische. „Da seid Ihr ja, Väterchen", begann der Kaufmann, „hier sind zwei gute Freunde, die zu uns halten."

Der Fremde faßte den Grenadier und die Kaiserin scharf in's Auge.

Woher kenne ich Dich", sagte er dann zu der letzteren, „ich habe Dich schon irgendwo gesehen."

„Sehr möglich", sagte die Czaarin, ohne nur eine Miene zu verändern, „auch Du kommst mir bekannt vor."

„Ich habe jetzt eine Zusammenkunft mit zwei Gardeofficieren", flüsterte der Fremde dem jungen Kaufmann zu. „Bestelle die Beiden auf Morgen."

„Ist bereits geschehen", erwiderte der Kaufmann.

„Wer ist das?" fragte die Czaarin, als der Fremde die Schenke verlassen hatte.

„Ein ehemaliger Officier, dem man sehr unrecht gethan hat", sagte der Kaufmann.

„Wer? Die Czaarin?"

„Was weiß die Czaarin von alledem", lachte der Kaufmann, „die unterhält sich und läßt ihre Minister schalten wie es ihnen beliebt. Der General Apraxin hat ihn entsetzt, weil er einige Mißbräuche anzeigen wollte, die in seinem Regimente herrschen, so belohnt man bei uns in Rußland die Patrioten."

„Und so bringen schlechte Diener der Monarchen diese selbst um das Vertrauen und die Liebe ihres Volkes", sagte Elisabeth.

„Sehr weise gesprochen, junger Mensch", gab der Kaufmann zur Antwort, „aber die Monarchen sollen sich eben etwas weniger um schöne Kleider und Liebeshändel und etwas mehr um die Regierung bekümmern."

„Diesmal hast Du Recht", rief die Czaarin mit einem reizenden Lächeln.

„Weißt Du Alter, daß man Deinen Jungen da für ein verkleidetes Frauenzimmer halten könnte", rief der Kaufmann „so hübsch ist er."

Der alte Grenadier und die beiden Gardisten brachen in ein schallendes Gelächter aus, in das die Kaiserin unbefangen einstimmte.

„Gieb mir einen Kuß, Junge. Du gefällst mir", sagte der Kaufmann zärtlich.

„Ich küsse nur Mädchen", gab Elisabeth zur Ant-

wort, „und auch diese nur, wenn sie hübsch sind."

Wieder lachten Alle, die am Tisch saßen. In diesem Augenblick kam die Tochter der Wirthin, eine hübsche blonde rothwangige Dirne vorbei. Die Czaarin sprang auf, nahm sie beim Kopf und küßte sie, das hübsche Mädchen schrie, die Wirthin schalt, die Gäste jubelten.

„Ein Teufelskerl, Dein Junge", lachte der Kaufmann, „er soll leben!"

Viertes Kapitel.

Unter den Verschworenen.

Noch nie war der Leibarzt Graf Lestocq von der Kaiserin bei seiner gewöhnlichen medicinischen Morgenvisite so übel empfangen worden als am folgenden Tage. Elisabeth zeigte sich auf das Höchste erregt gegen ihre Minister, ihre Generale, am meisten jedoch gegen ihre eigentlichen Freunde und Anhänger. „Man hintergeht mich auf eine Weise, die sich durch nichts rechtfertigen läßt", rief sie, „täglich muß ich hören, wie zufrieden mein Volk ist, wie alle Acte der Regierung nur den Zweck haben, das Glück desselben zu erhöhen, während mir meine Unterthanen die Flüche zusenden, welche eigentlich meinen Dienern bestimmt sind. Wie soll ich in meinem Palaste, in den die Stimme des Volkes nicht zu dringen vermag, erkennen, was ihm

Noth thut, wenn man mich, statt mich in redlicher Weise zu unterrichten und aufzuklären, absichtlich irre führt. Meine Freunde nennt Ihr Euch, meine ärgsten Feinde seid Ihr und verblendete Thoren dazu, denn Ihr bedenkt nicht, daß Ihr mit mir steht und fallt!"

„Ich begreife nicht Majestät, was Sie so montirt hat" — wendete Lestocq ein, „aber wenn Sie an meiner Treue zweifeln, sind Sie einfach undankbar."

„Sie sind undankbar wie alle Anderen", unterbrach ihn Elisabeth. „Habe ich Euch nicht alle reichlich genug mit Titeln, Stellen, Reichthümern beschenkt? Aber Ihr seid unersättlich in Eurer erbärmlichen Habsucht und verkauft mich, Eure Wohlthäterin, verkauft den Staat der Euch alle nährt! Sie nehmen französisches Geld, Bestuseff englisches, wem soll ich jetzt glauben? O! wenn mir nur Gott einen Menschen senden wollte, der es ehrlich meint mit mir und Rußland, dann solltet Ihr mich alle kennen lernen. Was wollen Sie einwenden gegen die Thatsachen, welche vorliegen, gegen den Volkstumult, dessen Zeuge ich vorgestern war —"

„Ein vereinzelter Fall, der nichts beweist", sagte der stets gerüstete kecke Franzose.

„Vereinzelt, in Bezug auf die Empörung der armen Leute", rief Elisabeth, „aber was die Behandlung der Leibeigenen durch ihre Herren betrifft, die Regel. Wo-

zu gebe ich Gesetze, wenn man sie nicht befolgt? Ein Jeder gehorcht nur den Eingebungen seiner Leidenschaft, seiner Selbstsucht, seiner Willkür, man entläßt patriotische Officiere, welche die Mißstände in der Armee aufzudecken suchen und treibt sie zur Verschwörung —"

„Märchen —", spottete Lestocq.

„Ja, Märchen aus Tausend und einer Nacht", antwortete die Czaarin, „die ich, eine zweite Sehezarade, nächstens meinen Ministern erzählen werde, wobei sie sich aber weniger unterhalten dürften als bei jenen. Ich bin entschlossen, diesem ganzen Getriebe von Intriguen ein Ende zu machen und selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen. Ich wage ja keinesfalls etwas dabei, denn schlechter als Ihr den Staat bisher geleitet habt, kann ich es bei aller Ungeschicklichkeit nicht machen. Mindestens wird man meinen guten Willen erkennen und dies ist auch schon etwas werth."

Lestocq machte noch einen Versuch die Czaarin zu besänftigen, aber sie schnitt ihm das Wort ab und hieß ihn gehen. Im Laufe des Vormittags baten die Minister um Audienz, sie wurden nicht vorgelassen. Nicht einmal Suwalow wurde empfangen.

Mit Anbruch der Dunkelheit verließ die Czaarin, von ihrem alten Freunde, dem Grenadier begleitet, die Sloboda. Vor der Schenke stand ein Mann in einen

Mantel gehüllt, welcher sie erwartete. „Ist alles in Ordnung?“ fragte Elisabeth.

„Zu Befehl“, sagte der Mann. Dann erst traten die Beiden in die Schenke, während er rasch davon eilte. In einer nur matt erleuchteten Ecke des niederen rauchigen Raumes saßen um einen langen Tisch fünf Männer, welche, als sie die Czaarin und ihren Begleiter erblickten, dieselben zu sich heranwinkten. Elisabeth näherte sich lebhaft und bot dem Kaufmann die Hand, welche er zuerst derb schüttelte und dann lächelnd betrachtete. „Welche feinen Pfoten der Junge hat“, murmelte er.

„Nun macht uns mit Euren Freunden bekannt“, sagte die Czaarin, indem sie sich zu den Verschworenen setzte, so aber, daß sie jeden Augenblick aufspringen konnte. Neben ihr ließ sich der alte Grenadier mit militärischer Würde nieder.

„Den Herrn hier kennt Ihr wohl von gestern“, sagte der Kaufmann auf den entlassenen Officier deutend, „dann nannte er die Namen der anderen, eines jungen Gutsbesitzers aus der Umgegend von Moskau und zweier Gardeofficiere.“ Wo bleibt nur Agosowitsch, schloß er.

„Agosowitsch? Was für ein Mensch ist das?“ fragte die Czaarin, „doch nicht der kaiserliche Kammerlakai?“

„Eben dieser", fiel der verabschiedete Lieutenant ein, „er ist eine der wichtigsten Stützen unseres Unternehmens, insofern er immer um die Person der Tyrannin ist und uns ohne besondere Schwierigkeit zu jeder Stunde in den Palast führen kann."

„Ihr wollt also die Czaarin ermorden?" flüsterte Elisabeth.

Der verabschiedete Officier zog es vor, die Frage des Neuangeworbenen nicht zu beantworten.

„Ist sie denn wirklich eine solche Tyrannin?" fuhr Elisabeth fort.

„Sie schenkt eben Menschen ihr Vertrauen, welche uns die Haut vom Leibe ziehen", erwiderte der Gutsbesitzer.

„Wenn wir an Eurem Anschlag theilnehmen sollen meine Herren", sprach jetzt der Grenadier, „werdet Ihr uns wohl Näheres mittheilen. Die Sache kann uns den Kopf kosten, da muß man doch wissen wie und warum?"

„Es sei Euch genug", sagte der entlassene Officier, „daß es zum Heile des Vaterlandes gereicht, was wir beabsichtigen und daß Euch, gleich allen Anderen, ein großer Lohn gewiß ist. Die näheren Umstände wird ein Jeder erst dann erfahren, wenn die Sache so weit reif ist, daß an ein Mißlingen nicht mehr zu denken ist."

„Dies Eine aber sagt uns", bat die Czaarin, „gilt Euer Vorhaben der Person der Monarchin oder nur der Regierung derselben?"

„Bei uns in Rußland, wo der Regent Selbstherrscher ist, also Despot", gab der verabschiedete Officier zur Antwort, „lassen sich diese Dinge nicht trennen. Wenn man sich von einem verhaßten Regiment befreien will, muß man diejenigen, in denen es sich verkörpert hat, aus dem Wege räumen."

„Mehr brauchen wir nicht zu wissen", sagte Elisabeth, „Ihr könnt jetzt auf uns zählen."

„Und Ihr, Herr Lieutenant, seid so das Haupt der ganzen Verschwörung", sagte der Grenadier.

„Insofern mir alle Theilnehmer ihr Vertrauen schenken", entgegnete der verabschiedete Officier.

„Ist unsere Zahl jedoch nicht zu gering, um uns der Kaiserin und ihrer Anhänger zu bemächtigen?" fragte Elisabeth.

„Je größer die Zahl der Eingeweihten, um so leichter der Verrath", sagte der Gutsbesitzer.

„Es sind noch Mehrere in Moskau die zu uns halten", fiel der Kaufmann ein, „durchaus verläßliche Leute wie wir, Menschen, die nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben."

„Bei einem Unternehmen dieser Art kömmt es

nur auf Kühnheit und List an", setzte der verabschiedete Lieutenant hinzu, „an beiden fehlt es uns nicht. Wie leicht ist es Münnich geworden, Biron zu stürzen, mit welchen geringen Mitteln hat sich Elisabeth der Krone bemächtigt. Auch wir werden triumphiren, wenn wir treu zu einander stehen und im entscheidenden Augenblicke uns weder durch Furcht noch irgend welche Rücksicht lähmen lassen. Man behandelt uns unmenschlich, auch wir dürfen kein Erbarmen haben."

„Aber die Czaarin, eine so schöne und liebenswürdige Frau, sollten wir doch schonen", sagte der Grenadier.

„Diese am wenigsten, sie hat noch immer einen großen Anhang in der Armee und im Volke", rief der eine Gardeofficier, „so lange sie lebt, sind wir des Erfolges nicht sicher."

„Meint Ihr", sagte Elisabeth mit einem seltsamen Blick.

„Sie muß unter unseren Händen fallen, wie Cäsar unter den Dolchen der Republikaner", sagte der verabschiedete Officier.

„Cäsar? Wer war das?" fragte der Kaufmann.

„Ein ehemaliger Großfürst von Moskau", erklärte der Gutsbesitzer.

„Es war ein römischer Feldherr, der gegen alles

Recht die oberste Gewalt an sich riß und die Freiheit mit Füßen trat", sprach der verabschiedete Lieutenant

„Ja, ganz richtig, ein Feldherr in Rom", stimmte der Gutsbesitzer bei, „aber da kommt Agosowitsch."

Der kaiserliche Kammerlakai, durch eine schwarze Lammfellmütze, die er über die Ohren herabgezogen hatte und einen zottigen Mantel bis zur Unkenntlichkeit entstellt, kam herein, sah sich vorsichtig um, und setzte sich dann zu den Unzufriedenen, der Czaarin gegenüber. „Wie weit seid Ihr meine Herren", begann er, „die Zeit drängt!"

„In wie fern?" fragte der Kaufmann.

„In so fern, als der Franzose, der Leibarzt, alles aufbietet, die Kaiserin nach Petersburg zurück zu bringen", sagte der Kammerlakai mit einer Bewegung, die er irgend einem Minister abgelauscht hatte. „Sie hat ihm endlich zugesagt, mit dem Beginn der Schlittenbahn Moskau zu verlassen, und wie es heute aussieht, dürfte der erste Schnee nicht lange mehr auf sich warten lassen. Die Raben fliegen von allen Seiten herbei, als gälte es in Moskau ein großes Aas zu verzehren."

„Nun sie sollen bald Nahrung finden", rief der Gutsbesitzer.

„Wenn unser Anschlag gelingen soll, muß er näch-

ster Tage in's Werk gesetzt werden", fuhr der Kammerlakai fort.

„Ich bin bereit", sprach der verabschiedete Officier.

„Und ich desto früher", antwortete der Kammerlakai, „ich habe von allen Schlüsseln, die wir brauchen, Abdrücke genommen und dieselben nachmachen lassen. Einer der Leibkosaken hat auch zu unserer Sache geschworen. Wenn die Czaarin zu Bett ist, führe ich Euch durch die geheime Thür, durch welche der Graf Suwalow zu ihr kommt, in ihr Schlafgemach. Kein Mensch vermag sie dann zu retten."

„Setzen wir also den Tag fest", meinte der Gutsbesitzer, „ich stelle Euch alle meine Leute, bei zwanzig, gut gewaffnet und zu Allem entschlossen."

„Uebermorgen also", sagte der verabschiedete Officier.

„Warum nicht morgen?" fiel der Kammerlakai ein, „schiebt es nicht zu lange auf. Wir haben bereits zu viele eingeweiht, wie leicht kann ein Unglück geschehen."

„Du hast Recht", sagte die Czaarin.

Der Kammerlakai stutzte bei dem Klang ihrer Stimme und sah sie überrascht an. „Wer ist das, mir ist als müßte ich ihn kennen", flüsterte er dem Kaufmann zu.

„Ein junger Mensch, der Verwandte des alten Grenadiers, welcher neben ihm sitzt, wie er heißt, weiß ich nicht", sagte dieser.

„Und solche Leute, die Niemand kennt, zieht Ihr in unser Vertrauen", murmelte der Kammerlakai; „Ihr geht recht leichtfertig mit einer höchst gefährlichen Angelegenheit um."

„Morgen also", sagte der eine Gardeofficier.

„Warum nicht heute", fiel sein Kamerad ein.

„Vielleicht ist es morgen schon zu spät", sprach der Grenadier.

„Also heute", sagte das Haupt der Verschworenen.

„Und wenn es heute zu spät ist", sagte Elisabeth, zugleich zog sie ihre reich mit Diamanten von unschätzbarem Werthe besetzte Uhr, welche ein Ei darstellte, hervor und blickte auf dieselbe.

„Heute", rief der Kaufmann, „was fällt Dir ein!"

„Es ist zu spät", sprach die Czaarin in einem Tone, der alle gleich betroffen machte, „ich sage es Euch." Zugleich erhob sie sich.

„Was bedeutet das?" murmelte der Gutsbesitzer.

„Das bedeutet, daß Ihr nicht die Czaarin gefangen nehmen werdet", rief Elisabeth, „sondern in diesem Augenblick selbst in den Händen Eurer Gebieterin seid, die Ihr verrathet, die Ihr morden wollt, Ihr Elenden!"

Der Kammerlakai war zuerst aufgesprungen und hatte Elisabeth scharf in's Auge gefaßt, die anderen Verschworenen wechselten rasch und leise ein paar Worte und folgten dann seinem Beispiel.

„Ein Verräther!" murmelte der verabschiedete Officier, „er darf die Schenke nicht lebendig verlassen."

„Die Czaarin", schrie der Kammerlakai auf und wich entsetzt zwei Schritte zurück.

„Die Czaarin! Wie?" riefen die Andern durcheinander.

„Da — da", rief der Kammerlakai, „stoßt sie nieder." Er drang auf Elisabeth ein, aber die entschlossene muthige Tochter Peter des Großen faßte ihn an der Brust und schlug ihn mit der Faust in das Genick, so daß er auf die Kniee vor ihr niederstürzte, während der alte Grenadier den Dolchstoß auffing, den der verabschiedete Officier von rückwärts gegen sie führte. Zugleich klirrten alle Scheiben und aus allen Thüren und Fenstern starrten Flintenläufe den Verschworenen entgegen.

Grenadiere, von dem General Soltikoff geführt, hatten die Schenke umstellt und drangen mit gefälltem Bajonnet herein.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß es zu spät ist", rief die Czaarin mit einer Würde, welche auf die Verschworenen geradezu niederschmetternd wirkte, „Ihr seid in meiner Hand!"

„Wir sind verloren", murmelte der Kaufmann. Mit einem Male lagen die Rebellen alle vor der kühnen schönen Frau auf den Knieen.

„Gnade!" flehte der verabschiedete Officier.

„Wie könnt Ihr Gnade erwarten, wo Ihr selbst keine üben wolltet?" entgegnete Elisabeth mit voller Majestät. „Wenn man Euch Unrecht gethan hat, der Weg zu mir steht Jedem offen. Ihr hättet zu mir kommen, Euch beklagen sollen und ich hätte untersucht und Abhilfe getroffen. Ihr aber habt es vorgezogen, Verräther und Hochverräther zu werden und ebenso wenig wie Ihr mich geschont hättet, wenn Euer schändliches Complott geglückt wäre, ebenso wenig erwartet von mir Milde oder Erbarmen. Fort mit ihnen."

Die gefangenen Verschwörer wurden gefesselt und dann in die Citadelle abgeführt, während die Czaarin das Pferd des Generals Soltikoff bestieg und an der

Spitze ihrer treuen Soldaten, von einer jubelnden Volksmenge begleitet, in den Palast zurückkehrte.

Der alte, treue Grenadier wurde von ihr noch in derselben Stunde zum Officier befördert und mit einer bedeutenden Summe beschenkt.

Fünftes Kapitel.

Gesang der Sphären.

Die Gräfin Suwalow hatte kaum ihr Lager verlassen und begonnen ihr Haar ordnen zu lassen, als die Czaarin unerwartet in ihr Toilettezimmer trat.

„Majestät, Sie setzen mich in Verzweiflung", rief die kleine muntere Hofdame, „ich bin weder angekleidet noch frisirt —"

„Nur keine Umstände, meine Liebe", sagte die Czaarin und ließ sich auf einem Tabouret nieder, „Ihr Vorwurf, wenn es einer sein soll, trifft mich allein. So früh macht man bei Damen Ihres Standes keine Besuche, außer man ist der beglückte Anbeter und genießt das Vorrecht, die Göttin im Negligée bewundern zu dürfen. Es ist wirklich noch sehr zeitig, aber es drängte mich heute ganz besonders Sie zu sehen. Sie sind ja die einzige Person, welche noch mein

volles Vertrauen genießt. Wissen Sie, welcher großen Gefahr wir alle gestern entronnen sind?"

„Ich habe keine Ahnung —"

„Wir waren alle verloren, wenn ich nicht selbst die Augen offen hätte, wo meine Minister mit meiner Polizei blind sind", erzählte die Kaiserin, „ich habe eine abscheuliche Verschwörung entdeckt und die Schuldigen selbst verhaftet."

„Wie war das möglich?"

Elisabeth schilderte ihrer Vertrauten den ganzen Vorfall, dann sagte sie: „Ich fühle das Bedürfniß Gott zu danken, daß er mich so auffallend beschützt und vor einem so großen Unglück bewahrt hat, und dies will und kann ich nicht in einer unserer Kirchen unter Tausenden von Neugierigen, die alle nicht die Andacht in das Haus Gottes führt, sondern die Absicht mich und meinen Hof zu sehen. Ich will einmal aus ganzer Seele beten, allein mit Ihnen, in Ihrer Kapelle. Haben Sie einen Priester?"

„Allerdings."

„Gut. Er soll uns also eine heilige Messe lesen, uns allein, hören Sie Gräfin."

Die Hofdame zog die Glocke, der Haushofmeister erschien und die Gebieterin ertheilte ihm leise die bezüglichen Befehle. Während sie nun rasch Toilette

machte, erklärte ihr die Monarchin, wie unzufrieden sie mit den Staatsmännern sei, denen sie bisher ihr Vertrauen geschenkt hatte. „Ich weiß jetzt, daß sie alle, Lestocq so gut wie Bestuseff und Cerkaski nur ihre selbstsüchtigen persönlichen Zwecke, nicht aber das Wohl des Reiches und meinen Vortheil im Auge haben", sagte sie zuletzt, „ich hätte sie alle auf der Stelle entlassen, wenn ich nur irgend Jemand wüßte, dem ich vertrauen könnte, aber ich habe Niemand, Niemand!" Sie blickte traurig zu Boden. „Dein Mann zum Beispiel", fuhr sie plötzlich auf, „auch er ist von England bestochen und hält deshalb jetzt zu Bestuseff, wie er vordem, als er seinen Jahrgehalt aus der Chatouille des Marquis de la Chetardie bezog, zu Lestocq hielt; überall wohin ich nur blicke, Eigennutz, Habgier, Verrath. Aber Sie sollen mich Alle kennen lernen, Alle sobald mir nur die Vorsehung den einen Menschen sendet, den Einzigen, den ich brauche. Eine treue, reine ehrliche Seele, einen Menschen, der mich liebt und dem sein Vaterland mehr werth ist als ein paar tausend Rubel. Ja, ich will Gott danken und ihn zugleich bitten, daß er mich aus den Händen dieser Judas'e befreie!"

„Ich bin zu Ihrer Verfügung, Majestät", sagte die Hofdame jetzt.

„Gehen wir also."

Die beiden Frauen stiegen zusammen die Treppe hinab und traten in die Hauskapelle der Gräfin, in der sich außer ihnen Niemand befand als der Priester, welcher sie im prunkvollen Ornate der russischen Kirche erwartete. Nachdem Elisabeth in dem mit rothen Sammet ausgeschlagenen Betstuhl niedergekniet war und die Gräfin einige Schritte hinter ihr, begann die Messe nach orientalischem Ritus nur von Gesang begleitet.

Die Czaarin, welche ihr Antlitz in den Händen verborgen hatte, betete mit einer Inbrunst, deren nur eine starke leidenschaftliche Seele fähig ist, sie dankte Gott für die Gnade, welche er ihr erwiesen, als er sie auf den Thron geführt und eben jetzt wieder, als er sie aus den Händen zum Aeußersten entschlossener Verschworener errettet; dann begann sie ihn anzuflehen um Rettung, um Befreiung von all' den Creaturen, welche sie zum Unglück ihres Volkes umgaben, um Erlösung ihres eigenen Selbst durch eine reine große, opferbereite Menschenseele. Und wie sie betete und große Thränen ihre Augen füllten und ihre Wangen herabliefen, da begann auf dem Chore oben der Gesang, und mit einem Male war es ihr, als erhalte sie Antwort von dort. Eine herrliche Stimme erklang, leise erst und besänftigend, dann immer voller und

hinreißender, sie schien ihr schimmernde Flügel der Cherubine zu leihen und sie über alles Irdische in höhere, kaum geahnte Regionen zu erheben; der Ton dieser Stimme weckte in der Brust der Despotin mit einem Male alles Gute, was in derselben schlummerte, den Glauben an die Menschheit, die Hoffnung und die Liebe. Sie betete mit gesteigerter Andacht, bald fand sie jedoch keine Worte mehr, um zu Gott zu sprechen, sie blieb in stummer Seligkeit auf den Knieen liegen, und lauschte der neuen wunderbaren Offenbarung. Endlich wendete sie, in einer Art Verzückung, halb unbewußt das Haupt und blickte zum Chor empor, dorthin, woher die heißersehnte erlösende Stimme ihr Antwort zu geben schien.

Sie konnte jedoch Niemand entdecken. Jetzt verstummte der Gesang.

Die Messe war zu Ende. Rasch erhob sich die Czaarin und näherte sich der Gräfin, mit fieberhafter Hast den Arm derselben fassend.

„Das war die Stimme eines Engels", sprach sie, „Gesang der Sphären, wer war der Sänger?"

„Mein Sklave, Majestät", erwiderte die Gräfin, „Alexis Rasumowski."

So tief ergriffen Elisabeth von seinem Gesange war, so war sie doch anderseits zu wenig Schwärmerin,

um nicht den Wunsch zu hegen, den Engel näher kennen zu lernen, den ihr, wie sie in diesem Augenblick fest überzeugt war, Gott selbst gesandt hatte.

„Ich will ihn sehen", sagte sie rasch.

Die Gräfin machte eine Bewegung gegen den Ausgang zu.

„Nein, Nein", rief die Kaiserin, „nicht so. Ich sehne mich ihn kennen zu lernen und doch fehlt mir der Muth dazu ihm unter die Augen zu treten. Eine Ahnung sagt mir, daß diese Stimme nicht vergebens in dieser großen heiligen Stunde, gleich einem Lichtstrahl des Himmels, in meine Seele gefallen ist, es faßt mich etwas wie Angst vor dem Menschen, dessen sich Gott bedient hat, um auf meine arme Frage, meine demüthige Bitte Antwort zu geben. Ich will ihn sehen, ohne daß er mich sieht, verstehst Du."

Die Kaiserin trat hinter das dichte Metallgitter, welche den Altar umgab, hier konnte sie Niemand erblicken, während sie selbst alles ungestört beobachten durfte.

Einige Augenblicke später stand Alexis Rasumowski vor der Gräfin.

„Du hast besonders schön gesungen heute", sagte sie lächelnd.

„Ich muß es glauben", erwiderte Rasumowski,

„als ich auf dem Chor stand unter den Sängern, da kam es mit einem Male über mich wie himmlische Begeisterung, als hätte ich eine große Aufgabe zu erfüllen und es war mir, als sei der Himmel offen und als begleiteten die Heerschaaren der Engel meinen Gesang."

„Seltsamer Mensch", murmelte die Gräfin, ihn mit tiefer Theilnahme betrachtend.

Rasumowski lächelte. „Nicht ich bin so seltsam", sagte er leise, „aber es kommen zu Zeiten Empfindungen über mich, die einem Wunder gleichen."

„Du kannst Recht haben", erwiderte seine Gebieterin. Sie schien einen Augenblick nachzusinnen, dann entließ sie ihn mit einer huldvollen Handbewegung, um auf der Stelle zur Kaiserin zu eilen.

„Ein Mann wie ich noch keinen gesehen habe", sagte Elisabeth wie verloren.

„Schön also?"

„Das ist das Geringste."

„Also habe ich doch Recht behalten."

„Ich glaube, er ist fähig, was wir alle nicht sind, fähig zu lieben", sagte die Czaarin.

„Gewiß."

„Und er liebt Dich?"

„Wer weiß das?"

„Ich könnte Dich beneiden um ihn", murmelte die Czaarin nach einer Pause.

„Er gehört Ihnen, sobald Sie es befehlen", rief die Gräfin.

Die Kaiserin sah ihre Favorite sprachlos an.

„Ich kann ihn verschenken, er ist ja mein Sklave —"

„Und Du wärst im Stande —?"

„Warum nicht."

Elisabeth blickte einen Augenblick vor sich hin, dann sagte sie: „Gehen wir. Ich muß an die Luft. Mir ist es, als müßte ich hier ersticken."

Eines Abends, als Rasumowski wie gewöhnlich in dem Boudoir seiner schönen Herrin erschien, um mit ihr zu singen und ihr vorzulesen, fand er einen jungen Mann von außerordentlicher Schönheit in vertraulichem tête-à-tête mit derselben. Er wollte zurück, aber es war zu spät, die Gräfin hatte ihn gesehen und hieß ihn näher treten.

Der schöne Fremde heftete ein paar Augen auf ihn, welche Rasumowski bis in das Innerste seiner Seele erbeben machten, alle Qualen der Eifersucht kamen mit einem Male über ihn, aber zugleich mit denselben ein Gefühl, das er sich nicht erklären konnte, er empfand etwas wie Haß gegen seinen Nebenbuhler, denn

dafür hielt er den jungen Mann, welcher sich mit vornehmer Nachlässigkeit in die Polster der Ottomane zurücklehnte; aber nicht Haß allein, er fühlte sich zugleich gegen seinen Willen zu seinem Gegner hingezogen, ja von dem Blicke desselben entwaffnet, gebändigt und unterworfen. Er wäre am liebsten gleich vor ihm in die Kniee gesunken, hätte ihn gebeten: Du bist so schön, ich habe deinesgleichen noch nie gesehen. Jedes Weib, das dein gebieterischer Blick trifft, gehört Dir, laß mir dieses eine, dieses Einzige, das mein ist, mein Alles, meine Welt. Beraube mich nicht so grausam, Du Reicher, mich, den Armen.

„Ich höre, Du singst so schön, Alexis Rasumowski", begann der Fremde mit einer Stimme voll süßen Wohllauts, „wo hast Du es gelernt?"

„Ich habe immer gesungen, so lange ich nur denke", sagte Rasumowski.

„Du gefällst mir", fuhr der schöne Jüngling fort und traf ihn von Neuem mit einem Blick, vor dem der Sklave der Gräfin Suwalow den seinen niederschlagen mußte.

„Singe uns eines Deiner kleinrussischen Lieder", befahl die Gräfin.

Rasumowski holte tief Athem, es lag wie ein Felsen auf seiner Brust und da sollte er singen, aber

er war ja nur ein Sklave, er durfte nicht fühlen wie andere Menschen, er mußte gehorchen und er sang. Er schien all' seine Liebe und Schmerz in sein Lied zu gießen, so wehmüthig klang es, so herzzerreißend. Die Gräfin starrte ihn sprachlos an, sie hatte ihn noch nie so singen gehört, während der Fremde sich abwendete, um die Thränen zu verbergen, welche seine Augen füllten. Als Rasumowski mit einem hohen schluchzenden Tone, welcher dem letzten verzweifelten Aufschrei einer kranken todtgeweihten Seele glich, schloß, sprang der schöne Jüngling auf, umschlang die Gräfin, preßte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und stürzte aus dem Zimmer.

„Wer ist dieser Mann?" fragte Rasumowski jetzt erregt.

„Graf Besborodko, ein Vetter von mir", entgegnete die Gräfin kalt.

„Dein Anbeter", stieß der Sklave mühsam hervor.

„Warum nicht", spottete die Gräfin, „ist es nicht ein schöner, selten schöner Mann?"

„Du liebst ihn!"

„Vielleicht."

„O! ich weiß es, Du liebst ihn", schrie Rasumowski auf.

„Was soll das", fiel die Gräfin streng ein,

„willst Du mir gegenüber den Eifersüchtigen spielen? Vergißt Du, wer Du bist und wer ich bin — Sklave!"

„In der That — ich vergaß", murmelte Rasumowski bitter, und wie zum Hohne ließ er sich vor der Geliebten auf ein Knie nieder. Sie aber schien es so zu wünschen, denn sie nickte beifällig mit dem Kopfe und sprach: „So gefällst Du mir, Rasumowski, dies ist der Platz, der Dir gebührt, jeden anderen dankst Du nur meiner Gnade. Meine Laune hat Dich erhoben, sie kann Dich aber jeden Augenblick in die Niedrigkeit zurückstoßen, aus der sie Dich an mein Herz gezogen hat. Sei auf Deiner Huth und erzürne mich nicht."

Sechstes Kapitel.

Verschenkt.

Der Winter hatte Moskau in seinen diamantenen Schneeschleier gehüllt. In dem Kamin der Gräfin Suwalow brannte das erste Feuer, das kleine trauliche Gemach mit behaglicher Wärme füllend. Auf sammtenen Polstern einer Ottomane lag die reizende Gebieterin dieses vornehmen Raumes und zu ihren Füßen ihr schöner Sklave Rasumowski; sein Auge hing mit Begeisterung an dem ihren, denn sie war heute gnädig gegen ihn gewesen wie schon lange nicht. Sie hatte alle die höchsten Wonnen der Liebe mit lächelnder Miene an ihn verschwendet und unterhielt sich jetzt damit, die Verzückung, welche seine Antlitz gleichsam von Innen zu erleuchten schien, zu beobachten.

„Bist Du heute glücklich, Rasumowski?“ sagte sie endlich.

Er nickte.

„Vollkommen?“

„Vollkommen.“

„Was würdest Du dazu sagen, wenn dieses Glück, das in deinen Augen keiner Steigerung mehr fähig ist, das letzte wäre, welches wir zusammen genießen?“ fragte die Gräfin lauernd.

„Das letzte, wie soll ich das verstehen?“ murmelte Rasumowski, den ein jäher Schreck erfaßt hatte. „Liebst Du mich nicht mehr? O! ich ahne, Du gehörst nicht mehr mir, Du gehörst einem Anderen.“

„Nein, Alexis, ich war Dir treu bis heute,“ erwiderte die Gräfin mit dem einfachen Ton der Wahrheit.

„Aber Du willst einen Anderen beglücken —“ rief der Sklave, dessen Pulse pochten.

„Wen etwa?“ fragte die Gräfin, welche die eigenthümliche Situation amusirte.

„Jenen schönen jungen Mann, den Grafen, Deinen Vetter.“

„Ich denke nicht daran.“

„Du liebst ihn nicht?“

„Nein.“

„Du hast mich nicht an ihn verrathen?“ jubelte der schöne Sklave.

„Nein, Rasumowski,“ sagte die Gräfin mit einem bösen Lächeln, „aber ich habe Dich an ihn verschenkt.“

„Verschenkt!“ schrie Rasumowski entsetzt auf. Verschenkt!“ wiederholte er am ganzen Leibe bebend.

„Nun, was erstaunst Du,“ fuhr die Gräfin fort, „Du gefällst ihm, er wünscht Dich zu besitzen, und Du bist mein Eigenthum. Ich habe also das Recht, Dich ihm zu geben. Nicht?“

„Gewiß, ich bin Dein Sklave —“ murmelte Rasumowski vernichtet.

„Und jetzt wirst Du der seine,“ sagte die Gräfin, „deine Lage ändert sich also in keiner Weise, nur daß Du Dich ein wenig zusammen nehmen mußt, denn einen so guten Herrn wie ich es Dir war, wirst Du an ihm nicht haben. Bis jetzt hast Du Dich gleich einem freien Manne gefühlt, nun wirst Du erst wissen, was es heißt, einem andern Menschen unterthan sein, und noch dazu einem Manne, der Gehorsam und Unterwürfigkeit verlangen und nöthigenfalls erzwingen wird, verstehst Du?“

„O! ich verstehe, daß Du mich nie geliebt hast“, eufzte Rasumowski, „wenn Du im Stande bist mich zu verschenken gleich einem Thier.“

„Du irrst Dich, ich habe Dich geliebt", sagte die Gräfin, ein leichtes Gähnen unterdrückend, „aber jetzt bin ich Deiner müde."

„Und so verschenkst Du mich aus keinem anderen Antriebe, denn aus Grausamkeit."

„Nein Alexis, aus Langeweile."

Der Unglückliche preßte die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen. Leise theilte sich zu gleicher Zeit der Vorhang und Schritte näherten sich der Ottomane, auf der die Gräfin Suwalow mit einem muthwilligen Lächeln um die Lippen und vor ihr auf der Erde ihr Sklave in Schmerz aufgelöst, lag. Eine kleine Hand berührte energisch die Schulter des letzteren, er richtete sich auf und sah den schönen jungen Mann, dessen Eigenthum er nun war, vor sich stehen.

„Weißt Du, daß Deine Herrin Dich mir geschenkt hat?" begann dieser mit hochmüthiger Herablassung, „daß Du nun mein Sklave bist?"

Rasumowski fand keine Antwort, er stand auf und trat zwei Schritte zurück.

„Er hat geweint," sagte sein neuer Herr mit einem seltsamen Blick auf die Gräfin, „die Trennung von Dir wird ihm also schwer."

„Es scheint", erwiderte die Gräfin und begann zu lachen.

„Nun es wird meine Sorge sein, ihn von diesen Gefühlen, die für einen Leibeigenen durchaus nicht passen, zu kuriren", sprach der Jüngling mit einer Festigkeit, welche Rasumowski nichts Gutes verhieß.

„Er hält sich für etwas Besseres", bemerkte die Gräfin, „weil er lesen und schreiben und singen kann. Ich zweifle, daß er sich so leicht fügen wird, mein Lieber, Du wirst alle Mühe haben ihn in Dein Joch zu gewöhnen."

„Er muß sich unterwerfen; ob er es auch will, darnach frage ich keinen Augenblick", entgegnete der schöne junge Mann, seinen Sklaven mit einem verächtlichen Blick messend, „es giebt Mittel, Widerspenstige zahm zu machen."

„Hörst Du Rasumowski," wendete sich die Gräfin spöttisch zu ihrem verschenkten Geliebten.

„Wie willst Du den Willen eines Menschen beugen?" fragte dieser, rasch auf seinen neuen Herrn zutretend. „Gott hat uns Alle gleich und frei erschaffen. Wenn ich mich Dir nicht fügen will, werden sich alle Deine Mittel machtlos erweisen, und ich werde niemals wollen, sondern Deine Drohungen und Deine ohnmächtige Wuth verlachen."

„Wir wollen sehen, Du Held," schnitt ihm sein Herr mit einem kalten grausamen Lächeln das Wort

ab, „ob du auch über mich lachen wirst, wenn ich zur Peitsche greife!“

Rasumowski begann vor Wuth und Schmerz am ganzen Leibe zu zittern und in Thränen ausbrechend, warf er sich der Geliebten zu Füßen und flehte: „Tödte mich lieber gleich auf der Stelle aber gieb mich nicht diesem Unmenschen preis!“

Die Gräfin antwortete mit einem hellen Lachen. Der schöne Despot klatschte zugleich in die Hände, vier Kosaken traten ein, ergriffen den widerspenstigen Sklaven, ehe er sich dessen versah, und banden ihm die Hände auf den Rücken. Noch einen letzten Blick voll Schmerz und Vorwurf warf er auf die grausame geliebte Frau, dann schleppten sie ihn fort. — —

In schweigender Ergebung ließ Rasumowski nun alles mit sich geschehen. Nachdem ihm die Augen mit einem Tuch verbunden worden waren, fühlte er, daß er in einen Schlitten gehoben wurde, er hörte die Peitsche knallen, die Pferde schnauben, die Kosaken, welche ihn bewachten, während der Fahrt leise zusammen sprechen. Es währte nicht zu lange und der Schlitten hielt. Er war offenbar am Ziele, ganz in der Gewalt seines Peinigers, den er noch so unklug herausgefordert und beleidigt hatte. Man führte ihn eine Treppe empor, einen Corridor entlang, dann ging eine Thüre auf, eine warme

duftige Temperatur zeigte ihm an, daß er sich jetzt in einem Zimmer befand.

Die Fesseln, welche seine Hände zusammenschnürten, wurden gelöst, die Binde fiel, die Kosaken ließen ihn allein.

Rasumowski sah sich in einem mit verschwenderischer Pracht eingerichteten und von vielen Kerzen erhellten kleinen Saal, der Boden war mit persischen Teppichen belegt, im Marmorkamin loderte ein helles Feuer. An der Wand hing das lebensgroße Bildniß eines schönen Weibes, das die Züge seines neuen Herrn trug, offenbar war es seine Schwester. Rasumowski trat näher, um es zu betrachten. Dasselbe Antlitz, welches ihm bei dem jungen Manne Haß und Eifersucht erregt hatte, fesselte ihn bei der Frau mit sanfter unwiderstehlicher Gewalt, er mußte sich gestehen, daß er noch nie ein Weib von dieser herrlichen majestätischen Art gesehen hatte. Durfte er hoffen, sie kennen zu lernen? Warum nicht? Aber am Ende war es die Mutter des schönen unbarmherzigen Tyrannen, der im Begriffe war, ihn lächelnd unter seine Füße zu treten, vielleicht deckte sie längst die kalte Steinplatte einer Gruft, oder schimmerte auf ihrem reichen Haar der Schnee des Alters? Während er so dachte, war sein Gebieter eingetreten und stand unerwartet neben ihm.

„Gefällt Dir das Bild?“ fragte er mit einem sonderbaren Lächeln.

„Eine wunderbare Frau“, entgegnete Rasumowski bescheiden.

„Könntest Du sie lieben?“

„Gewiß, ebenso sehr als ich Dich hasse“, sagte der Sklave mit einer Würde, um die ihn jeder Fürst beneiden konnte.

Sein Herr begann zu lachen. „Es steht Dir frei“, sagte er dann, „aber gehorchen wirst Du mir, das versichere ich Dich, trotz Deinem Haß; ich bin der Mann, Dich todt peitschen zu lassen bei dem geringsten Zeichen von Widerstand oder Widerspruch. Du kennst mich jetzt; willst Du Dich unterwerfen?“

„Ich werde es versuchen —,“ entgegnete Rasumowski ruhig.

„Du bist also bereits auf dem richtigen Wege“, rief der schöne junge Mann, indem er sich in einen Fauteuil setzte, der am Kamin stand. „Um so besser, Du kannst sogleich beginnen mich, wie es Deine Pflicht ist, zu bedienen. Vor allem will ich es mir bequem machen. Zieh an der Glockenschnur.“

Rasumowski gehorchte.

Ein Lakai erschien. „Meinen Schlafpelz und meine Pantoffeln und dann den Thee,“ befahl der Gebieter.

In wenig Minuten kehrte der Lakai damit zurück und übergab es, auf einen Wink seines Herrn, Rasumowski.

Der schöne Despot erhob sich und warf den grünen Sammetrock, den er trug, ab, dann schlüpfte er mit einer Grazie, welche etwas sinnlich Bezauberndes an sich hatte, in den Schlafpelz, den sein neuer Sklave bereit hielt. Als Rasumowski seinen Peiniger in dem langen weiten, an den Kaftan der Osmanen erinnernden Gewande von rothem Sammet mit schwellendem Hermelin gefüttert und verschwenderisch ausgeschlagen, vor sich stehen sah, wurde ihm ganz seltsam zu Muthe; der schöne Jüngling bekam durch die hellen Farben des zarten duftigen Pelzwerkes etwas weibliches, wollüstig weiches, das ihn verwirrte und ihm das Herz höher schlagen machte. Sein Gebieter schien dies zu fühlen und die Wirkung, die er auf seinen Sklaven machte, zu errathen, denn er lächelte ihn gleich einem eitlen koketten, an Huldigungen gewöhnten Weibe an, und betrachtete ihn noch eine Weile mit neugieriger Aufmerksamkeit, nachdem er sich wieder an dem Kamin niedergelassen hatte.

„Du findest mich schön", sagte er endlich.

Rasumowski blickte zu Boden und schwieg.

„Du bebst ja als wenn du vor einem schönen Weibe stündest", fuhr er lächelnd fort. „Es wird Dir

also leicht werden mir zu dienen." Mit übermüthiger Nachlässigkeit streckte er ihm hierauf den einen Fuß hin und Rasumowski von seinem Blick unterworfen, ließ sich auf ein Knie nieder, zog ihm die hohen Stiefeln aus und die rothsammtenen mit Hermelin verbrämten Pantoffeln an.

„So — ich bin mit Dir zufrieden", sagte sein Gebieter dann, „jetzt reiche mir den Thee."

Rasumowski wollte den Saal verlassen, aber schon trat der Lakai mit dem Theebrett herein, er eilte einen Tisch vor seinen Herrn zu stellen und bediente ihn dann mit dem Thee.

„Es war doch grausam von der Gräfin, Dich zu verschenken", begann der schöne Despot, „ich verbiete Dir hiermit sie noch ferner zu lieben."

„Das läßt sich nicht verbieten", erwiderte der Sklave stolz.

„Wir wollen sehen"' rief sein Herr beinahe zornig, „Du gehörst jetzt mir, folglich auch Deine Gefühle und Deine Gedanken. Ich befehle Dir also an eine andere Frau zu denken, allenfalls an die dort an der Wand sie gefällt Dir doch."

Rasumowski schwieg.

„Nun, ja oder nein?"

„Ja."

„Du sollst sie heute noch kennen lernen."

Rasumowski sah den Jüngling erstaunt an.

„Ja, ja, heute noch", fuhr dieser fort, „und Du darfst sie sogar lieben."

„Mein Gott", murmelte Rasumowski halb erschreckt.

„Wird Dir das vielleicht schwer werden?"

„Doch."

„Ist dieses Weib nicht schön, nicht begehrenswerth?"

„O! gewiß und ich könnte es bis zum Wahnsinn lieben!"

„Also."

„Aber kann man Gefühle so schnell aus seinem Herzen reißen und andere an die Stelle setzen?"

„Du mußt es können, sobald ich es will."

„Das kann ich nicht."

„Du liebst also die Gräfin?"

„Ja, ich liebe sie."

„Und Du wirst sie immer lieben?"

„Ich fürchte."

Der schöne Despot sprang auf, er war mit einem Male ganz verändert, sein Athem flog und seine Augen funkelten zornig. „Dann werde ich Dir diese Liebe herauspeitschen", rief er, „hörst Du, Sklave?"

„Verlange nicht das Unmögliche", bat Rasumowski.

Sein Peiniger schlug ein lautes höhnisches Lachen

an und ergriff eine große Peitsche, welche offenbar für seinen neuen widerspenstigen Sklaven auf dem Rande des Kamins, unter dicken Porzellan-Chinesen und französischen Schäfern aus der Fabrik von Sevres, bereit lag.

„Schwöre mir, die Gräfin nicht mehr zu lieben."

„Wie soll ich das."

Der schöne Despot ging rasch auf ihn zu und schwang die Peitsche.

„Berühre mich nicht", schrie Rasumowski auf, „ich dulde es nicht, mich hat noch Niemand geschlagen!"

„Um so besser", rief sein Herr.

„Tödte mich lieber", bat Rasumowski.

Jene aber hob mit einem grausamen Lachen die Peitsche, Rasumowski sprang auf ihn los, um sie ihm zu entreißen, da geschah das Unglaubliche: ein Blick traf ihn aus den Augen des schönen Despoten und dieser Blick schmetterte ihn nieder; im nächsten Augenblicke lag er wie der Löwe, den das Auge des Thierbändigers gezähmt hat, zu seinen Füßen, und sein Gebieter begann ihn zu peitschen.

Im Gefühle unerhörter Schmach, die er, ohne nur den geringsten Widerstand zu leisten, erduldete, brach Rasumowski in lautes Schluchzen aus und blieb, als sein Besieger die Peitsche wegwarf, das Antlitz zur

Erde geneigt, weinend liegen, bis ihn das laute glückverheißende Rauschen eines Frauengewandes zu sich brachte.

Er richtete sich auf und sah, noch immer auf den Knieen liegend, ein Weib von berückender Schönheit, das bezaubernde Weib aus dem Bilde, vor sich stehen und ihm zulächeln.

„Erkennst Du mich?" sagte eine wohlbekannte Stimme.

„Wer bist Du?" fragte Rasumowski in ihren Anblick verloren, „diese Züge, diese Stimme, bin ich wahnsinnig?"

„Nein, mein Freund, Du bist vorläufig noch ganz bei Sinnen", sprach die schöne Frau, welche über einer weißen Atlasschleppe denselben rothen Hermelinpelz trug, den vor kurzem noch sein Peiniger gehabt hatte.

„Mein Herr", stammelte Rasumowski.

„Ja, Dein Herr und Du bist mein Sklave", sagte die schöne Frau, „der Sklave eines Weibes, bist Du mit dem Tausch zufrieden?"

„Und Du hast mich gepeitscht?"

„Ja ich", sagte die Grausame lächelnd, „ich wollte Dich auf die Probe stellen, und so groß und unbarmherzig sie auch war, Du hast sie doch bestanden, Du hast mich geliebt in dem Augenblicke, wo ich Dich mißhandelte, jetzt aber soll Dich das Weib aus dem Bilde

dort für die Qualen entschädigen, die Dich Dein grausamer Gebieter erleiden ließ. Steh auf."

Die schöne Frau ging zu dem Kamin und setzte sich jetzt auf denselben Fauteuil, auf dem vor wenig Minuten noch sein schöner Peiniger gesessen hatte.

„Du wirst mich aber nicht lieben können", sagte sie schalkhaft.

„Wäre es möglich Dich nicht zu lieben?" entgegnete Rasumowski mit aufrichtiger Begeisterung. „Wäre ich nicht schon Dein Sklave, ich möchte es freiwillig werden!"

„Wirklich?" sprach die schöne Frau, ihn mit offenbarem Vergnügen betrachtend, „wenn ich Dir aber die Freiheit schenke?" Sie übergab Rasumowski ein Document. Er entfaltete es, es war sein Freibrief.

„Nun, bist Du jetzt mit mir zufrieden?" fragte sie.

„Nein, jetzt am wenigsten", rief Rasumowski.

„Wie?"

„Ich will Dein Sklave bleiben." Er zerriß seinen Freibrief und warf ihn in die Flammen des Kamins. „Und so bin ich es wieder!

„Rasumowski!"

„Nenne mich Deinen Sklaven!" Er warf sich vor ihr nieder und sein Auge hing voll Entzücken an dem ihren.

„Ja denn, mein Sklave", sagte sie von einem seligen Lächeln noch um Vieles verschönert, und streckte ihre herrlichen Arme aus dem weichen schimmernden Pelze aus, um sie um seinen Nacken zu schlingen und ihn an ihre wogende Brust zu ziehen. Es war ein Augenblick, wie sie ihn Beide noch nicht genossen, ihre Herzen flammten in süßer Leidenschaft auf, die Sinne drohten ihnen zu schwinden, so groß war die Seligkeit, die sie gaben, die sie empfingen.

Keines fand ein Wort, die heilige Stille des Glückes herrschte zum ersten Male in dem prunkschimmernden Gemach, nur das Feuer sang eintönig fort im Kamine und der Schnee pochte von Zeit zu Zeit neckend an die Fenster.

Siebentes Kapitel.

Duett.

Tag auf Tag verrann den Glücklichen gleich wenigen seligen Stunden in süßem Geplauder und der unsterblichen Wonne einer Liebe, die ohne Grenzen ist, weil sie sich schrankenlos hingiebt und ungemessen empfängt. Die Liebenden blieben bei einander vom Morgen bis zum Abend, und vom Abend bis zum Morgen. Sie schienen unersättlich gegenseitig ihre Schönheit zu schauen, die Melodie ihrer Stimmen zu hören, zu küssen und eines an der Brust des Anderen zu ruhen.

„Jetzt weiß ich erst, was Liebe, was Glück ist," sagte das stolze schöne Weib zu dem theuren Manne, der sein Haupt in ihren Schooß gebettet hatte und sie mit seinen Blicken anlachte in trunkener Entzückung, „Du hast es mich gelehrt, indem Du mich liebst, mir

Dein ganzes Herz schenkst, ohne zu fragen, was ich damit anfange! Du wärst noch beglückt, so glaube ich, wenn ich es zu meinem Spielzeug machen, ja wenn ich darauf treten würde, und daß ich dies glauben darf, macht es mir unmöglich Dir noch etwas vorzuenthalten, was mein ist. Mein ganzes Selbst ist Dein, ganz Dein und für immer!"

Und Rasumowski küßte dankbar ihre schönen Hände und kniete dann vor ihr nieder, um mit gleicher Zärtlichkeit ihre Füße zu küssen. Er fragte nicht, wer sie sei, ja er kannte nicht einmal ihren Namen, er benahm sich wie einer jener griechischen Helden oder Schäfer, zu denen Göttinnen herabgestiegen waren, er fühlte sich in ihren Armen zu dem Himmel erhoben, dem sie zu entstammen schien, was bedurfte er noch?

„Willst Du nicht einmal mit mir zusammen singen?" begann die schöne Frau.

„Sobald Du es befiehlst", sagte er.

„Also jetzt gleich —"

„Ja."

Sie erhoben sich und nachdem die reizende Göttin sich an dem Clavier niedergelassen, sangen sie zusammen ein italienisches Duett; es war nun wunderbar zu hören, wie ihre herrlichen Stimmen ebenso harmonisch und innig zusammenklangen wie ihre Seelen. Sie

wiegten sich gleich einem Paar farbenschimmernder muthwilliger Falter, das sich von der lauen Luft schaukeln läßt, auf den sanften Wellen der zauberischen Melodie, bis eine gellende freche Menschenstimme sie aus ihrem holden Traume riß.

„Schöne Geschichten, Madame", schrie der kleine mit überladener Pracht gekleidete Mann, der plötzlich vor ihnen stand und heftig gestikulirte, „ein vollkommenes Schäferspiel, wie ich sehe, uns und die Geschäfte vergißt man dabei so ganz, als wenn die Sonne von neuem stille stände, wie an dem Schlachttag Josua's. Zum Glück habe ich Ihren Schlupfwinkel entdeckt, Venus Anadiomene, und so wurde es mir möglich, gleich einem Raubthiere in ihre Solitude einzubrechen und ihren schönen Adonis von ihrer Seite zu nehmen."

„Wie können Sie es wagen, gegen meinen Willen", sagte die Dame, die kühn geschwungenen Brauen finster zusammenziehend.

„Was ich wage, wage ich stets für Sie", unterbrach sie die schmetternde Stimme des unerschrockenen Störefriedes, „es ist Gefahr im Verzug; seit der letzten Verschwörung greift die Gährung in diesem vermaledeiten Moskau bedenklich um sich, es ist Zeit nach Petersburg zurückzukehren und vor Allem ein Exempel

zu statuiren. Sie müssen die Verschworenen hinrichten lassen —"

„Ich habe geschworen, kein Todesurtheil zu unterzeichnen", rief die schöne Frau.

„Auch nicht wenn es Ihre Sicherheit unbedingt verlangt?" entgegnete der kleine Mann. „Sie haben es den Unzufriedenen viel zu leicht gemacht mit Ihren humanen Ordonnanzen, dieses Volk muß wieder einmal Ernst, muß wieder einmal Blut fließen sehen."

„Sie glauben also in der That, daß ich die Verschworenen nicht schonen darf?"

„Alle Welt ist dagegen."

„Gut", sagte die schöne Frau, in deren Auge es mit einem Male unheimlich aufblitzte, „man soll sie also knuten und ihnen dann die Zungen ausreißen."

„Das ist nicht genug, sie müssen sterben."

Die Göttin stieß ein kurzes helles Lachen aus, bei dem Rasumowski von einem tiefen Schauer erfaßt wurde. „Ach! wie Ihr Männer schwerfällig seid. Wie viel Knutenhiebe kann ein Mensch aushalten?"

„Wenn er sehr kräftig ist, zweihundert", sagte der Mann mit der gellenden Stimme.

„Man gebe ihnen also dreihundert", entschied die Göttin.

„Ich verstehe", murmelte er.

„Sie kennen jetzt meinen Willen, gehen Sie“, schloß die Dame.

Der kleine Mann neigte sich stumm vor ihr und ging.

„Wer bist Du?“ fragte Rasumowski, als er wieder mit der Geliebten allein war, „daß Du über Tod und Leben zu entscheiden hast; mir graut vor Dir, wie vor einem entsetzlichen Geheimniß.“

Die Göttin zog lächelnd einen Silberrubel hervor und reichte ihm denselben.

„Kennst Du dies Bild?“

„Es ist die Czaarin.“

„Nun, entdeckst Du keine Aehnlichkeit?

„Mein Gott!“ schrie der schöne Sklave beinahe erschreckt auf, „Du bist doch nicht —“

„Ich bin die Kaiserin Elisabeth.“

In demselben Augenblicke stürzte Rasumowski vor ihr auf die Kniee.

„Nun? Liebst du mich jetzt nicht mehr?“ fragte die Czaarin mit einem Lächeln, das ihm seinen Muth zurückgab. „Du bist jetzt dreifach verpflichtet mich zu lieben, als Anbeter die Geliebte, als Sklave die Gebieterin und als Unterthan Deine Kaiserin.“

„Mein Gott, ist denn dies Alles wahr? Kann dies auch wahr sein? Du, meine Herrin, meine Kaiserin, die an Gottes Statt auf Erden ist und entscheidet über Tod

und Leben, Du läßt Dich herab, mich den letzten Deiner Knechte" — die Stimme stockte dem Armen.

„Dich zu lieben, ja Rasumowski", fiel Elisabeth ein, „und so befehle ich Dir, mich Deine Czaarin zu lieben, wie Du vorher, ehe Du meinen Namen, meine hohe Würde kanntest, das Weib in mir geliebt hast, denn ich kann Dich und Deine Treue, Deine Liebe ebenso wenig mehr entbehren wie die Luft, wie das Sonnenlicht. Wirst Du mich also lieben?"

„Ja, meine Kaiserin", schwor Rasumowski mit bebender Stimme.

„Treu?"

„Treu."

„Bis in den Tod?"

„Bis in den Tod."

Die Kaiserin sah mild zu ihm herab, ihre vor Kurzem noch so strengen Züge verklärte ein heiteres Lächeln und sich langsam zu ihm niederneigend, küßte sie ihren Sklaven, den letzten ihrer Unterthanen, mit sanfter Zärtlichkeit auf die Stirne. Er aber umfaßte ihre Kniee und senkte sein Antlitz thränenden Auges auf ihre Füße nieder, in stummer Ergebenheit wie vor seinem Herrn, seinem Gott.

Noch an demselben Tage erklärte die Monarchin Alexis Rasumowski, ihren Leibeigenen, den kleinruß-

fischen Bauernsohn, offen für ihren Günstling. Die unerwartete Wendung traf den Hof, die Minister, die Parteien wie ein Blitzstrahl. Vor Allen zitterte Lestocq für sein Ansehen und ließ daher vom ersten Augenblicke an Rasumowski seinen Haß fühlen, indem er ihn mit beispielloser Geringschätzung behandelte.

Als Lestocq in den nächsten Tagen bei der Kaiserin erschien, um die Ernennung des Prinzen von Holstein zu ihrem Erben, welche im Interesse der preußisch-französischen Partei lag, zu betreiben, warf er seinen kostbaren Pelz auf einen Stuhl, um bequemer mit der Monarchin plaudern zu können. Nachdem er die noch immer unter seinem Einflusse stehende schwache Frau dahin gebracht hatte, den Tag der feierlichen Proclamirung des Großfürsten festzusetzen und im Begriffe stand sie zu verlassen, erschien Rasumowski und blieb mit jener Anspruchslosigkeit, welche ihm so gut ließ, an der Thüre stehen.

„Komm her!" rief Lestocq, „hilf mir in meinen Pelz, Bursche."

Rasumowski blickte auf die Czaarin, er war bis in die Lippen bleich geworden über die Anmaßung des Leibarztes, aber wenn sie, die er anbetete wie eine Gottheit, es ihm befohlen hätte, würde er auch dem Verhaßtesten Sklavendienste geleistet haben.

„Du hast Niemand zu gehorchen als mir", sagte Elisabeth und so mußte Lestocq beschämt davon gehen.

Der Krieg zwischen ihm und dem neuen Günstling war fortan erklärt. Da der Nachfolger des Marquis de la Chetardie, der neue französische Botschafter d'Allon, nicht den geringsten Einfluß auf die Kaiserin zu erlangen im Stande war, neigte sich durch die Parteinahme Rasumowski's gegen Lestocq die Schale des Erfolges immer mehr der österreichischen Partei zu, umsomehr, als nach dem, am 15. November 1742 erfolgten Tode des Großkanzlers Cerkaski, Bestuseff in dessen Amt trat. Dieser, welcher viele Jahre im Auslande zugebracht und sich dort eine nicht geringe staatsmännische Bildung angeeignet hatte, war jetzt der eigentliche Führer der altrussischen Partei und stellte den beschränkten und unfähigen Generalprocurator Trubetzkoi immer tiefer in Schatten. Nur in Bezug auf die Thronfolge scheiterten alle Gegenbemühungen dieser Partei an dem Eigensinn Elisabeths.

Der Herzog Peter von Holstein hatte gleich bei seinem ersten Auftreten in Petersburg die Sympathieen der Nation verwirkt. Er war nicht ohne Anlagen, aber roh und unwissend, gleich den meisten deutschen Prinzen jener Zeit. Vergebens gab man ihm in dem Professor Stählin einen trefflichen Lehrer, er hatte nur

den Sinn für Soldatenspielerei, den er von seinem Vater geerbt. Sein Umgang bestand in holsteinischen Officieren, welche, da sie meist Junker in preußischen Diensten gewesen waren, ihm jene krankhafte Vorliebe für Alles, was preußisch war, einflößten, die ihm später so verderblich werden, ihn um Thron und Leben bringen sollte. Alles Russische widerte ihn an und er zeigte eine ebenso unkluge, als unbegründete Geringschätzung gegen die Sitten und die Kirche seines neuen Vaterlandes. Nicht einmal die Sprache desselben suchte er zu erlernen. Zu seinem Religionslehrer hatte man den späteren Erzbischof von Plaskow, den Mönch Theodorski gewählt, welcher vier Jahre in Halle studirt hatte und zu den geistvollsten Theologen seiner Zeit gehörte. Als dieser ihn soweit mit den Satzungen der griechischen Kirche vertraut gemacht hatte, erfolgte in der Schloßkapelle des Kreml sein feierlicher Uebertritt und an demselben Tage noch verkündete die Kaiserin Elisabeth die Ernennung ihres Neffen Peter Feodorowitsch zum Großfürsten und Thronfolger des russischen Reiches.

Am Jahrestage ihrer Thronbesteigung, den 6. December 1742, verlieh die Czaarin den Soldaten der Leibcompagnie die ihnen versprochenen Häuser und Bauern und speiste dann inmitten derselben in dem großen Saale des Kreml. An zwei langen, an

der Seite stehenden Tafeln saßen die Preobrasenskischen Garden, dreihundertundsechzig Mann stark, an einem Tische, in der Mitte die Kaiserin mit den Officieren und Unterofficieren.

Am 13. December wurde den Verschworenen, welche Elisabeth selbst so kühn gefangen genommen hatte, das Urtheil verlesen und sofort vollstreckt. Der entlassene Lieutenant, das Haupt der Conspiration und der bankerotte junge Kaufmann, so wie zwei andere starben unter der Knute. Der Kammerlakai und die beiden Gardeofficiere wurden auf dem Platze hinter dem Kreml gepeitscht, und dann dem ersteren die Zunge abgeschnitten, der letzteren die Nase aufgerissen. Nach überstandener Strafe wurden sie nach Sibirien abgeführt.

Elisabeth sah aus einem Fenster des Kreml der Execution zu. In dem Augenblicke, wo das jammervolle Geschrei der Gepeinigten verstummt war, sah sie plötzlich Rasumowski an ihrer Seite. Er war bis in die Lippen bleich geworden und sein Auge ruhte mit einem seltsam fieberhaften Ausdruck auf der geliebten Monarchin.

„Was ist Dir?" fragte diese rasch, „Du bist ja ganz entstellt."

„Es war zu entsetzlich, was ich eben gesehen und gehört habe", sprach der Günstling. „Mir graut bei

dem Gedanken, daß Du es warst, die diese Menschen so grausam quälen und tödten ließ und daß Du Dich noch an ihrer Pein belustigt hast."

„Warum nicht", erwiderte die Czaarin, „Verräther verdienen kein Mitleid. Und es ist die höchste Gunst des Himmels, die uns Monarchen das Recht und die Gewalt giebt, zu belohnen und zu strafen. Vergiß das niemals mein Geliebter! Wehe Dir, wenn Du mir die Treue brichst, ich würde Dir bei kaltem Blute die Zunge ausreißen lassen, welche einem anderen Weibe von Liebe gesprochen. Du kennst mich noch nicht. Ich will Alleinherrscherin sein in Allem, und so bleibt mir nur übrig, ebenso in der Liebe Despotin zu sein, wie auf dem Throne. Aber laß Dich von dem, was Du gesehen, nicht so niederdrücken, Rasumowski. Ein Mann, von dessen Treue ich so überzeugt bin, wie von der Deinen hat bei mir nichts zu fürchten. Als ich diese Verschwörung entdeckt hatte, da sah ich erst, wie unverläßlich und verrätherisch alle meine Diener, meine Freunde sind, da betete ich in demüthiger Inbrunst zu meinem Schöpfer und schrie in tiefer Seelenangst zu ihm um eine Menschenseele, die mich liebt, der ich vertrauen, der ich glauben darf, ich habe sie gefunden, in Dir mein Freund, und deshalb mußt Du mir furchtlos gegenüber treten, denn ich verlange nicht allein Liebe und Treue von

Dir, sondern auch Wahrheit, volle ungeschminkte Wahrheit in Allem, hörst Du, Wahrheit!"

„Du sollst sie jederzeit bei mir finden", entgegnete Rasumowski mit edler Würde, „denn ich kann nicht lügen."

Achtes Kapitel.

Pultawa.

Ein Theil der unheilvollen Erbschaft, welche Elisabeth von ihren Vorgängern in der Regierung übernommen hatte, war der Krieg mit Schweden, welcher unter der Regentschaft der Herzogin von Braunschweig entbrannt war. Seit dem Frieden von Nystädt schien kein Zeitpunkt so günstig für den nordischen Rivalen Rußlands, das an Peter den Großen Verlorene zurück zu erobern, als jener, wo Friedrich II. in Schlesien eingefallen war und es in seinem wie in dem Interesse Frankreichs lag, Rußland durch einen Kampf mit Schweden an der Parteinahme für Maria Theresia abzuhalten. Der Krieg begann unter der Losung: Frankreichs Freundschaft, Polens Heil, Rußlands Erniedrigung. So sicher war man in Stockholm des

Erfolges, daß man sich nur im schlimmsten Falle mit Petersburg, Kronstadt, Schlüsselburg und dem Verbote für Rußland, in der Zukunft eine Flotte zu halten, begnügen wollte, und wie ganz anders endete dieses Ringen der beiden Mächte. Die Russen erfochten bei Willmanstrand einen glänzenden Sieg und schlossen dann die schwedische Armee bei Helsingfors ein, wo dieselbe zuletzt die Waffen strecken mußte. Elisabeth dictirte die Bedingungen des Friedens von Abo, nach welchem Rußland eine Reihe von Festungen und im Ganzen einhundertundneun Quadratmeilen Land erhielt. Zum zweiten Male lag der einst so gefährliche Gegner vollständig niedergeworfen zu den Füßen Rußlands. Die Freude über den Sieg war eine allgemeine und nachhaltige, sie weckte die großen Erinnerungen an Czaar Peter, den Bezwinger Karl XII., an Pultawa.

Um jene Zeit kehrte ein Mann nach Rußland zurück, welchen die Neuzeit mit vollem Recht den „russischen Lessing" getauft hat, der Schöpfer der neueren russischen Schriftsprache, der Vater der modernen russischen Literatur, Michael Wasiljewitsch Lomonossoff.

Im Jahre 1711 in dem Dorfe Denissowskaja im Gouvernement Archangel geboren, der Sohn eines Kronbauern, half er im Sommer seinem Vater beim Fischfang, während er in den langen Win-

tertagen von einem alten Diak (Kirchensänger) lesen lernte.

Das Lesen der Bibel und der Gesang der Psalmen in der Kirche weckten in ihm den dichterischen Geist. Er hörte einmal daß in Moskau eine Unterrichtsanstalt sei, in welcher man griechisch und lateinisch, deutsch und französisch lehre. Dies fiel wie ein zündender Funke in seine nach Erkenntniß und Wissenschaft dürstende Seele. Er verließ heimlich sein Vaterhaus ging nach Moskau und forderte dort in seiner naiven aber genialen Weise Unterricht. Man schickte ihn nach Kiew, und nachdem er dort die nöthige Vorbildung gewonnen, nach Petersburg in die Akademie der schönen Wissenschaften. Im Jahre 1736 ging er nach Deutschland, studirte in Marburg Mathematik, in Freiberg den Bergbau und die deutschen Dichter. Auf der Reise durch Braunschweig fiel er in die Hände preußischer Werber und wurde gleich so vielen Anderen gezwungen, den preußischen Grenadierrock und die Muskete zu tragen, aber es gelang ihm bald zu desertiren und im Jahre 1741 kehrte er über Holland zu Schiffe in seine Heimat zurück, wo er zuerst in Petersburg vollkommen unbeachtet blieb.

Jetzt ergriff auch ihn die Begeisterung und er dichtete seine berühmte Ode auf den Sieg von Pnliawa.

Alexis Rasumowski war indeß zum Oberjägermeister ernannt und auch sein Bruder Kiryll an den Hof gezogen worden. An diesen Mächtigen, der gleich ihm ein Bauernsohn war, und für einen ebenso treuen Sohn seines Volkes wie bevorzugten Liebling der Czaarin galt, wendete sich jetzt Lomonossoff und fand bei dem ehemaligen Leibeigenen, was er vielleicht bei keinem Manne der damaligen feinen und gebildeten Gesellschaft Rußlands gefunden hätte: ein Herz, das warm und edel fühlte und den lebhaftesten Sinn für Poesie.

Rasumowski schloß den Dichter, nachdem dieser ihm sein Poem vorgelesen hatte, begeistert in seine Arme und führte ihn auf der Stelle zur Kaiserin.

Elisabeth war eben mit der Anordnung einer neuen Balltoilette beschäftigt und schien über die Zumuthung Rasumowski's, sich in diesem wichtigsten aller Geschäfte durch eine Ode stören zu lassen, zuerst nicht sonderlich erbaut, aber schon war der Einfluß des treuen redlichen Mannes auf die sinnliche launenhafte Frau so groß, daß sie sich endlich bereit erklärte Lomonossoff anzuhören und nicht ohne Spannung in einem Fauteuil Platz nahm, während der Dichter bescheiden vor ihr stand.

Auf einen freundlichen Wink Rasumowski's begann

er die Ode Pultawa mit markiger Stimme und edler patriotischer Begeisterung vorzutragen.

Die herrlichen Verse flossen wie Musik von seinen Lippen, und wie Musik klang zugleich zum ersten Male die russische Sprache, die verachtete Redeweise der Bauern und des Pöbels in das Ohr der Monarchin. Elisabeth hing mit steigender Theilnahme an dem Gesichte des begabten Mannes, während ihr Günstling mit edlem Frohlocken die tiefe Wirkung beobachtete, welche die russische Dichtung auf sie übte.

Als Lomonossoff zu Ende war, entstand eine kleine Pause; alle Anwesenden waren viel zu tief bewegt, als daß sie gleich Worte gefunden hätten. Rasumowski gewann zuerst seine Ruhe wieder. „Nun Majestät, was sagen Sie zu diesem Poem, ist es nicht herrlich, nicht eines Lorbeers werth?"

„Gewiß, so weit ich urtheilen kann", erwiderte die Czaarin, und ich gestehe, daß es mir viel besser gefällt, als die gespreizten französischen Gedichte. Ich glaube, wir stehen an dem Anfange einer russischen Dichtung, einer heimatlichen Literatur; Gott gebe, daß wir uns nicht täuschen. Du hast mir einen großen, einen heiligen Augenblick bereitet, Lomonossoff. Ich kann Dir dies nicht lohnen, Gott allein; aber was in meiner Macht steht, werde ich thun, um Dir und den Musen

ein sicheres und freundliches Asyl in Petersburg zu schaffen."

Zugleich streckte sie dem Dichter ihre Hand hin, welche dieser, auf ein Knie niedergesunken, ehrerbietig und dankbar küßte.

Als Lomonossoff gegangen war, wendete sich Elisabeth zu Rasumowski und sagte lächelnd: „Dein Schützling hat Dir Ehre gemacht, mein Freund."

„Nicht mir allein, er wird bald Dir und seinem Vaterlande Ehre machen, so Gott will, und keine geringe", sagte der Günstling.

„Ich würde gern mehr für die Künste, für die Wissenschaften thun", sprach die Czaarin, „wenn es nur nicht so sehr an dem nöthigen Gelde fehlte."

„Zu einem so heiligen Zwecke darf es nie an Geld fehlen", entgegnete Rasumowski lebhaft, „nicht Bellona und Mars, sondern Apollo und die Musen machen ein Volk groß, und nur jener Herrscher wird sich ein unsterbliches Angedenken sichern, welcher seinem Reiche nützliche Kenntnisse und Werke der Kunst giebt, an denen sich Gegenwart und Nachwelt erbauen können. Du bist vom Schicksal begünstigt wie kaum je ein Regent war. Noch liegt alles geistige Leben bei uns brach, gieb uns nach glänzenden Siegen und Eroberungen Wissenschaften und Künste, gieb uns eine russische Li-

teratur, und die spätesten Geschlechter werden Dich noch segnen. Große Geister sind in Deutschland aufgestanden. Wer beschützt sie? Der größte unter den deutschen Fürsten huldigt dem Geiste und den Werken der Franzosen. Beweise, daß Du Deine Zeit besser begreifst als ein Friedrich, beweise, daß Du Dein Volk und seine reiche herrliche Sprache liebst, und die Poesie wird an Deinem Thron stehen neben der Gerechtigkeit und das Schwert derselben mit Lorbeer umschlingen und mit Palmenzweigen."

Elisabeth erhob sich, ohne Rasumowski zu antworten, und schrieb ein Decret, durch das sie Lomonossoff zum Director des mineralogischen Cabinets in Petersburg und zum Mitglied der Akademie ernannte; zugleich befahl sie, seine Ode Pultawa auf ihre Kosten drucken zu lassen und im ganzen russischen Reiche zu verbreiten.

„Bist Du nun mit mir zufrieden?" fragte sie ihren Günstling, als sie ihm das Document übergab.

„Noch lange nicht", erwiderte dieser lächelnd.

„Nun, laß mich hören, was Du wieder an mir zu tadeln hast, Du ehrliches Sprachrohr des Volkes."

„Du beklagst Dich darüber, daß es Dir an Geld fehlt, um die Künste und Wissenschaften, die festesten Stützen eines Reiches, zu beschützen", sprach Rasu-

mowski, „aber an den nöthigen Summen für Deine Toilette und den übertriebenen Aufwand am Hofe hat es Dir noch nie gefehlt."

„Darin hast Du Recht," fiel Elisabeth lächelnd ein, „aber dies läßt sich eben nicht ändern."

„Bei etwas gutem Willen allerdings," fuhr Rasumowski fort. „Um nur eins zu erwähnen, wozu jedes Jahr diesen kostspieligen Umzug des ganzen Hofes von Petersburg nach Moskau und wieder zurück, zu dem man allein neunzehntausend Pferde benöthigt, welche von allen Orten, ja von Kasan her zusammengetrieben werden müssen. Die Kosten dieses Umzugs sind mit siebenhundertundfünfzigtausend Rubel berechnet und dazu kommen noch zweihunderttausend Rubel Progon (Fuhrlohn) aus Deiner Privatcasse. Im Ganzen sind es mit den sämmtlichen Regierungscollegien achtzigtausend Personen, welche jedes Jahr ganz überflüssiger Weise zwischen den beiden Residenzen hin und herziehen."

„Diese Mißbräuche sollen abgestellt werden", sagte Elisabeth, von der Wucht der Zahlen erdrückt, „ich überlasse es Dir, mir in dieser Richtung einen Entwurf zu unterbreiten. Was hast Du noch auf dem Herzen?"

„Deine Räthe haben Dich bestimmt einen Ukas zu unterzeichnen, welcher den Juden befiehlt bei

Todesstrafe das Land zu räumen", fuhr Rasumowski fort, „und mehr als dreißigtausend Deiner intelligentesten, betriebsamsten und reichsten Unterthanen haben in Folge dieses unmenschlichen Befehls Rußland verlassen; ihre Verwünschungen werden Dich und Dein Reich in den Augen von ganz Europa brandmarken."

„Du wählst starke Ausdrücke, Rasumowski!"

„Ich kann nicht anders."

„Dies ist geschehen und läßt sich nicht rückgängig machen, ohne die Würde des Staates preiszugeben", sagte die Czaarin, „aber ich verspreche Dir, in Zukunft stets Dich erst anzuhören, ehe ich Beschlüsse von Wichtigkeit fasse."

„Und nun das Wichtigste, denn es betrifft das Heil und den Ruhm Rußlands", fuhr Rasumowski fort. „Laß Dich nicht durch das Vergnügen abhalten, Dich um den Staat zu kümmern, Du giebst mit den Regierungsgeschäften unsere ganze Zukunft feilen und eigennützigen Creaturen preis."

„Wem etwa?" unterbrach Elisabeth ihren Günstling, aber der Blitz ihrer schönen Augen, mit dem sie ihre Worte begleitete, war nicht im Stande, den unerschrockenen Mann zum Schweigen zu bringen.

„Lestocq vor Allen —"

„Ich liebe ihn —"

„Du sollst Niemand lieben, als Dein Volk."

„Auch Dich nicht?"

„Auch mich erst nach dem Vaterlande."

„Was ist also mit Lestocq?"

„Er ist von Frankreich bezahlt", erklärte Rasumowski, „von demselben Frankreich, das uns die Schweden auf den Hals gehetzt hat, um uns in dem großen europäischen Kampfe lahm zu legen. Nun ist der Krieg glücklich beendet, Schweden für lange Zeit niedergeworfen, und also der Augenblick gekommen, wo wir unser Schwert in die Wagschale werfen müssen. Dies fordert die politische Klugheit und die Ehre Rußlands."

Davon verstehe ich wenig," sagte die Czaarin ausweichend.

„Jedenfalls mehr, als der Quacksalber, der überdies alles, was russisch ist, haßt," gab Rasumowski zur Antwort.

„Ja, da muß ich Dir beistimmen", rief Elisabeth lachend „wenn Lestocq alle meine Russen auf einmal mit einem Löffel Gift umbringen könnte, er thäte es mit Vergnügen."

„Und einen solchen Mann läßt Du in die Staatsgeschäfte eingreifen?"

„Ich bin ihm Dank schuldig."

„Ist er nicht belohnt genug? Beschenke ihn so reich Du willst, aber opfere ihm nicht den Staat, nicht Deinen eigenen Vortheil."

Elisabeth trat, die Arme auf der Brust verschränkt, an das Fenster und versank in Nachdenken. „Es muß etwas geschehen", sagte sie endlich „das sehe ich ein Ich will mit Bestuseff reden. Bist Du nun zufrieden?"

„Ja", erwiderte Rasumowski vor Freude strahlend, „ich danke Dir im Namen Aller, die es mit dem Vaterlande gut meinen."

„Im Gegentheil, ich muß Dir dankbar sein", sprach Elisabeth, ihn herzlich bei beiden Händen fassend, „Du treuer guter Mann! Du bist mein Gewissen, mein guter Engel!"

Zwei Stunden später nachdem die Kaiserin ihrem Günstling versprochen hatte, sich mehr als bisher mit der äußeren Politik zu befassen und in den österreichisch-preußischen Streit einzugreifen, wußte Lestocq bereits davon und kam in höchster Aufregung zu dem französischen Gesandten d'Allon. „Diese Schweden haben uns eine tüchtige Suppe eingebrockt", rief er, „die Kaiserin denkt ernstlich daran, Maria Theresia Hilfstruppen zu senden. Es ist noch Alles geheim, aber in Kurzem werden wir mehr erfahren; dies Alles ist das Werk dieses elenden Sklaven!"

„Ihre Aufgabe ist es, die Czaarin umzustimmen", erwiderte der französische Diplomat, „reicht Ihr Einfluß nicht mehr so weit, Herr Lestocq" —

„Bitte, Graf Lestocq —"

„Also Herr Graf Lestocq", fuhr der Gesandte lächelnd fort, „so wird Frankreich den Jahresgehalt, den es Ihnen zahlt, einziehen. Sie selbst werden einsehen — —"

„Ich sehe nur ein, daß ich gerade jetzt mehr Geld brauche als je", schrie Lestocq aufgebracht, „und daß es ehrlos von Ihnen wäre, zu geizen, wenn es den Vortheil unseres theueren Frankreichs gilt. Ich muß sofort zehntausend Dukaten haben."

„Zu welchem Zweck?"

„Dieser Rasumowski muß gestürzt werden", sagte Lestocq, „dies kann jedoch nur durch einen neuen oder noch besser durch einen älteren Günstling geschehen. Wir müssen Subin auftreiben."

„Das hätte etwas für sich."

„Die Czaarin hat ihn sehr geliebt," fuhr Lestocq fort, „wenn er unerwartet erscheint, kann, ja muß ein unerwarteter Umschlag erfolgen, sie müßte kein Weib sein. Aber dazu brauche ich Geld."

„Volle zehntausend Dukaten?"

„Ja Monsieur — zehntausend Dukaten."

„Gut. Sie sollen sie haben, Lestocq, aber es werden die letzten sein, wenn Sie Ihre Versprechungen nicht erfüllen."

„Ich dringe bis zum Nordpol, um diesen Subin aus dem ewigen Eise auszugraben," rief Lestocq, „und dann stürze ich Rasumowski und fessle Rußland von Neuem an Frankreich, so wahr ich Lestocq heiße, Graf Lestocq."

Neuntes Kapitel.

Auferstanden.

Die Czaarin fühlte sich wieder einmal unwohl in Folge der Freuden der Tafel, denen sie zu übermäßig zugesprochen, und Lestocq, der in solchen Stunden der Schwäche stets der „liebe gute Lestocq" hieß, führte in ihrem Schlafgemach das große Wort.

„Es fehlt Majestät vorzüglich an Zerstreuung", rief er mit seiner gellenden Stimme. „Eine Frau wie Sie, mit Schönheit und Gesundheit von der Natur bis zum Uebermaße beschenkt, bedarf jener heftigen Wallungen des Blutes, welche anderen verderblich werden. Ohne Liebe, ohne Leidenschaft leben Sie nur halb."

„Liebe ich denn nicht Lestocq?" sagte die Monarchin, „ich sehe mich im Gegentheil zum ersten Male von

einem Gefühl beherrscht, gegen das mir alle meine früheren Neigungen nur als ein leichtfertiges Spiel erscheinen."

„Aber Sie können dieses Spiel nicht entbehren", entgegnete Lestocq, der keine Gelegenheit versäumte, direct oder indirect gegen Rasumowski zu wirken, „dieser schlichte ehrliche Bauernsohn fängt an Sie zu langweilen."

„Ach würden Sie nur sehen wie er mich liebt", murmelte die schöne Despotin mit vor Glück strahlenden Augen.

„Das ist seine Pflicht", unterbrach sie der Leibarzt, „und wer liebt Sie nicht? Wer würde sich nicht glücklich schätzen, das schönste Weib in Europa, ja vielleicht in der Welt, zu besitzen?"

„Sie schmeicheln —"

„Ich schmeichle nicht", fuhr Lestocq fort, „Rasumowski liebt Sie in seiner Art und Sie erwidern diese schöne aber mit der Zeit ermüdende Empfindung. Gut. Aber Sie müssen neben ihm noch irgend eine Leidenschaft, ein Verhältniß haben, das Sie amüsirt."

„Glauben Sie?"

„Ich verschreibe Ihnen als Arzt einen neuen Liebhaber, verstehen Sie, Madame, und die Anordnungen eines Arztes müssen pünktlich befolgt werden."

„Aber ich würde Rasumowski kränken", wendete

Elisabeth rasch ein, „wenn ich Ihnen folge, vielleicht seine treue Liebe einbüßen."

Lestocq antwortete mit einem frivolen Gelächter.

„Wie naiv und unschuldig uns doch die Liebe macht", spottete er. „Sollten Sie wirklich vergessen haben, Majestät, daß nichts so schnell unsere feurigsten Gefühle erstickt als Gegenliebe, während Kälte, Grausamkeit ein ewiger Sporn für dieselben sind. Ist je noch eine uns vollkommen ergebene Frau so angebetet worden, wie eine treulose? Je mehr Sie diesen braven Alexis lieben, Madame, um so weniger dürfen Sie es ihn merken lassen, er würde sonst bald übermüthig werden, ja vielleicht sogar untreu wie Suwalow. Um sich seiner Treue für immer zu versichern, giebt es gewiß kein besseres Mittel als ihn fühlen zu lassen, daß Sie ihn entbehren können, ihm zu zeigen, daß Ihre Gunst nicht ihm allein zu Theil wird. Wenn er sich täglich durch einen neuen Nebenbuhler in Gefahr sieht, wird er bleiben, was Sie so sehr wünschen, ein glühender Anbeter und ein demüthiger Sklave."

„Was für Grundsätze predigen Sie mir, Lestocq."

„Gesunde Grundsätze, Majestät."

„Wie soll ich aber einen neuen Anbeter im Nu aus der Erde zaubern?" rief Elisabeth, welche halb bekehrt schien.

„Für eine Kaiserin von Rußland, die Frau der Erde, ist nichts unmöglich", sagte der arzt, „wenn sie treue Diener hat, so wie den vie schmähten Lestocq, die auch stummen Winken zu gehorchen verstehen."

„Wie das?"

„Was würden Sie dazu sagen, Majestät, wenn auf Ihren Befehl in der That ein Anbeter aus der Erde hervorkäme, wenn das Grab Ihnen einen Todten zurückgeben würde?"

„Von wem sprechen Sie, Lestocq?"

„Von wem sonst als von Subin."

„Subin — er lebt — wo ist er?" rief Elisabeth in einer Aufregung, deren Freudigkeit den intriguanten kleinen Franzosen zu den kühnsten Hoffnungen berechtigte.

„Subin lebt, und noch viel mehr", erwiderte er stolz, „er ist bereits auf dem Wege nach Ihrem Hoflager."

„Und Sie, Lestocq, haben das zu Stande gebracht?" sagte die Czaarin, während sie von ihrem Ruhebett aufsprang und vergnügt in die Hände klatschte.

„Ich und ich allein", versicherte der Leibarzt triumphirend. „Ein Seufzer, der Ihre schöne Brust hebt, ist eben für mich mehr, als für Ihre anderen

...r ausdrücklicher schriftlicher Befehl. Von der ...e an, wo ich wußte, daß Sie Subin ungern ent...ren, war es meine unablässige Sorge denselben zu entdecken. Endlich gelang es mir, herauszubringen, daß der Feldmarschall Münnich die Ordre zu seiner Abführung ausgestellt hatte. Ich sendete nun an den letzteren nach Sibirien einen eigenen Curier ab, um ihn zu befragen, und so wurde endlich der Ort seines Exils bekannt. Subin befand sich fünfzehntausend Werst von uns entfernt in dem äußersten Kamschatka."

„Ach! der Arme!" seufzte Elisabeth auf, und Thränen füllten ihre schönen Augen. „Ich bin Ihnen sehr verpflichtet Lestocq, sehr verpflichtet."

„Ich hoffe, daß Majestät neuerdings von meinem Eifer und meiner Treue überzeugt sind", erwiderte der Leibarzt, „und gewissen Einflüsterungen gegen mich in Zukunft kein Gehör mehr schenken werden."

„O! gewiß nicht, mein lieber guter Lestocq", rief die Czaarin, seine beiden Hände ergreifend, „ich bin so froh, so glücklich, und das Alles ist Ihr Werk." — —

Kurze Zeit nach dieser Scene traf Subin, der Gardesergeant und ehemalige Günstling der Prinzessin Elisabeth, ein und wurde von der Kaiserin mit einer Herzlichkeit empfangen, welche einen neuen Umschwung der Dinge am Hofe und in der Regierung erwarten ließ.

Er bekam eine Wohnung im Palaste und [illegible] Händen der Czaarin selbst den Alexanderorden. [illegible] Tage später wurde er dem Semenow'schen Garderegiment als Premiermajor mit dem Range eines Generalmajors in der Armee vorgestellt.

„Nun, was sagst Du dazu, daß Subin von den Todten auferstanden ist?" fragte die Czaarin Rasumowski.

„Ich freue mich darüber", entgegnete ihr Günstling ruhig.

„Ist das möglich?"

„Man sagt mir, daß Du Dich über seine Rückkehr freust, und Alles was Dir Vergnügen macht, erfüllt mich mit dem höchsten Glück", sprach Rasumowski.

Elisabeth war entwaffnet, verwirrt und fand keine Worte, um auszusprechen, was sie in diesem Augenblick für den treuen edlen Mann empfand, aber eine Stunde später war Alles vergessen und sie besprach eifrig mit ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow, in welcher Weise sie Subin benützen wolle, um ihren Günstling auf die Folter der Eifersucht zu spannen.

„Ich fürchte nur, Majestät", wendete die Gräfin ein, „daß von dieser einfachen, noch durch kein Laster entweihten Seele alle Ihre Pfeile abspringen, und möchte glauben, daß Alles, was Sie unternehmen, um Rasumowski zu reizen und zu fesseln, überflüssig ist,

hat ja ohnehin keinen Gedanken als Sie und die Hoffnung Sie allein zu besitzen, wäre in seinen Augen eine frevelhafte Vermessenheit."

„Ich will doch den Versuch machen, ob ich ihn nicht dahin bringe, seine übertriebene Bescheidenheit zu vergessen", erwiderte die Czaarin.

„Er wird dabei leiden, Majestät", sprach die Gräfin, „aber schweigen und alles mit rührender Geduld über sich ergehen lassen."

„Ist diese Ruhe nicht am Ende viel mehr Selbstüberhebung als Demuth?" rief Elisabeth.

„Ich weiß es nicht", gab die Favorite zur Antwort, „sicher ist es, daß er Subin nicht fürchtet, daß er sogar über ihn spottet."

„Das soll er mir büßen," murmelte Elisabeth, „rufe mir Subin — nein — ja doch — vorher Rasumowski — er wird mich kennen lernen, und zwar auf der Stelle."

Es war Abend geworden, als die Gräfin das Boudoir der Kaiserin verließ, um den beiden Nebenbuhlern den Befehl zu überbringen, sich in demselben einzufinden. Zuerst kam Rasumowski, anspruchslos und einfach wie immer, blieb er an der Thüre stehen und fragte gleich einem Diener mit Unterthänigkeit nach dem Wunsche der kaiserlichen Ge-

liebten. Diese sah ihn mit einem höhnis
an und sagte dann kurz und befehlend: „Ja,
für gut, daß Subin jetzt einige Zeit Deine Stel
nimmt, Alexis, Du bist für ebenso lange nur m
Diener, mein Sklave, verstehst Du."

„Ich verstehe."

„Ich will jetzt vor allem Toilette machen, um meinen Günstling würdig zu empfangen", fuhr die Czaarin fort, „zieh mir die Schuhe aus."

Rasumowski ließ sich schweigend auf ein Knie nieder und erfüllte ihren Befehl, dann zog er ihr auf ihren Wink die goldgestickten Pantoffeln an, half ihr sich der unbequemen Kleider entledigen und einen bequemen grünsammtenen mit Hermelin gefütterten und besetzten Schlafpelz anziehen. Elisabeth trat vor den großen Wandspiegel und besah sich wohlgefällig. „Findest Du nicht, daß ich sehr gut aussehe", sagte sie.

„Bezaubernd."

„Subin wird sehr glücklich sein", fuhr sie fort.

Rasumowski blieb die Antwort schuldig.

„Beneidest Du ihn nicht?"

„Wie dürfte ich es wagen."

„Du sollst es wagen", rief Elisabeth mit dem Fuße stampfend. „Bist Du denn nicht eifersüchtig?"

„Darf ein Sklave eifersüchtig sein?"

...ast Recht. Zünde die Ampel in meinem ...nache an."

Rasumowski gehorchte. Als er in das Boudoir der kaiserlichen Geliebte zurückkehrte, fand er Subin an ihrer Seite auf dem Divan sitzen. Elisabeth schien ihn mit ihren Blicken durchbohren zu wollen, aber es gelang ihr nicht, auch nur ein Sympton von Unruhe oder Neid an ihm zu entdecken, während Subin, der sich verlegen erhoben hatte, blutroth wurde.

„Verlösche die Lichter", sagte die Czaarin, zugleich nahm sie mit einem zärtlichen Lächeln Subin's Arm und führte ihn in ihr Schlafgemach. Rasumowski setzte die goldenen Lichthüte auf die Kerzen und harrte der weiteren Befehle seiner grausamen Gebieterin.

„Du kannst jetzt gehen", ertönte ihre Stimme hinter der Portiere.

Der Sklave verließ stumm und leise das Gemach, nicht einmal ein Seufzer hob seine treue Brust. — —

Am folgenden Tage galt Rasumowski als gestürzt und Subin als der erklärte Favorit der Kaiserin. Lestocq triumphirte, aber sein Jubel dauerte nicht lange. Subin hatte bald durch Zuträger, an denen es an dem despotischen Hofe des weiblichen Sultans noch weniger fehlte als in anderen Palästen, erfahren, daß Lestocq es war, dem er damals seine Ver-

bannung und den traurigen Aufenthalt in K
verdankte. Von demselben Augenblick an trat
als der erbitterste, unversöhnlichste Gegner des kl
intriguanten Franzosen auf und arbeitete geradezu au
den Sturz desselben hin. Lestocq zeigte sich indessen
durch diese Wendung durchaus nicht erschreckt, ein
neuer Plan, sich der Person der Monarchin zu versichern,
war bald entworfen. Der Leibarzt hatte in der Se-
menow'schen Garde einen Unterofficier, Namens Paulow,
entdeckt, der alle bisherigen Anbeter der Czaarin an
athletischer Schönheit weit übertraf und denselben ihr
zuzuführen beschlossen.

Er lud Paulow zu sich und setzte ihm bei einer Flasche
vortrefflichen Sauternes seine Absicht auseinander.

„Es kostet mich nur ein Wort", sagte er zu dem
überraschten Gardesoldaten, „und Du bist der erklärte
Liebling der Kaiserin, von Reichthum und Luxus um-
geben. Macht und Rang stehen Dir zu Gebote und
Alle, die Dich jetzt von oben herab ansehen, kriechen vor
Dir. Aber Du darfst dann nie vergessen, wie wandelbar
Frauengunst ist und vorzüglich die einer unumschränkten
Monarchin. Dieselbe erringen ist leicht, sie festhalten
unendlich schwer. Beides kannst Du nur mit meiner
Hilfe. Die Günstlinge wechseln, aber der unentbehrliche
Leibarzt bleibt, mein Einfluß auf die Czaarin ist ein

...er. Er steht Dir zu Gebote, so lange Du ...r dankbar und ergeben zeigst, sobald Du mir mit Ungehorsam, Undank oder gar mit Feindselig...t lohnst, bist Du verloren und ich werde Dich ebenso stürzen wie ich Subin, Suwalow und Rasumowski gestürzt habe, und wie ich Subin jetzt noch einmal aus dem Sattel heben werde."

„Auf mich, meine Dankbarkeit und Ergebenheit können Sie unbedingt zählen, Excellenz", erwiderte der schöne Unterofficier, „ich habe nur ein einziges Bedenken."

„Welches?"

„Es ist eine zarte Angelegenheit", stammelte Paulow.

„Vertrauen gegen Vertrauen, mein Lieber", rief Lestocq, „oder wir kommen nicht vorwärts."

„Ich habe eine Amour, Excellenz —" begann Paulow.

„Sollte das ein Hinderniß sein?" lachte der Leibarzt. „Du wirst dieses Verhältniß auf der Stelle lösen und damit basta."

„Das geht aber nicht so leicht."

„Und warum nicht?"

„Weil die Dame sehr heftig und sehr eifersüchtig und in ihrer Eifersucht zu Allem fähig ist", gab Paulow zur Antwort.

„Nun so läßt man Sie vorläufig nicht.

„Sobald sie aber erfährt, daß Ihre [illegible] mich begünstigt", fuhr Paulow fort, „wird Sie Minen springen lassen, um mich zu verderben."

„Wer ist denn diese mächtige Dame?"

„Frau von Grünstein."

„Sieh einmal, die tugendhafte Frau Grünstein", spöttelte Lestocq, „aber sei ruhig, mein Freund, die soll uns nichts anhaben. Es giebt keine Frau in Rußland, die unsere Pläne zu durchkreuzen im Stande wäre, nicht einmal die Gräfin Suwalow. Also abgemacht, Paulow."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Excellenz." —

Bei seiner ärztlichen Morgenvisite am folgenden Tage bemerkte der Leibarzt eine gewisse Verstimmtheit bei der Kaiserin und ging wie immer direct und keck auf sein Ziel los, indem er ausrief: „Sie langweilen sich mit Subin, Madame, es scheint also, daß ich mich diesmal in der Medicin geirrt habe, wir wollen auf der Stelle eine andere verschreiben."

Die Czaarin erklärte nach einigem Zögern, von Lestocq gedrängt, daß Subin allerdings nicht mehr ihr Geschmack sei und Sie nicht zu fesseln vermöge, am wenigsten jedoch im Stande sei ihr jenen Zweck zu erfüllen, den sie vorzüglich mit ihm im Auge gehabt

...ich Alexis Rasumowski, der sie allein liebe, ...n und mit den Qualen der Eifersucht zu erfüllen.

Lestocq stimmte gern bei, daß Subin dem Klein=...assen viel zu sehr nachstehe, als daß der letztere durch ihn beunruhigt oder mit Neid erfüllt werden könnte; die Furcht Elisabeth ganz zu verlieren, könne Rasumowski nur dann mit voller marternder Gewalt erfassen, wenn er einen Mann an ihrer Seite sehe, der ihn vor Allem an körperlichen Vorzügen in Schatten stelle.

„Wie soll ich aber diesen Mann finden?" seufzte Elisabeth.

„Ich habe ihn bereits", rief Lestocq mit unverschämten Stolz.

„Sie lügen."

„Ich lüge nie, wenn es das Wohl meiner kaiserlichen Wohlthäterin gilt", antwortete Lestocq.

„Wer ist es also?"

„Ein einfacher Unterofficier der Garde, aber ein Mann, neben dem alle Männer an Ihrem Hofe wie rohe und häßliche Bauern erscheinen", versicherte Lestocq.

„Bringen Sie mir diesen Mann", rief Elisabeth erregt, „ich will, ich muß Rasumowski vor Eifersucht zu meinen Füßen verzweifeln sehen. Bringen Sie mir ihn auf der Stelle."

Lestocq empfahl sich und die Czaarin [illegible] Toilette. Als sie fertig war, steckte sie noch e[illegible] aus Rubinen in ihr weiß gepudertes Haar und [illegible] dann zu ihren Kammerfrauen: „Ist Lestocq da?"

„Er wartet im Vorsaal."

„Laßt ihn eintreten."

Der Leibarzt führte mit dem Lächeln eines Faun Paulow in den kleinen Salon, in welchem Elisabeth in einem Fauteuil saß. Sie richtete ihre Lorgnette auf den jungen Unterofficier und winkte dann Lestocq zu gehen.

Als er sich jedoch am Abend mit vielen Anderen in den kaiserlichen Gemächern zum Spiel einfand, ging sie lebhaft auf ihn zu und flüsterte ihm in's Ohr: „Ich bin verliebt, Lestocq, diesmal haben Sie es gut getroffen."

Zehntes Kapitel.

Ein gefährliches Spielzeug.

Während die Phantasie des aus seiner Niedrigkeit mit einem Male zu nie gehoffter Bedeutung gelangten Unterofficiers Paulow sich immerfort mit den kühnsten Bildern von Macht und Glanz beschäftigte, war den Kameraden desselben die Veränderung, welche mit ihm stattgefunden hatte, nicht entgangen. Sie bemerkten, daß er sich immer mehr von ihnen und ihrem Treiben zurückzog, jede freie Stunde außerhalb der Kaserne zubrachte, und die Schenken, welche er bisher aufgesucht hatte, mit einem Male mied, und begannen ihn zu beobachten und seinen Schritten nachzuspähen. Es währte nicht lange, so hatten sie in Erfahrung gebracht, daß er seine Zeit nicht der Frau von Grünstein allein widme, sondern lange Besuche im kaiserlichen Palaste mache.

Endlich sagte sogar ein Soldat seines Reg
aus, daß er Paulow in einen Mantel gehüllt aus
Gemächern der Czaarin habe heraustreten sehen, a
derselbe die Wache bei der Monarchin hatte. Jetzt
wußte man genug.

In dem Augenblicke, wo Paulow am nächsten Abend den Palast verließ, wurde er von vier Unterofficieren der Semenow'schen Garde angehalten. „Hier also unterhält man sich jetzt", begann einer derselben, „man flieht unsere Gesellschaft, denn sie ist offenbar zu schlecht für einen Favoriten der Czaarin, und liegt als ein gehorsamer Hund zu den Füßen derselben Frau, die man noch vor Kurzem eine Tyrannin genannt und die man im Vereine mit uns vom Throne zu stürzen bereit war".

„Ihr irrt Euch Kameraden", erwiderte Paulow, der seiner Verwirrung vergebens Herr zu werden suchte, „ich besuche ein Kammermädchen —"

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn. „O! wir bewundern, welche Fortschritte Du bereits in den Künsten des Hofes erlangt hast", rief einer der Unterofficiere, „Du lügst beinahe so gewandt wie ein Diplomat, aber uns wirst Du nicht täuschen, Paulow, und wehe Dir, wenn Du es versuchen solltest."

„Nun denn", sagte Paulow, „macht nur kein solches

.., es geht ja auch ohne Lärm, ich gestehe Euch, .ch eben von der Kaiserin komme."

„Seht den Schurken, er prahlt noch mit seinem Verrath, seiner Schande", sprach einer seiner Kameraden.

„Er macht sich über uns lustig", fügte ein anderer hinzu.

„Hört mich doch erst an", unterbrach Paulow die Aufgeregten, „ich läugne nicht, daß meine Handlungsweise Verdacht erregen muß, aber alles, was ich gethan habe, seitdem ich nicht mehr an Euren Zusammenkünften theilnehme, geschah nach einem wohlüberlegten Plane, zu keinem anderen Zwecke als unserem Ziele näher zu kommen."

„So, das läßt sich hören," sagte einer der Unterofficiere, „aber welche Bürgschaft willst Du uns dafür geben, daß es wirklich so ist, daß Du die Gunst der Monarchin nur benützt hast, um in ihre Nähe zu gelangen und auf diese Weise unserem Complotte zu dienen; daß Du nicht vielmehr mit dem Gedanken umgehst, uns bei der ersten besten Gelegenheit an diese grausame Despotin zu verrathen und uns ihren Henkern in die Hände zu liefern?"

„Welcher abscheuliche Einfall", entgegnete Paulow mit vollstem Unwillen.

„Aber ein naheliegender und wohl gerechtfertigter

Einfall", sprach einer der Kameraden, „Du
der Erste, welcher über die Tyrannin klagt und i,
so lange er unter dem Drucke derselben zugleich
allen Anderen leidet, und ihr dient, nachdem sie ihn
die Reihe ihrer Creaturen erhoben hat."

„Verkennt Ihr so meine Vaterlandsliebe?" erwiderte Paulow. „Vergeßt Ihr den glühenden Haß, den ich gegen die Czaarin habe?"

„Wir vergessen eben nicht, daß die grausame Despotin auch ein schönes Weib ist und Du — wie wir alle — den Reizen einer Frau gegenüber schwach bist."

„Ich schwöre Euch —"

„Keine Schwüre", sagte ein anderer aus der Mitte der mißtrauischen Kameraden, „keine Versprechungen, wir wollen uns ausschließlich an Deine Handlungsweise halten. Vergiß nie, daß Du auf jedem Schritt und Tritt beobachtet wirst, daß Du nur die Wenigsten kennst, welche unserem Bunde angehören und daß — sobald Du zum Verräther wirst — hundert Arme bereit sind, Dich zu bestrafen."

„Mein Gewissen ist rein," sagte Paulow, dem seine Lage unheimlich zu werden begann. „Ich brauche Eure Blicke nicht zu scheuen, aber eines will ich mir erbitten: daß ich nicht nach dem Schein beurtheilt werde."

„Es ist deine Sache, dich auch vor dem Schein

...hes zu hüten", entgegnete einer der Unter-
...e. Damit verließen sie ihn und Paulow konnte
diesmal aufathmen. Den Rest der Nacht brachte
...r in peinlichen Erwägungen zu, ein Wirbel widerstreitender Gedanken und Empfindungen trieb ihn umher; konnte er es wagen den bisherigen Genossen die Spitze zu bieten? Sollte er die Gunst der Monarchin benützen, um dieselbe zu verderben und dem Urtheilsspruche der Unzufriedenen seinen Arm zu leihen? Vor Allem war seine eigene Stellung noch nicht klar und fest genug, um leicht und entschieden Partei ergreifen zu können, und so kam er denn zu dem Entschluße, sich zunächst darüber Gewißheit zu verschaffen, wie weit seine Gewalt über Elisabeth reiche, was er von ihrer Gunst zu erwarten habe. Sie hatte Subin, wenige Tage nachdem Lestocq Paulow bei ihr eingeführt hatte, seines erotischen Dienstes enthoben, aber noch war Rasumowski zu überwinden und so lange dies nicht gelungen war, konnte sich der neue Günstling nicht als Sieger über das Herz der schönen Despotin betrachten.

Bei der nächsten Zusammenkunft, welche Paulow mit der Czaarin hatte, benützte er die erste Gelegenheit, welche ihm die vertrauliche Zärtlichkeit derselben gab, um seine quälenden Zweifel los zu werden.

Er saß eben auf einem niederen Tabouret zu den

Füßen Elisabeths, welche ihn gleich einem a
putzte. Sie hatte sein Toupet mit frischem P
streut und band ihm jetzt ein mit Spitzen besetzte
bot um, das sie aus der Unzahl der ihr gehörigen se
für ihn gewählt hatte. Paulow ergriff ihre Hände und
küßte sie leidenschaftlich.

„Liebst Du mich, Paulow?" sagte die Kaiserin, deren Eitelkeit durch jede noch so geringfügige Huldigung lebhaft geschmeichelt wurde.

„Wer sollte Sie nicht anbeten, Majestät", erwiderte der beglückte Unterofficier mit einem Seufzer, „aber mich foltert unabläßig die Frucht, daß ich unfähig bin Ihnen ein Gefühl einzuflößen."

„Hast Du nicht genügende Beweise meiner Gunst empfangen?" gab Elisabeth zur Antwort.

„Ja Majestät, aber ich gäbe gern allen Glanz, den die Gnade der mächtigsten Monarchin zu verleihen vermag, für die Liebe der schönsten Frau der Erde. Wenn ich Sie verlieren sollte, was ich stets befürchten muß, wenn ich nicht mehr das Recht hätte ihre kleinen Füße zu küssen, in den Himmel ihrer Augen zu blicken, dann möchte ich es vorziehen, überhaupt nicht mehr zu leben."

Die Kaiserin schwieg und zupfte an dem Kragen seiner Uniform herum.

...th," murmelte Paulow in dem Tone fie...
...eidenschaft, „lieben Sie mich?"

„Gewiß, mon ami."

„Weßhalb zögern Sie dann mir zu gehören, mir allein?"

„Wie das?"

„Ich bin eifersüchtig auf diesen Rasumowski", flüsterte Paulow.

Elisabeth begann laut zu lachen. „Eifersüchtig", sagte sie, „das macht mir Spaß. Da es mir nicht gelingen will Rasumowski leiden zu sehen, so habe ich wenigstens jetzt die Genugthuung Dich zu quälen."

„Sie hatten also nur die Absicht, durch mich Rasumowski's Eifersucht zu erregen?" fragte Paulow, den ein jäher Schreck eisig überrieselte.

„Gewiß hatte ich die Absicht", sprach Elisabeth, „aber dieser Mensch ist ein Holzblock, ein Stein."

„Und Sie lieben mich also nicht?"

„Ach ja!"

„Aber nicht so wie Jenen?"

„Wie Rasumowski?"

„Ja."

„Du fragst zu viel, Paulow."

„Ich muß Gewißheit haben", fuhr er fort, „ich

werde wahnsinnig, wenn ich diese Qual noch erdulden soll, ich bin nicht fähig Ihr Herz, Ihre mit einem Anderen zu theilen."

„Welche Kühnheit", sagte Elisabeth, indem sie die Brauen stolz und finster zusammenzog.

„Wenn Sie mich lieben, entfernen Sie diesen Rasumowski", flehte Paulow.

„Was fällt Dir ein."

„Du liebst mich also nicht?" stammelte Paulow; seine Stimme klang gepreßt, seine Brust arbeitete heftig.

Die Kaiserin schien sich bei seinen Qualen vortrefflich zu unterhalten, ein grausames Lächeln umspielte ihre vollen wollüstigen Lippen und ihre Pupillen vergrößerten sich wie die eines Raubthieres.

„Geben Sie mir Wahrheit, Elisabeth, ich beschwöre Sie, nur einen Tropfen Wahrheit dem Verschmachtenden", schrie Paulow auf.

„Wahrheit ist bitter", sagte die Czaarin mit einer kalten Nachlässigkeit, welche Paulow vernichtete und aus allen seinen Himmeln in den Staub hinabstürzte. „Ich liebe Rasumowski und ihn allein."

„Und ich", stöhnte Paulow, „was bin ich Dir dann?"

s", lachte Elisabeth, „oder doch sehr wenig, ave meiner Laune, ein Spielzeug."

„Ein Spielzeug", wiederholte Paulow, bis in die ppen bleich, auf den Boden hinstarrend.

„Nun, was hast Du", rief Elisabeth nach einer kleinen Pause, „Du wirst langweilig, hörst Du?"

„Was soll ich —"

„Mir die Zeit vertreiben."

„Dazu bin ich Ihnen also gut genug", murmelte Paulow.

„Heute noch, morgen vielleicht nicht mehr", spottete Elisabeth. „Komm, ich erlaube Dir mich zu küssen."

Paulow sprang auf und schloß das schöne launenhafte Weib heftig in seine Arme.

Nicht so", sagte sie, „ein Spielzeug muß immer recht artig und recht gehorsam sein, und nie mehr thun als man von ihm verlangt." Dann hieß sie ihn niederknien und begann ihn zu streicheln und zu küssen, etwa so wie man ein schmollendes Kind begütigt.

Als Paulow die Czaarin verließ, umspielte nicht wie sonst ein heiteres Lächeln seine Lippen, seine Augen loderten unheimlich unter der breiten Hutkrämpe, die er tief in die Stirne gedrückt hatte und seine Hände

ballten sich krampfhaft in den Falten des M
er fest um sich zusammen zog. Er schlug
auch einen ganz anderen Weg ein, nicht jenen
Kaserne der Semenow'schen Garde, sondern b
rasch gegen Wassiliwstrow ab. Anfangs eilte er wie
ein von der Gerechtigkeit verfolgter Verbrecher dahin,
bald wurden jedoch seine Schritte langsamer und fester
und als er vor einem kleinen grauen Hause mit vor-
springenden Säulen stehen blieb und die Klingel zog,
war sein Gesicht wieder vollkommen ruhig und hatte
seine gesunde frische Farbe wieder. Er hatte offenbar
einen Entschluß gefaßt, der ihn befriedigte. Ein wohl-
bekannter alter Diener öffnete. „Heiliger Nicolaus,
welche Seltenheit," murmelte dieser, „Herr Paulow, die
Gnädige wird sich sehr freuen."

„Sind die Anderen da?" fragte der Günstling der
Czaarin, während der Alte ihm die Treppe hinauf-
leuchtete.

„Ja, sie sind da", sagte der Diener. „Heilige Mut-
ter, welche Freude, welche Freude."

In dem Augenblicke, wo Paulow die Thürklinke
in der Hand hatte, rauschte ein Reifrock auf der Flur
und eine kleine hübsche Frau von etwa dreißig Jahren,
ein Licht in der Hand, ergriff seinen Arm. Welch'
ein seltener Besuch", sagte sie höhnisch, „wollen sich der

ein wenig da hinein bemühen.“ Sie öffnete die Thüre ihres Schlafgemachs.

„Nur keine Scene Madame, wenn ich bitten darf“, armelte Paulow.

„O! keinerlei Scene,“ entgegnete die Hausfrau, „nur einige Worte im Vertrauen.“ Sie zog den Widerstrebenden in das Zimmer.

„Du bist ein Schurke, Paulow, weißt du das?“

„Womit hätte ich diese Bezeichnung verdient?“ sagte Paulow kalt. „Mäßigen Sie sich, Frau Grünstein.“

„Ich mich mäßigen“ schrie die auf das Höchste erregte kleine Frau auf, „habe ich Dich nicht treu und innig geliebt, Dir alles geopfert, Du Elender, und Du, Du läßt mich so schmachvoll im Stiche um sich dieser Elisabeth hinzugeben!“ Am ganzen Leibe zitternd, ergriff sie den Verräther an seinen Haaren, daß weiße Wolken Puders aus demselben aufstiegen und gab ihm rasch zwei derbe Ohrfeigen.

„Madame!“ stammelte Paulow.

Die arme eifersüchtige Frau warf sich auf ihr Bett und begann laut zu schluchzen.

„Ich bin gekommen, um alles wieder gut zu machen“, sagte Paulow, „aber Ihr Benehmen macht es mir unmöglich.“

„Verlaß mich auf der Stelle", schrie F. Grünstein, „ich will Dich nicht mehr sehen, aber D. Du sollst dafür noch von mir hören, Du Elender! L Schuft!"

Paulow verließ mit einem spöttischen Achselzucken die weinende Schöne und ging durch ein paar Zimmer bis zu jeneem wo sich von Zeit zu Zeit, wie er wußte, seine Kameraden und andere Unzufriedene versammelten, um ihre Pläne zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung zu besprechen. Er öffnete hastig die Thüre und rief: „Da bin ich, Kameraden und gute Freunde, ganz der Euere."

„Paulow! — Da ist er. — Er ist kein Verräther", rief es durcheinander.

„Ich habe meine Rolle so gut gespielt", fuhr Paulow fort, „daß die Kaiserin mir ihr volles Vertrauen geschenkt hat. Ich habe zu jeder Stunde Zutritt bei ihr. Nun gilt es einen kühnen Entschluß, nichts weiter, und wir machen uns zu Herren des Reiches."

„Frau von Grünstein", rief einer aus dem Kreise, „wo ist sie denn? Paulow ist da, Frau Grünstein!"

„Laßt sie sich ausweinen" lächelte Paulow, „sie ist ein wenig böse auf mich."

Die Kameraden lachten. „Nun morgen ist das

„ut", rief ein Lieutenant von der Linie, „Weiber-
n haben ja nichts zu bedeuten."

„Ebensowenig als Weibergunst", murmelte Paulow. „Ein Spielzeug! Nun sie soll erfahren, daß es auch gefährliches Spielzeug giebt."

Elftes Kapitel.

Die Liebesnacht einer Despotin.

Es war Abend, Elisabeth, der weibliche Sultan Rußlands hatte die Sorgen der Regierung und die für die gefallsüchtige Frau noch ernsteren der Toilette hinter sich, sie hatte sich zum sechsten Male aus- und angekleidet und erwartete Paulow, der heute seltsamer Weise auf sich warten ließ. Die Despotin begann ungeduldig zu werden, sie hieß ihre Favorite, die Gräfin Suwalow, welche ihr einen französischen Roman vorlas, das Buch zuklappen und riß an der Klingel. Eine ihrer Hofdamen erschien und erhielt den Auftrag, Rasumowski in ihr Boudoir zu berufen.

„Laß mich allein mit ihm Lidwina", sprach die Kaiserin, als aber die Gräfin Miene machte sich zu

.en, hielt sie dieselbe mit der Frage zurück „wie ällt Dir meine Toilette?“

„O! Majestät sind immer ebenso reich als geschmackvoll gekleidet“, gab die Schmeichlerin zur Antwort.

„Ich will aber heute berückend, sinnverwirrend aussehen, verstehst Du?“ sagte Elisabeth.

„Um diese Wirkung auszuüben“, entgegnete die Gräfin, „bedürfen Sie keiner Toilette!“

„Wirklich?“

Die Czaarin trat vor den Spiegel. „Nun, ich bin mit mir zufrieden, Du kannst gehen, meine Liebe.“

Die Favorite entfernte sich. Als wenige Augenblicke später Rasumowski in das kleine, mit Wohlgeruch erfüllte, und mit orientalischem Luxus eingerichtete Gemach trat, ruhte Elisabeth auf den schwellenden Polstern eines türkischen mit weißem Atlas überzogenen Divans und stützte sich kokett auf den einen entblößten Arm, während unter dem Saum ihrer Robe ihr kleiner Fuß in dem mit Hermelin verbrämten rothen Sammetpantoffel sichtbar wurde. Wie sie jetzt da lag in ihrer nachlässigen Majestät, die herrlichen Formen weder durch Fischbein noch Reifrock entstellt, über dem fließenden Glanz des weißen Atlasgewandes in einen langen faltenreichen Schlafpelz von kirschrothem Sammet

geschmiegt, welcher mit kaiserlichem Hermelin r
derisch ausgeschlagen und gefüttert war, und ihre
derbaren Augen unter dem weißgepuderten Haare n
leuchtender und ausdrucksvoller erschienen, war sie in
der That das schönste Weib, das nur die Phantasie
ersinnen kann.

„Ich erwarte Paulow", sagte sie mit unbarmherziger Gleichgültigkeit, „bis er kommt, erlaube ich Dir, mir die Zeit zu vertreiben."

„Wie soll ich dies, was befiehlt meine gnädige Herrin?" erwiderte Rasumowski, dessen Wesen nicht die geringste Veränderung zeigte.

„Erzähle mir von Dir."

„Wie sollte das meine Kaiserin unterhalten?"

„Du hörst, daß ich es verlange."

„Aber es ist durchaus nicht ergötzlich", gab Rasumowski leise zur Antwort.

„Du leidest also", rief Elisabeth, sich lebhaft aufrichtend, „es quält Dich doch, daß ich meine Gunst noch Anderen außer Dir schenke. Gesteh' es mir, gesteh' es offen, es würde mich freuen. Leidest Du? Sag es mir."

In demselben Augenblicke ließ sich deutlich an der Wand ein leises Klopfen hören.

„Still", sagte die Czaarin, „das ist Paulow,

allein. Morgen sollst Du mir dann von den ..en der Eifersucht erzählen, die Dich peinigen, es ..d mir Spaß machen. Und dies auf den Weg, Du stolzer Philosoph: Paulow ist der schönste Mann in meinem Reiche und ich bin sterblich in ihn verliebt. Doch was blickst Du so finster, so traurig, ich will Dir nicht zu wehe thun, Alexis —" Die schöne Frau sprang auf und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ich habe bis heute geschwiegen, weil ich fürchtete, Du könntest für Neid und Mißgunst halten, was nur der Kummer eines Dir bis in den Tod ergebenen Herzens ist", sprach der treue Mann ernst, „ich zittere für Dich, für Deine Krone, ja für Dein Leben, Du vertraust Dich Männern an, wie diesem Paulow, die Du nicht kennst, die vielleicht Arges im Sinne haben."

„Aus Dir spricht die Eifersucht", lachte die Czaarin.

„Nein, bei Gott nein", flüsterte Rasumowski, „aber ist es in unserer Zeit so unmöglich, daß sich der beglückte Anbeter von heute, morgen in ein Werkzeug der Unzufriedenen, ja in einen Mörder verwandelt? Denke an die Moskauer Verschwörung."

„Ich danke Dir Alexis", sagte Elisabeth, ihm die Hand reichend, „aber diesmal siehst du viel zu düster. Dieser Paulow ist unschuldig wie ein Lamm."

Es klopfte wieder.

„Geh' jetzt, geh!"

„Ich beschwöre Dich, sei vorsichtig," flehte Rajamowski noch einmal, dann verließ er das Boudoir und Elisabeth drückte an dem Knopfe der geheimen Thüre, um Paulow einzulassen.

„So spät?" sagte sie zu dem Eintretenden.

Paulow wollte sich entschuldigen.

„Kein Wort", unterbrach ihn die Despotin, „wir wollen uns die schönen Stunden, welche uns geschenkt sind, nicht durch Streit verbittern, sondern sie heiter genießen, dann aber sollst Du deine Strafe bekommen."

„So streng!"

„Verdienst Du nicht eine Züchtigung?"

„Ich kann es nicht läugnen."

„Also! Auf frischer That ertappt, dazu noch das eigene Geständniß" scherzte die reizende Frau, „was bedarf es noch mehr, um das Urtheil zu fällen."

„Welche Strafe verhängt also mein Richter über mich?" fragte Paulow, nachdem er Hut und Mantel abgelegt.

„Wir wollen erst sehen, wie weit Du Gnade verdienst", sagte Elisabeth.

„Womit soll ich mich ihrer würdig zeigen", rief Paulow.

…ndem Du mich mehr als je liebst und mich …irst."

„Ich will es versuchen", entgegnete Paulow und zog das schöne wollustathmende Weib auf die Polster des Divans.

„Wie kühn heute", spottete Elisabeth „mein Spielzeug wird übermüthig, wie es scheint." Paulow biß sich in die Lippen. „Ich vergaß, daß ich nur Ihr Spielzeug bin, Majestät", stammelte er.

„Willst Du mir trotzen? Sieh einmal" rief die Despotin. „Jetzt befehle ich Dir, Dich wie ein Liebhaber zu benehmen und zwar wie ein sehr galanter und sehr feuriger Liebhaber. Allons!"

Paulow ließ sich auf ein Knie vor der Monarchin nieder und strich mit der Hand über das schimmernde Pelzwerk, das schwellend ihre göttliche Brust bedeckte. „Wie schön Sie heute sind, Majestät."

„Ich befehle Dir, zu mir Du zu sagen", unterbrach ihn die Czaarin.

„So schön wie heute, hab' ich Dich noch nicht gesehen, Du Grausame", fuhr Paulow zärtlich fort. „Du hast Dich offenbar so bezaubernd geschmückt, um mich vollkommen wahnsinnig zu machen und dann noch unbarmherziger gleich einem Spielzeug unter Deine Füße zu treten."

„Vielleicht."

Paulow heftete einen langen seltsamen B. die schöne Despotin, welche seine Gedanken zu rathen glaubte. „Du sagst Dir, daß ich herzlos bin fuhr sie fort, „wenn ich es bin, hat nur das heuchlerische, lügnerische Geschlecht der Männer von heute mich dazu gemacht. Euresgleichen verdient kein Herz, keine Treue noch Hingebung, nur Spott und Fußtritte."

„Glaubst Du?"

„Willst Du etwa besser sein als die Andern?"

„Meine Liebe zu Dir hat keine Grenzen", schwor Paulow, sie umschlingend.

„Komm also, und beweise es mir", rief Elisabeth mit einem frivolen Lachen. Sie erhob sich und schritt voran in ihr Schlafgemach, das nur von einer kleinen rothen Ampel, die von der Decke herabhing, matt erhellt war. Auf einer erhöhten Bühne, zu der mit Teppichen bedeckte Stufen emporführten, stand das orientalisch prächtige Lager der wollüstigen Despotin. Vier zottige Faunen mit hämisch lächelnden Bocksköpfen trugen auf ihren Schultern das Bett und vier zugleich schöne nur mit Pantherfellen bekleidete Bacchantinnen, deren kräftige Arme den Himmel zu tragen schienen, während ein scheinbar in der Luft schwebender kleiner Amor die Falten oben zusammenzog. Die Czaarin warf

…chtigen Schlafpelz ab. In demselben Augen…
…ob sie Paulow, von höchster Leidenschaft ergrif…
…, auf seine Arme und trug sie die Stufen empor. Noch nie war er so zärtlich, so stürmisch gewesen wie heute, aber die schöne Despotin mußte sich seltsamer Weise bei seinen wahnsinnigen Küssen doch immer der warnenden Worte des treuen Rasumowski erinnern, und wie sie empor blickte, zu dem kleinen schalkhaften Liebesgott, schien ihr sein goldener Liebespfeil plötzlich ein blitzender Dolch, der über ihr schwebte.

Wenn es ein Mörder war, an dessen Brust sie ruhte? Dieser furchtbare Gedanke faßte sie plötzlich mit dämonischer Gewalt und sie begann am ganzen Leibe zu beben.

„Was hast Du Geliebte?“ fragte Paulow.

„Nichts, nichts.“

„Seltsam. Du zitterst, hat Dich etwas erschreckt?“ fuhr der erstaunte Günstling fort.

„Mich schreckt nichts“, entgegnete die Czaarin, welche sich rasch gefaßt hatte, „wenn hier Jemand Ursache hat Furcht zu empfinden, so bist Du es.“

„Ich? Erkläre mir doch“, sagte Paulow.

Elisabeth richtete sich hoch auf und blickte ihm forschend in das Auge, er schüttelte den Kopf und lächelte, er verstand ihr sonderbares Betragen nicht.

„Liebst Du mich nicht mehr", flüsterte
„dann wäre es allerdings an mir zu zittern.

„Wovor?"

„Vor dem Gedanken Dich zu verlieren, dem
wäre mir unmöglich, nachdem ich vor Dir Gnade ge
funden, ohne Dich nur noch zu leben."

„Du kannst Dich beruhigen", sprach die Despotin und schlang die vollen Arme um seinen Nacken, um ihn hastig zu küssen.

„Du liebst mich also?"

„Ja, aber deshalb entgehst Du doch der Strafe nicht, die Du verdient hast, Du nachlässiger Anbeter."

„Nun, so strafe mich."

„Kannst Du es nicht erwarten?" spottete die Czaarin.

„Von Deiner Hand gestraft zu werden, bietet mehr Genuß, als von einer anderen Frau erhört zu werden", murmelte Paulow von Leidenschaft berauscht.

„Meinst Du?

In demselben Augenblicke klopfte es heftig an die Thüre.

„Was soll es? Wer ist da? fragte die Czaarin ärgerlich.

„Majestät, machen Sie auf, Nachrichten von der höchsten Wichtigkeit", rief eine wohlbekannte Stimme.

annte die Gräfin Suwalow. Sie erhob
ete ihr Haar und befahl ihrem Günstling ihr
chlafpelz zu reichen, in den sie mit verdrieß-
er Langsamkeit schlüpfte. „Erwarte mich", sagte sie
ann und schritt hinaus in das Boudoir.

Paulow hörte die beiden Frauen leise zusammen sprechen, dann entfernte sich die Gräfin und die Czaarin kehrte zu ihm zurück.

„Nun meine Strafe", begann er herausfordernd.

Die schöne Despotin sah ihn an und stieß dann ein kurzes gellendes Lachen aus. „Welche Ungeduld. Hast Du so wenig Ursache, Paulow, meine Rache zu fürchten? Was wirst Du sagen, wenn ich grausamer mit Dir verfahre, als Du es erwartest?"

„Ich wiederhole Dir, daß deine Grausamkeit für mich Genuß sein wird, „erwiderte Paulow sie umschlingend.

„O, dieser Genuß soll Dir werden!" sagte Elisabeth rasch. „Komm, komm her zu mir!" Sie machte rasch die seidene Schnur los, mit der ihr Schlafpelz gegürtet war.

„Was willst Du?" fragte Paulow mit neugierigem Erstaunen.

„Dir die Hände binden," entgegnete Elisabeth.

„Zu welchem Zweck?"

„Damit Du Dich nicht wehren kannst, wenn ich Dir das Vergnügen mache Dich zu strafen."

Paulow hielt lachend beide Hände hin.

„Nicht so", sagte Elisabeth, zugleich trat sie hinter ihn und band ihm die Hände auf den Rücken.

„Kannst Du Dich noch rühren?" fragte sie.

„Ebenso wenig als einer, der in den Händen seines Henkers ist", sprach Paulow.

„Du bist auch in den Händen deines Henkers", sagte die Czaarin mit fester Stimme.

„Wirst Du so grausam sein?"

„So grausam wie Du es verdienst, Elender", rief das schöne Weib, das in seinem rothsammtenen Hermelinpelz in gebieterischer Strenge vor ihm stand, nicht mehr die wollüstige Geliebte, ganz nur die majestätische Richterin, die erbarmungslose Despotin.

„Was bedeutet das?" murmelte Paulow erschreckt.

„Siehst Du, jetzt ist das Zittern an Dir" fuhr die Czaarin mit grausamen Hohne fort, „Verräther, Mörder! „und ganz wie ihr großer Vater in ähnlicher Lage den Verschworenen that, schug sie ihn mit der geballten Faust in's Gesicht und riß ihn dann an den Haaren zu Boden, um ihn mit Füßen zu treten.

Zugleich trat die Gräfin Suwalow von Grenadieren der Garde gefolgt in das Gemach.

„Bekenne deine Schuld", rief die Czarin Paulow zu, der von Todesangst entstellt vor ihr auf den Knieen lag.

„Ich habe nichts zu bekennen", murmelte er.

„Du lügst", sprach die schöne Despotin mit eisiger Ruhe, „hier steht deine Anklägerin."

Paulow erblickte jetzt erst seine verrathene Geliebte, Frau von Grünstein, welche aus der Mitte der Soldaten vortrat und ihn mit einem höhnischen Blicke maß.

„Siehst Du ein, daß wir Beweise haben, daß dein Läugnen Dich nicht rettet", fuhr die Czaarin fort, „Du hast dich mit anderen Unzufriedenen gegen mich verschworen und es auf Dich genommen, mich zu ermorden."

„Die schändliche Verläumdung eines eifersüchtigen Weibes", stöhnte Paulow.

„Meinst Du", erwiderte Elisabeth mit einem kalten Lächeln, das Paulow schaudern machte. „Nun wir wollen sehen. Man soll ihn auf der Stelle foltern und so lange ohne Nachsicht, bis er gesteht."

„Barmherzigkeit!" schrie Paulow.

„Was fällt Dir ein, denke bei den Folterqualen, daß ich es bin, die sie über Dich verhängt hat, und Du wirst das höchste Vergnügen empfinden", spottete

die schöne Despotin, indem sie ihre heftig wogende Brust mit dem prächtigen Hermelinpelz verhüllte.

„Gnade! Barmherzigkeit!“ wimmerte Paulow.

„Fort mit ihm“, befahl Elisabeth, „und sagt dem Henker, er soll an diesem seltenen Vogel sein Bestes thun.“

Eine Stunde später empfing die Czaarin die Nachricht, daß Paulow auf der Folter Alles gestanden habe. Sie verfügte, daß er nicht vor die gewöhnlichen Gerichte gestellt, sondern, wie sie es bei Verschworenen zu thun liebte, im Geheimen bestraft werden sollte. Die kaiserliche Geliebte übernahm es selbst, sein Richter und sein Henker zu sein.

Zwölftes Kapitel.

Ein tugendhafter Günstling.

Das Urtheil, welches die Kaiserin über ihren ehemaligen Anbeter, den Verschwörer Paulow fällte, lautete wörtlich: „Paulow ist mit der Knute ohne alle Gnade zu züchtigen und zuletzt an beiden Schläfen zu brandmarken; außerdem soll ihm die Nase aufgeschlitzt und die verrätherische Zunge abgeschnitten werden. Dieses Urtheil ist im Geheimen, im Hofe der Citadelle zu vollziehen und zwar um zwölf Uhr Mittags, da ich der Execution beiwohnen und durch das frühe Aufstehen nicht in meiner Bequemlichkeit gestört sein will." „Elisabeth."

An dem nächsten schönen, sonnenhellen Tage wurde die Vollziehung des grausamen Urtheils anbefohlen. Die Czaarin erschien pünktlich um die Mittags-

stunde in der Citadelle. Leicht und graziös, ein liebliches Lächeln um die Lippen als gelte es an irgend einer der heitern russischen Wintervergnügungen theilzunehmen, sprang die schöne Frau aus dem Schlitten und schritt, in der langen grauen Sammetschleppe und dem grünsammtenen Zobelpelz doppelt majestätisch, eine Kosakenmütze von demselben Pelzwerk auf dem Haupte, in den Hof der Citadelle. Die Gräfin Suwalow und zwei Kammerherren begleiteten sie.

Der Henker war mit seinen Knechten bereits an Ort und Stelle und erwartete mit sichtlichem Vergnügen sein vornehmes Opfer.

Die Czaarin winkte ihm näher zu treten.

Er kam, die Hände auf der Brust gekreuzt, demüthig wie ein Hund, der Schläge fürchtet, auf drei Schritte heran und warf sich vor der Mächtigen auf das Knie nieder.

„Ich will, daß dieser Paulow unter der Knute stirbt, verstehst Du", sagte die Czaarin, „ich höre, daß Du die Geschicklichkeit besitzt den Deliquenten bei dem sovielten Streiche zu tödten als es Dir beliebt, ist dies richtig?"

„So ist es Mütterchen, Elisabetha Petrowna", sagte der Henker, „ich kann ihn, wenn ich will, mit

dem zehnten Streiche tödten, aber sobald es mir gefällt auch erst mit dem hundertsten.

„Gut. Ich will also daß dieser Elende stirbt, aber erst wenn er zweihundert Hiebe empfangen hat. Martere mir ihn recht und Du sollst kaiserlich belohnt werden."

„Ich werde mir alle Mühe geben Deinen Beifall zu verdienen", entgegnete der Henker mit einem freundlichen Grinsen, „aber da kommt unser Mann."

Paulow trat, von Grenadieren mit aufgepflanzten Bajonetten escortirt, in den Hof. Er trug die Uniform der Garde, schwere Ketten an Füßen und Händen, sein Gesicht war leichenfahl und von Todesangst entstellt. Als er die Czaarin erblickte, begann er am ganzen Leibe zu zittern, während sie ihn mit Verachtung maß.

Ein Mitglied des Justizhofes verlas das Urtheil. Als der Unglückliche es vernommen hatte, warf er sich auf die Kniee nieder, daß die Ketten schauerlich rasselten und schrie aus voller Brust: Gnade! Gnade!

Elisabeth begnügte sich den Kopf zu schütteln. Der Henker und seine Knechte ergriffen nun Paulow, rissen ihm Kleider und Hemd bis auf das Beinkleid herunter, nahmen ihm die Ketten ab und banden ihm Hände und Füße. Dann lud ihn einer der Henkers-

knechte auf seinen Rücken, der Scharfrichter zog rasch eine Schnur um ihn und band ihn so auf seinem lebendigen Marterpfahl fest, während zwei andere seiner Knechte Paulow bei den Beinen hielten, so daß er unfähig war sich zu regen.

„Gospodi pomiluj" (Herr erbarme dich) seufzte Paulow. Der Henker stellte sich vier Schritte hinter ihn, dann trat er zwei Schritte vor und schwang die furchtbare Knute. Jeder Streich riß ein Stück Fleisch aus, aber der unglückliche Liebhaber der Czaarin gab keinen Laut von sich, obwohl sein Blut in Strömen floß; erst beim zwanzigsten Hiebe schrie er auf, es war ein entsetzlicher gellender Schrei, der alle Anwesenden schauern machte, nur den Henker nicht, welcher der Despotin zulächelte und von ihr mit einem beifälligen Kopfnicken ermuntert wurde.

„Gnade! Gnade! Um Gotteswillen! Erbarmen!" schrie Paulow.

Elisabeth trat näher, so daß sie in sein von Schmerz und Todesangst verzerrtes Gesicht blicken konnte und betrachtete ihn mit grausamer Freude.

„Erbarmen, Elisabeth!" stöhnte der Elende. „Kein Erbarmen", erwiderte das schöne Weib höhnisch „Du wirst unter der Knute sterben, mein Theurer."

Bald konnte Paulow, von den fürchterlichen

Schmerzen gelähmt nur noch, gleich einem Wahnsinnigen lallen und seufzen. Als er etwa hundert Hiebe empfangen, schien er todt. Die Czaarin sah den Henker vorwurfsvoll an.

„O, er lebt noch", beeilte sich dieser zu sagen und setzte seine entsetzliche Arbeit fort.

Seine Hiebe schienen nur noch eine fühllose todte Masse zu treffen.

Nachdem Paulow mehr als zweihundert Hiebe erhalten, wurde er losgebunden und fiel wie ein Stück Holz zur Erde.

„Lebt er noch?" fragte Elisabeth, deren Grausamkeit noch immer nicht gesättigt war.

„Gewiß" erwiderte der Henker, „er spaßt nur so mit uns." Zugleich riß er ihn bei den Haaren empor und einer seiner Knechte brandmarkte ihn auf beiden Schläfen.

Noch immer gab der Unglückliche kein Lebenszeichen von sich, als aber der Henker ihm mit einer glühenden Zange die Nasenlöcher aufriß, schlug er die Augen auf und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Jetzt schnell, reiß ihm die Zunge aus", rief Elisabeth, „so lange er noch bei sich ist." Der Henker gehorchte mit vergnügter Bereitwilligkeit.

Noch einmal schrie Paulow auf in dem Augenblick

als die glühende Zange seine Zunge ergriff, dann sank er leblos zusammen. Der Henker legte das Ohr an sein Herz.

„Jetzt ist er todt", sagte er nach einer Weile mit sichtlichem Vergnügen, „ich hoffe, Du bist zufrieden, Mütterchen."

Die Czaarin ließ ihm eine Rolle Goldstücke einhändigen und verließ dann die grauenvolle Stätte, um ein heiteres Lied summend in ihren Schlitten zu steigen.

In ihrem Palaste angelangt, beschied sie Alexis Rasumowski zu sich. „Nun kannst Du ruhig sein", rief sie ihm entgegen, „Dein Nebenbuhler Paulow hat eben unter der Knute des Henkers seine verrätherische Seele ausgehaucht."

Der Günstling blieb stumm.

„Ich muß Dir nochmals danken", fuhr Elisabeth fort, „Du warst der Erste, der mich vor diesem Elenden gewarnt hat, o! wär ich nur immer fähig Deinen Rathschlägen zu folgen, aber ein Jeder sagt mir etwas anderes, wie soll ich da nicht irre werden?"

„Folge immer Deinem Gewissen —" sagte Rasumowski.

Die Czaarin sah ihren Sklaven erstaunt an, das Wort war offenbar nicht nach ihrem Geschmack.

„Wärst Du nur im Stande Dich dem verderblichen Einflusse dieses Franzosen zu entziehen!“, sprach Rasumowski nach einer Pause, „der uns alle verräth und verkauft.“

„Ich bin sehr böse auf Lestocq“, fuhr die Czaarin zornig auf, „er hat mir diesen Paulow gebracht, mich beinahe an das Messer geliefert.“

„Wie lange wird es dauern“, sagte Rasumowski, „und Dein Unwille gegen ihn verwandelt sich wieder in Liebe und Vertrauen.“

„Hätte ich nur einen Anlaß ihm zu Leibe zu gehen“, rief Elisabeth, „Du würdest mich kennen lernen.“

„Lestocq läßt es nie an solchen Anlässen fehlen.“

„Wie?“

„Wenn nichts anderes, würde schon sein Verhältniß zu dem Fräulein von Mengden genügen, ihn für Deine Ungnade reif zu machen“, sagte Rasumowski.

„Was ist damit?“

„Jedermann weiß, daß diese Dame, Dein Hoffräulein, seine Maitresse ist“, entgegnete Rasumowski, „es ist an und für sich traurig genug, wenn das Volk weiß, welche Sittenlosigkeit bei den Großen Deines Reiches und an Deinem Hofe herrscht, aber wenn man sein Laster noch dazu frech und herausfordernd zur Schau trägt, wie dieser Lestocq, wenn man mit seinen

Verirrungen öffentlich Staat macht, und Du durch Deine Nachsicht dies stillschweigend zu billigen scheinst, dann darfst Du nicht erstaunen, wenn die Achtung vor der Würde der Monarchin täglich mehr sinkt, alle Bande der Ordnung gelöst erscheinen und jeder Tag neue Verschwörungen zum Umsturze der Regierung, neue Complotte gegen Dein Leben bringt."

„Du findest also jedes solches Verhältniß strafbar —" fragte die Czaarin überrascht.

„Wozu wäre die Ehe eingeführt und geheiligt, wenn jenes erlaubt wäre?" warf der tugendhafte Günstling ein.

„Du tadelst also auch mein Leben?" sagte Elisabeth rasch, die Brauen finster zusammenziehend.

„Ja", sagte ihr Sklave unerschrocken.

„Auch ich trage meine Laster zur Schau, nicht?" rief Elisabeth immer erregter.

Rasumowski blieb die Antwort schuldig.

„Sprich", gebot die Kaiserin mit dem Fuße stampfend, „ich will Deine geheimsten Gedanken über mich kennen lernen; verstehst Du!"

„Ich glaube, daß es besser für Dich und Dein gutes Volk wäre", sprach Rasumowski, „wenn Du Dich vermählen würdest."

„Mit Dir etwa?" lachte die Czaarin. „Aus Dir

spricht die Eifersucht, Alexis, das macht mir Spaß, o! Du bist sehr ergötzlich."

„Wie dürfte es Dein Sklave wagen, auf Dich eifersüchtig zu sein", fuhr Rasumowski mit tiefem Ernste fort, „oder daran zu denken, daß Du ihm Deine Hand reichst. Ich bin nicht wahnsinnig, sondern ich sehe im Gegentheil klarer, als Alle die um Dich sind. Deine Würde als Monarchin sowie die Staatsklugheit verlangen, daß Du Dir und Deiner Laune Fesseln auferlegst."

„Ich soll Dir treu sein, willst Du sagen", spottete die Czaarin. „Ja, Ja! Du bist eifersüchtig, Alexis, und predigst mir aus Eifersucht, Moral. Ich habe es längst bemerkt, daß Du seit einiger Zeit, ja seit der Rückkehr Subin's verändert bist; eine gewisse Traurigkeit verschleiert Dein sonst so heiteres, nur Glück und Frohsinn strahlendes Auge. Ich habe Dir weh gethan, nur weil ich Dich zu sehr liebe und mich durch die Eifersucht Deiner Treue versichern wollte. Vergieb mir."

„Ich habe Dir nichts zu vergeben, Herrin", sprach Rasumowski, „nicht die Gunst, die Du Subin und Paulow erwiesen, hat mich so tief gekränkt, mich drückt nur mein eigenes Verhältniß zu Dir nieder."

Elisabeth schien einen Augenblick sprachlos vor

Erstaunen. Eine solche Sprache hatte sie noch nicht gehört. „Wie", murmelte sie endlich, „Du beklagst Dich über Deine Stellung, Du liebst mich also nicht?"

„Wenn Du das Liebe nennst, was Deine Günstlinge für Dich fühlen oder was Du für sie empfindest", erwiderte Rasumowski, „dann liebe ich Dich nicht. Meine Liebe ist eine andere, ich bete Dich an wie eine Gottheit und deshalb möchte ich Dich auch gleich einer Gottheit erhaben über die Leidenschaft und Schwächen gewöhnlicher Menschen sehen."

„Du springst von dem Gegenstande ab", fiel Elisabeth ihm in das Wort, „Du hast Dein Verhältniß zu mir beklagt; da ich Dir Alles gegeben habe, was nur ein Weib und eine Herrscherin dem Manne ihres Herzens geben kann, nur meine Hand nicht, so strebst Du offenbar nach dieser, Undankbarer, Dein Ehrgeiz ist noch nicht gesättigt, Du willst die Krone Rußlands tragen, Bauernsohn."

„O! wie wenig verstehst Du mich", sprach jetzt Rasumowski mit einem traurigen Lächeln, „nicht der Ehrgeiz, das Gewissen spricht aus mir. Es schmerzt mich, daß Dein Leben dem Volke Aergerniß giebt und daß auch ich beitragen soll, die Achtung, die die Welt für Dich hegt, zu verringern, und mein Gefühl sträubt sich dagegen, nichts weiter zu sein als der Sklave Deiner

Laune, Dein Spielzeug. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich mich öffentlich an Deiner Seite zeigen muß und die Leute mit Fingern auf mich zeigen: Seht! das ist Rasumowski, der vom armen Leibeigenen sich emporschwang bis auf die Stufen des Thrones, weil er Gnade fand vor den Augen der Carewna, und uns jetzt gleich allen anderen Günstlingen beraubt und verkauft. Aber ich würde diese Schmach ruhig ertragen, ruhig die Flüche meiner Landsleute, wenn ich mir nicht selbst sagen müßte: Du bist ein Elender! O! diese Stimme, die in mir so laut spricht und immer lauter, die mich anklagt und verdammt, diese Stimme ist es, die mich trostlos, die mich schamroth macht. Gieb Deine Ehrenstellen, Deine Orden, Deine Reichthümer, Jenen die darnach geizen, mir aber gieb die Ruhe meines Gewissens, die Reinheit meines Herzens wieder. Entlasse mich, sage mir, daß ich fortziehen darf, zurück in meine Heimat, in mein armes Dörfchen in der Ukraine, und ich will Dir dankbar sein wie keiner von Jenen, die Du aus der Niedrigkeit zu den höchsten Ehren und Würden erhoben, und Dein Angedenken segnen bis zum letzten meiner Tage." Rasumowski war vor der Kaiserin niedergesunken und barg, ihre Kniee umfassend, sein Antlitz in den schimmernden Wellen ihrer Sammetrobe.

„Alexis", stammelte Elisabeth die Augen voll Thränen, „Du willst mich verlassen? Ach, ich bin ja nicht mehr im Stande, ohne Dich zu sein."

Einige Zeit schwiegen Beide. Die mächtige Frau weinte leise auf ihren Sklaven hinab.

„Willst Du bei mir bleiben?" fuhr sie nach einiger Zeit fort. „Ich werde Alles thun, was Du verlangst, ich werde mich sogar mit Dir vermählen, wenn Du willst —"

„O! mein Gott!" rief Rasumowski außer sich vor Glückseligkeit.

„Möge die Welt mich verspotten, mich die Czaarentochter, die dem Bauernsohn, die Monarchin, die dem Sklaven ihre Hand reicht, wenn Du nur mein bist, Du, den ich mehr liebe als alles andere, mein Reich und meine Würde." Elisabeth beugte sich zu Rasumowski nieder und schloß sein Haupt zärtlich an ihre Brust.

„Nein, Elisabeth", sagte dieser mit dankbarer Begeisterung, „Dich soll Niemand deshalb schmähen, weil Du recht handelst und so wie es sein muß, um Dein Gewissen und das meine zu beruhigen. Wenn Du in Deiner unendlichen Gnade Dich herablassen willst, Deinen Sklaven zu Deinem Gemahl zu erheben, so soll es ganz im Geheimen geschehen. Die Welt braucht

nichts davon zu erfahren, wenn wir selbst nur es wissen, daß unser Bündniß kein unerlaubtes mehr ist, daß es Gott geheiligt hat durch seine Kirche, und dann — dann laß mich wieder nichts sein als Deinen treuesten Unterthan, den Schemmel Deiner Füße, Deinen Sklaven!"

Dreizehntes Kapitel.

Mariage de conscience.

Von dem Augenblicke an, wo sie Rasumowski versprochen hatte, das Band der Liebe, das sie mit ihm vereinte, durch die Kirche heiligen zu lassen, schien die Czaarin umgewandelt. Mit einem Male begann sie, die durch Schönheit und Neigungen eine Venus in Rococo, bisher nur dem Vergnügen gelebt hatte, ihrem Hofe in ihrer tyrannischen Weise Tugend zu lehren und machte mit Monsieur Lestocq den Anfang. Ahnungslos trat der intriguante Leibarzt, durch einen ausdrücklichen Befehl der Monarchin zu ihr beschieden, in ihr Cabinet und als er die finster zusammengezogenen Brauen und den strengen strafenden Blick bemerkte, mit dem ihn Elisabeth empfing, begriff er zwar, daß ihm ein Sturm bevorstehe, aber er hätte eher alles

andere erwartet als eine Moralpredigt über sein Verhältniß zu Fräulein von Mengden.

„Ich muß endlich einmal offen und ernstlich mit Ihnen über den Skandal sprechen, den Sie mit einem meiner Hoffräulein erregen", begann die Kaiserin. „Ich dulde nicht länger, daß man an meinem Hofe Sitte und Anstand so schamlos mit Füßen tritt."

Lestocq sperrte die Augen weit auf und fand vor Erstaunen keine Worte.

„Diese Verschwörungen, welche sich täglich erneuern, um meine Ruhe zu stören, meine Sicherheit zu gefährden", fuhr die Czaarin fort, „entspringen vor Allem aus dem Mangel an Achtung vor den herrschenden Kreisen. Das böse Beispiel, das an meinem Hofe und von den Würdenträgern meines Reiches gegeben wird, tödtet allmälig die sittlichen Gefühle des Volkes, welche allein im Stande sind, eine feste Grundlage für den Thron und den Staat zu bilden. Ich bin entschlossen, dieser Demoralisation ein Ende zu machen und nicht länger zu dulden, daß man in meiner Nähe Sitte und Anstand in dieser Weise verhöhnt."

„Aber Majestät, weshalb ereifern Sie sich gerade über mich", wendete Lestocq ein, „weshalb soll mit mir der Anfang gemacht werden?"

„Weil überhaupt ein Anfang gemacht werden muß —"

„Er läge wohl näher", widersprach der kleine kecke Franzose —

„O! ich weiß, was Sie sagen wollen, Lestocq", fiel Elisabeth ein, „Sie meinen, ich soll bei mir selbst beginnen, aber Ihre Mahnung kommt zu spät, ich bin längst entschlossen, den ersten Schritt zu thun, indem ich mich vermählen werde."

„Vermählen" — stieß Lestocq mühsam hervor, darauf war er nicht gefaßt gewesen. „Vermählen", wiederholte er noch einmal „und mit wem, Madame, wenn man fragen darf."

„Rathen Sie einmal Lestocq", sagte die Czaarin, sich an seiner Verwirrung weidend.

„Ich habe keine Ahnung."

„Sie waren doch sonst nicht so ungeschickt in solchen Dingen. Also?"

„Subin."

„Wie können Sie glauben."

„Doch nicht —" dem kleinen Franzosen stockte der Athem.

„Allerdings", nickte die Czaarin. Ich vermähle mich mit meinem Sklaven Alexis Rasumowski."

„Unwiderruflich?"

„Unwiderruflich."

Lestocq seufzte tief auf.

„Die Vermählung wird jedoch ganz im Geheimen stattfinden", fuhr die Czaarin fort.

„Also eine mariage de conscience", sagte Lestocq aufathmend.

„Ja wohl, und eben deshalb soll nicht davon gesprochen werden", erwiderte Elisabeth. „Sie sind der Erste, dem ich von meinem Entschlusse Mittheilung mache, sobald also etwas in die Welt dringt, weiß ich bestimmt, daß es ihre schwatzhafte französische Zunge war, die das Geheimniß verrathen und werde darnach zu handeln wissen."

„Kein Wort soll über meine Lippen kommen", beeilte sich Lestocq zu sagen.

„Nun sprechen wir aber von Ihnen, mein Lieber", sprach die Monarchin spöttisch. „Ich dulde diesen Skandal mit der Mengden nicht länger. Sie müssen sie auf der Stelle heirathen oder an ihren Vater nach Liefland zurückschicken."

„Muß ich mich entscheiden, Majestät?"

„Allerdings und zwar auf der Stelle."

„Nun, so heirathe ich die Kleine in Teufels wollte sagen, Gottes Namen", rief Lestocq.

„Binnen vierzehn Tagen muß Alles in Ordnung sein, Lestocq", entschied die Monarchin.

Der kleine Franzose verneigte sich stumm und verließ dann, durch eine kurze Handbewegung der Kaiserin entlassen, das Cabinet derselben.

Wenige Tage nach seiner Unterredung mit der Monarchin wurde er spät Abends zu ihr beschieden. Er fand in ihrem kleinen Empfangssaal seine Gegner Alexis Rasumowski und den Kammerherrn Woronzoff. Sie begrüßten sich kalt und förmlich und erwarteten schweigend das Erscheinen der Czaarin.

Endlich rauschte die Portiere und Elisabeth trat in einem einfachen schwarzen Sammetkleide ohne jedes Abzeichen ihrer Würde heraus. „Ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen, meine Herren", wendete sie sich zu Woronzoff und Lestocq, „mein Gewissen verlangt es, daß mein Bündniß mit Alexis Rasumowki nicht länger der kirchlichen Weihe entbehre, ich habe mich also entschlossen, mich im Geheimen mit diesem edelsten und treusten meiner Unterthanen zu vermählen und Sie Beide ausersehen, dabei als Zeugen zu erscheinen. Der Priester ist bereit. Ich lade Sie also ein mir zu folgen. Sie nahm den Arm Rasumowski's und schritt mit ihm voran, Lestocq und Woronzoff folgten.

In der kleinen Kapelle des Czaarenpalastes erwartete der Priester das seltene Paar, die Kaiserin, die ihren Sklaven zu ihrem Gemahle zu erheben im Begriffe war. Elisabeth trat mit Rasumowski vor den Altar, während die beiden Zeugen in einiger Entfernung stehen blieben. Als es zum Wechseln der Ringe kam, ließ sich Rasumowski vor der Monarchin auf ein Knie nieder und empfing so das Symbol der Liebe und Treue aus ihrer Hand. Nachdem die Ceremonie zu Ende war, kehrte die Czaarin ebenso wie sie gekommen war, an dem Arme ihres Sklaven, jetzt ihres Gemahls, in ihre Gemächer zurück und entließ hier Woronzoff und Lestocq mit der strengen Weisung, über das Vorgefallene gegen Jedermann zu schweigen. Dann hieß sie ihren Gemahl sie in ihrem Schlafgemach erwarten und verließ ihn, um Toilette zu machen. Es währte nicht lange und er hörte ihre Robe glückverheißend im Nebenzimmer rauschen, jetzt theilte sie langsam die Portiere und blickte, ein schalkhaftes Lächeln auf dem schönen Antlitz herein.

„Ich will Dich heute recht bezaubern", begann sie, „sonst ist es mit meiner Macht über Dich zu Ende. Die Kaiserin hat keine Gewalt mehr über Dich, Du bist jetzt mein Gemahl, was nach dem Worte Gottes so viel heißt als mein Herr, aber dafür soll das Weib

Dir sein süßes Joch auflegen, ein Joch, gegen das der tapferste Mann sich ebenso vergebens sträubt wie der muthloseste. Nun, wie gefalle ich Dir?" Sie trat jetzt erst ganz in das Zimmer und er sah mit Entzücken, daß sie genau so gekleidet war, wie an jenem Abende, wo sein Herz ihr zum ersten Male entgegenflammte, sie trug wie damals eine weiße Atlasschleppe und derselbe rothsammtene Schlafpelz lag mit seinem weichen schwellenden Hermelin um Nacken, Brust und Arme. Die Seligkeit, welche der treue Mann, ganz in den Anblick des geliebten Weibes versunken, empfand, war so unermeßlich, daß er keine Worte fand; er warf sich in stummer Anbetung vor seiner Gemahlin, seiner Herrin nieder und preßte seine Lippen auf ihren kleinen Fuß, der unter dem schimmernden Saum ihrer Atlasrobe hervorblickte.

„Bist Du jetzt zufrieden, Alexis?" fuhr Elisabeth fort. „Ist Dein Gewissen jetzt beruhigt, hast Du noch einen Wunsch?"

„Keinen", erwiderte er, „als den, daß Du auch Deinem Gatten eine gnädige Gebieterin bleibst, wie Du es immer Deinem Sklaven warst."

„Nun wollen wir aber recht fröhlich sein, Alexis", sagte die Czaarin, „und unsere Hochzeit feiern." Sie hob den Geliebten auf und küßte ihn mit leidenschaft-

licher Zärtlichkeit. Dann führte sie ihn in den kleinen Saal, in welchem ein Tisch nur für sie Beide gedeckt war und nahm mit ihrem Gemahl an demselben Platz.

Auf ein Glockenzeichen traten zwei Diener ein, welche ein ausgesuchtes Souper servirten. Die beiden Gatten aßen, tranken und unterhielten sich vortrefflich.

Nach dem Dessert bat Elisabeth ihren Gemahl, ihr einige seiner herrlichen kleinrussischen Lieder zu singen, welche sie so gern hörte. Er gehorchte mit Vergnügen, sie beeilte sich an dem kleinen Clavier, dessen Tasten mit Perlmutter ausgelegt waren, Platz zu nehmen und begleitete ihn. Dann sang auch sie eine der italienischen Arien, welche sie auswendig kannte und endlich ließ sie ihre schönen Hände müde in den Schooß herabsinken und sagte, indem sie den Geliebten durch die halbgeschlossenen Augenlider schläfrig anblinzelte: „Nun wollen wir zur Ruhe gehen."

Sie schritt voran in ihr Schlafgemach und Rasumowski folgte. Als sie sich auf einer Ottomane niedergelassen hatte, warf er sich vor ihr auf ein Knie nieder, um ihr die rothsammtenen Pantoffeln auszuziehen. „Wie galant für einen Ehemann", spottete Elisabeth, legte ihre vollen weichen Arme um den Nacken des theuren Mannes und blickte ihm lange in das Auge.

„Du hast mich erst gelehrt, was Liebe ist", flüsterte sie, „wahrhafte, echte und treue Liebe. Ich schäme mich beinahe, wenn ich jetzt zurückdenke, wie ich früher war, aber genug davon, Du hast mir meine Frauenwürde zurückgegeben, Du der ehemalige Leibeigene, der Bauernsohn. Dir verdanke ich, was alle die Großen meines Reiches und diese deutschen und französischen Ausländer, welche auf meine Russen mit Geringschätzung herabblicken, nicht zu Stande gebracht haben, trotz ihrer hohen Bildung, mit der sie gern uns gegenüber prahlen. Ein Volk, in welchem solche Herzen wie das Deine schlagen, besitzt, wenn es heute noch in den Wissenschaften und Künsten zurück ist, einen vortrefflichen Kern, den man auch in der rohen Schale achten muß, weil er uns in der Zukunft die herrlichsten Blüthen und Früchte verspricht. Die Geschichte wird einmal mit Bewunderung von dem armen kleinrussischen Bauer sprechen, den die mit entnervenden Wohlgerüchen geschwängerte Hofluft nicht im Stande war zu berauschen, der unter Hofschranzen, Schmeichlern, und Intriguanten stets nur das Wohl seiner Herrscherin und seines Vaterlandes im Auge hatte und seine Monarchin eine neue bessere Bahn führte; denn ich verspreche Dir, mein geliebter Mann, daß der heutige Tag ein Wendepunkt nicht allein in

meinem Leben, sondern in der Geschichte Rußlands werden soll. Fortan werde ich keinen Schritt mehr thun, ohne Dich um Rath zu fragen, denn Du bist viel klüger und vor Allem viel besser, viel edler als ich."

„Du beschämst mich", sagte Rasumowski leise.

„Im Gegentheil, Du darfst stolz sein", unterbrach ihn seine kaiserliche Gemahlin, „denn Du bist mein lebendiges Gewissen, mein guter Engel." Sie schloß ihn mit inniger Liebe in ihre Arme und bedeckte sein Antlitz mit Küssen, ein namenloses Glück ließ ihre Herzen voll und kräftig gegen einander schlagen, sie waren so zufrieden, so selig, als wenn nicht die Prachträume eines Palastes sie umgeben hätten, sondern die rauchigen Wände einer Bauernhütte.

Beide Gatten schienen seit jenem Tage in der That vollkommen verändert. Die Kaiserin zeigte in Allem einen Ernst, der ihr bisher fremd gewesen, während Rasumowski's Schwermuth einer edlen Heiterkeit gewichen war. Die Czaarin beschäftigte sich nun unerbittlich mit den Sitten oder eigentlich Unsitten an ihrem Hofe und verfolgte mit despotischer Strenge jede Aeußerung der Frivolität. Um ein eklatantes Exempel zu statuiren, wurde Monsieur Lestocq neuerdings befohlen, sich mit dem Hoffräulein von Mengden zu vermählen.

Der kleine Franzose fügte sich ohne weiteren Protest, aber er hatte nicht übel Lust dem Beispiele der Kaiserin zu folgen und die Trauungsceremonie im Geheimen vollziehen zu lassen, da er bei derselben nicht mit Unrecht eine komische Rolle zu spielen befürchtete. Aber die Monarchin gab sich damit nicht zufrieden. Sie wollte, daß die Vermählung ihres Vertrauten möglichst viel Aufsehen errege und befahl daher, daß dieselbe öffentlich und nur mit aller möglichen Feierlichkeit und Pracht vollzogen werde.

„Sobald eine Frau, die noch zum Ueberfluß unumschränkte Herrscherin ist, etwas will", sagte Lestocq seufzend, „bleibt nichts übrig, als gehorchen.

Die Trauung fand mit nie gesehenem Pomp in Gegenwart der Kaiserin und ihres ganzen Hofes statt. Eine unabsehbare Volksmenge füllte die Kirche und die Straßen, durch welche der Hochzeitszug in prachtvollen, phantastisch geformten Schlitten fuhr. Lestocq stand vor dem Altar an der Seite seiner Erwählten, welche ihren Triumph durchaus nicht zu verbergen suchte, mit einer Armensündermiene, welche die Czaarin unwiderstehlich zum Lachen reizte.

„Sie könnten nicht ärger aussehen, wenn man Sie zur Hinrichtung führen würde, Lestocq", sagte sie zu ihm, als er, seine Gemahlin am Arme, nach voll-

zogener Ceremonie die Glückwünsche der Anwesenden empfing.

„Ach Majestät, eine Heirath ist noch viel ärger als eine Hinrichtung" seufzte Lestocq, „hier hat man es gleich mit einem Male überstanden, dort aber heißt es ein ganzes Leben hindurch mit dem Stricke um den Hals herumgehen."

Vierzehntes Kapitel.

Eine willkommene Verschwörung.

Dem Beispiele seiner Gebieterin folgend, schien auch Lestocq von dem Augenblicke an, wo er der öffentlichen Meinung Rechnung getragen und sich vermählt hatte, ein Ausbund von Moralität und organisirte sogar zu seinem Privatvergnügen eine Art geheimer Sittenpolizei, welche ihn in die Lage versetzte, jede Verletzung der Moral und des Anstandes sofort zur Kenntniß der Monarchin zu bringen, welche dieselbe unnachsichtlich strafte. Freilich wurde dieser sittliche Eifer ebenso wie das Institut, das demselben diente, in den Händen des intriguanten Franzosen wieder nur eine neue Waffe gegen seine Gegner, die Bestuseff's und ihren Anhang. Bei aller Vorsicht, welche ihm durch die nahen Beziehungen des Gemahls der Kaiserin zu dieser Partei auferlegt war, versäumte er es

doch nie, dieselbe indirect zu verdächtigen oder bei der Kaiserin in ein übles Licht zu setzen. So erschien er eines Tages freudestrahlend bei dem Lever derselben und bat um Gehör unter vier Augen.

Nachdem die Czaarin ihre Damen entlassen und sich bequem in ihren Schlafrock einhüllend in einem Fauteuil ausgestreckt hatte, begann sie lächelnd: „Nun, was haben Sie denn wieder Neues und Wichtiges für mich?"

„Etwas höchst Wichtiges allerdings," entgegnete Lestocq geheimnißvoll, „jedoch nichts Neues, sondern, eine alte Geschichte. Erinnern sich Majestät noch der nächtlichen Zusammenkünfte, welche Graf Suwalow mit einer unbekannten verschleierten Dame hatte?"

„O! gewiß," rief Elisabeth, „ich habe ihm seine damalige schändliche Untreue noch immer nicht vergessen."

„Nun, Majestät, was würden Sie dazu sagen, wenn ich heute in der Lage wäre, Ihnen den Schleier dieses pikanten Geheimnisses zu lüften?" "

„Sie haben jene Dame entdeckt?"

„Ja, ich habe sie entdeckt, Majestät."

„Nun rasch, wer ist es?" fragte Elisabeth, deren Neugierde lebhaft erregt war.

„Es ist keine Geringere als die Gräfin Bestuseff.

„Lestocq Sie lügen."

„O, ich habe Beweise."

„Dienstbotenklatsch."

„Nein, Majestät, die eigenhändigen Briefe der Gräfin an Suwalow."

„Wie kommen Sie zu denselben?"

„Das ist mein Geheimniß."

„Zeigen Sie mir diese Briefe", befahl die Czaarin. Lestocq händigte ihr ein kleines Päckchen parfümirter Billetdoux's auf Rosapapier ein, welche Elisabeth rasch durchflog. „Schändlich!" murmelte sie, „abscheulich, aber ich werde eine Gelegenheit finden sie und ihn zu strafen."

„Die Gräfin ist mir überhaupt verdächtig", fuhr Lestocq fort. „Sie hat in neuerer Zeit innige Freundschaft mit Frau von Lapuchin geschlossen, derselben welche—"

„O! erinnern Sie mich nicht an die Schmach, welche mir dieses Weib zugefügt hat", fuhr Elisabeth zornig auf. „Nicht genug, daß Sie mir das Herz Löwenwolde's geraubt hat, wagt sie es heute noch, mir den Preis der Schönheit streitig zu machen. Ich habe Rasumowski versprochen, nie mehr ungerecht zu sein, in keiner Weise meinem Hasse oder Zorn die Zügel schießen zu lassen, aber ich will fortan täglich zu Gott

beten, daß mir diese Verhaßten selbst Gelegenheit bieten, unter dem Deckmantel strenger Gerechtigkeit an ihnen Rache zu nehmen."

„Nun ich denke eine solche Gelegenheit wird sich früher darbieten, als Sie es vielleicht für möglich halten, Majestät," sagte der intriguante Franzose mit einem überlegenen Lächeln.

„Wie?"

„Meine wichtigen Nachrichten sind noch nicht erschöpft."

„Also rasch, zur Sache", drängte Elisabeth.

„Die Sache ist noch nicht ganz im Reinen", erwiederte Lestocq, „ich darf also in Ihrem Interesse, Majestät, nur unter der Bedingung davon sprechen, daß Sie mir zusichern, Niemand davon Mittheilung zu machen und zwar am wenigsten Ihrem Gemahl."

„Ich verspreche Ihnen dies", sprach die Czaarin.

Lestocq trat hierauf näher und begann im Flüstertone zu berichten, daß der Lieutenant Berger von dem in Petersburg liegenden Kürassierregimente den Befehl erhalten habe, jenen Officier abzulösen, welcher bis jetzt bei dem nach Solikamsk im Gouvernement Perm verbannten Grafen Löwenwolde die Wache gehabt. Als Frau von Lapuschin davon Kenntniß erhielt, habe sie ihren Sohn den Kammerjunker zu Berger geschickt und

denselben gebeten, Löwenwolde zu versichern, daß sie ihn nicht vergessen habe, daß ihre Gesinnungen ihm gegenüber unverändert geblieben seien und hinzuzufügen, daß er nicht verzagen, sondern auf bessere Zeiten hoffen möge. Berger, der ein Kurländer und der Monarchin treu ergeben sei, habe ihm jedoch sofort Anzeige davon gemacht.

„Nun in dem Allen sehe ich noch kein Majestätsverbrechen", sprach Elisabeth.

„Ich habe ja schon bemerkt, Majestät, daß die Sache noch nicht ganz klar ist," beeilte sich der Franzose einzuwenden, „aber einem Kopf, wie es der meinige ist, genügt meist eine unbedeutende Aeußerung, um gleich das ganze Netz der Intrigue zu überblicken. Wenn die Lapuchin von besseren Zeiten spricht, auf welche Löwenwolde hoffen soll, so ist mir dies ein Fingerzeig, daß etwas im Werke ist, um diese Zeiten herbei zu führen, eine Verschwörung —"

„Ihre Schlüsse sind etwas kühn", sagte die Czaarin, „gerade weil ich diese Frau so sehr hasse und man von meinem Hasse weiß, will ich mich ihr gegenüber keiner Uebereilung schuldig machen. Forschen Sie also der Sache nach, Lestocq, beauftragen Sie den Lieutenant zum Schein auf die Absichten der Lapuchin einzugehen und sie auf diese Weise auszuholen."

„Dies ist bereits im Werke, Majestät, und hoffe ich Ihnen morgen schon die ganze Verschwörung zu Füßen legen zu können", entgegnete der Franzose.

„Wenn es Ihnen gelingt mir diese Frau auf Gnade und Ungnade in die Hände zu liefern", rief die Czaarin, „werde ich Ihnen ewig dankbar sein, Lestocq, aber hüten Sie sich mich blos zu stellen. Ich empfehle Ihnen nochmals die größte Vorsicht." Damit entließ ihn die Kaiserin und setzte ihre Toilette fort.

Noch an demselben Abende suchte Lieutenant Berger, von dem Capitain Falkenberg begleitet, den jungen Lapuchin auf und lud ihn ein mit ihnen ein Glas Wein zu trinken. Sie traten in eine Weinstube und nachdem sie durch eifriges Zutrinken Lapuchin redselig gemacht, begann Berger in den stärksten Ausdrücken auf die Czaarin und ihre Creaturen los zuziehen. „Sie haben mir aufgetragen mein lieber Lapuchin", schloß er, „dem Grafen Löwenwolde zu sagen, er möchte auf bessere Zeiten hoffen. Nun, worin bestehen denn aber Ihre Hoffnungen auf eine Veränderung, ich und mein Kamerad hier sehnen uns gleich vielen Anderen in der Armee nach einer solchen und würden unter Umständen sogar gern unsere Arme leihen, um dieselbe herbeizuführen."

„Unsere Hoffnungen sind vorzüglich auf den früheren österreichischen Gesandten an dem hiesigen Hofe, Marquis Botta gerichtet", erwiderte Lapuchin. „Derselbe hat in dem Hause meiner Mutter wiederholt die Aeußerung gethan, daß die jetzige Regierung nicht bestehen könne und ehe man sich dessen versehe, gestürzt sein werde. Man vermuthet auch, daß seine Regierung ihn deshalb nur nach Berlin gesendet habe, wo er jetzt als Botschafter beglaubigt sei, um den König von Preußen für die Wiedereinsetzung der braunschweigischen Linie zu gewinnen."

„Sollte dies Alles sein, was Sie wissen, mein junger Freund?" sagte Lieutenant Berger enttäuscht."

„Ich denke, es genügt, um von der Zukunft Besseres zu erwarten als uns die Gegenwart bietet", gab Lapuchin zur Antwort, „die Auslassungen Botta's führen zu der Vermuthung, daß zwischen ihm und einflußreichen Personen ein Einverständniß besteht und daß dasselbe den Sturz der Kaiserin Elisabeth zum Endzweck hat."

„Also eine Verschwörung, deren Haupt der Marquis von Botta ist", warf Berger ein.

„Das will ich nicht gesagt haben", flüsterte Lapuchin, „aber jedenfalls muß doch etwas im Werke sein,

denn ich kann nicht glauben, daß der Marquis seine Behauptungen aus der Luft gegriffen hat."

Gleich nachdem er sich von dem jungen Lapuchin verabschiedet, erstattete Berger Lestocq über das Ergebniß seiner Unterredung mit dem Kammerjunker Bericht und sprach sein Bedauern darüber aus, nicht Besseres mittheilen zu können. „O! was glauben Sie", rief Lestocq, „die Aeußerungen dieses Lapuchin sind unbezahlbar, verlassen Sie sich auf mich, ich werde aus denselben einen Strick drehen, an dem ich alle meine Gegner aufhängen kann."

Er eilte zur Czaarin und theilte ihr mit, Lapuchin habe dem Lieutenant Berger in Gegenwart des Capitains Falkenberg ausgeplaudert, daß eine weitverzweigte Verschwörung gegen das Leben der Czaarin und zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung bestehe, deren Haupt kein Geringerer als der ehemalige österreichische Gesandte Botta sei, dessen Abreise das Complott für den Moment lahm gelegt habe, daher noch Zeit sei einzuschreiten und sich der Schuldigen zu bemächtigen. Elisabeth sah jetzt in der That ihren Thron in Gefahr und ertheilte auf der Stelle die Befehle, welche Lestocq als nothwendig hinstellte. Von neuem triumphirte der intriguante Franzose, mit einem Schlage hatte er Oesterreich und die Bestuseff verdächtigt und

noch überdies der Kaiserin ihre beiden verhaßten Nebenbuhlerinnen in die Hände geliefert.

In der Nacht vom 4. auf den 5. August 1743 wurden Frau von Lapuchin und ihr Sohn Iwan verhaftet. Am folgenden Tage nahm man die Gräfin Bestuseff nebst ihrer Tochter auf einem zwischen Peterhof und der Hauptstadt gelegenen Landgute gefangen. Die Hofdame Fräulein von Lapuchin, welche ein Liebling des Thronfolgers war, wurde, als sie mit ihm in einem Wagen vorfuhr, unter dem Vorwande, daß ihre Mutter plötzlich auf den Tod erkrankt sei und sie zu sehen wünsche, in einen anderen Wagen gelockt und zu den übrigen Verhafteten in das Palais gebracht, welches die Czaarin als Großfürstin bewohnt hatte. Später führte man Frau von Lapuchin, ihren Sohn und die Gräfin Bestuseff auf die Festung ab, während man ihren Töchtern in den Häusern ihrer Eltern Arrest gab.

Elisabeth jubelte, daß sie endlich einen gegründeten Vorwand hatte, ihre beiden Nebenbuhlerinnen zu verderben. „Nun wird wohl bald Niemand daran zweifeln, daß ich die schönste Frau Rußlands bin", sagte sie zu Lestocq, „ich werde dafür sorgen, daß man in Zukunft die Fratze dieser Lapuchin nicht mehr bewundert, sondern mit Abscheu betrachtet. Rache ist auch

Wollust und kein Genuß der Liebe kommt jenem gleich, eine Feinde auf Gnade und Ungnade sich überliefern zu sehen." Eben hatte sie den Ukas unterzeichnet, welcher die Untersuchungscommission in der sogenannten Botta'schen Verschwörung zusammenberief und zu Mitgliedern derselben den General Usakoff, Lestocq und Trubetzkoi, welche der gemeinsame Haß gegen die Bestuseff wieder vereinigt hatte, und den Staatsrath Dimidoff ernannte, als Alexis Rasumowski eintrat. Elisabeth zeigte bei seinem Anblick einige Verlegenheit, denn sie hatte wieder einmal gehandelt, ohne, wie sie es versprochen, vorher seine Meinung einzuholen. Um seinen Vorwürfen zuvorzukommen, begann sie ihrem Gemahl von der entdeckten Verschwörung und den getroffenen Maßregeln, als von etwas, was sich von selbst verstände, zu erzählen. Rasumowski hörte sie an ohne eine Miene zu verziehen. „Ich fürchte nur", sagte er dann, „daß Sie wieder übereilt gehandelt haben, Majestät, das ganze Complott existirt, wie mir scheint, nur in dem Kopfe des geheimen Rathes Lestocq, der, wie wir alle wissen ein erbitterter Gegner der Bestuseff's ist."

„Wie Du ihr Freund, Rasumowski", fiel die Czaarin ein, „ich aber will unparteiisch sein und Keinem von Euch glauben, sondern die Sache untersuchen lassen und dann strenge Gerechtigkeit üben."

„Das gebe Gott", entgegnete Rasumowski, „aber ich weiß, daß Sie in dieser Angelegenheit nicht unbefangen, nicht gerecht sein können, Majestät, ich weiß, daß die Gerechtigkeit diesmal der Rache ihr Schwert leihen muß und sehe mit Bedauern voraus, daß dieser Prozeß kein anderes Ergebniß haben wird, als die Majestät neuerdings in den Augen des Volkes herabzuwürdigen."

„Was wünschen Sie also", sprach Lestocq, „wenn Jemandes Stimme gehört werden muß, so ist es die Ihre."

„Ich besorge, daß man durch die Folter den Angeklagten Geständnisse erpressen und sie dann für Verbrechen, welche sie nie begangen haben, auf das Schaffot senden wird", entgegnete Rasumowski.

„Sie nehmen also für diese Verräther Partei", rief Elisabeth ärgerlich.

„Im Gegentheil", sprach Rasumowski, „ich habe nichts im Auge als Ihren Vortheil, Majestät, ich möchte Sie nicht durch einen blutigen Akt grausamer Cabinetsjustiz vor ihrem eigenen Lande wie vor Europa gebrandmarkt sehen."

Genügt es Ihnen", sagte die Czaarin nach einigem Nachsinnen mit einem eigenthümlich lauernden Blick, „wenn ich Ihnen verspreche, den Schwur, den

ich bei meiner Thron besteigung gethan, zu erfüllen und den Angeklagten, ihre Schuld möge noch so groß sein, das Leben zu schenken?"

„Nein, Majestät, ich verlange mehr", antwortete ihr Gemahl, „ich beschwöre Sie, die Angeklagten nicht auf der Folter befragen zu lassen, man würde sonst sagen, daß sie unschuldig sind und nur durch Qualen, die kein Mensch und vor Allem keine schwache, zarte verwöhnte Frau zu ertragen im Stande ist, zu Hochverräthern gestempelt würden."

„Ich gebe Ihnen also mein heiliges Wort", sagte die Czaarin, „daß die Angeklagten weder gefoltert noch hingerichtet werden sollen. Sind sie jetzt zufrieden?"

„Ja, Majestät, gab Rasumowski zur Antwort, sowie ich es immer bin, wenn ich Sie gerecht und milde finde."

Als ihr Gemahl sie verlassen hatte, schlug die Czaarin ein lautes dämonisches Lachen auf, diesmal hatte das rachsüchtige Weib den klugen Mann doch überlistet, denn sie dachte von Anbeginn nicht daran, Frau von Lapuschin und die Gräfin Bestuseff zu tödten, jedoch nicht etwa weil sie zu milde, sondern weil sie zu grausam war. Sie hatte ihren Opfern eine ganz andere empfindlichere Strafe zugedacht, nicht die Monarchin wollte Vergeltung üben, sondern das in seiner Eitelkeit beleidigte Weib.

Fünfzehntes Kapitel.

Die peinliche Frage.

Die Untersuchungscommission begann sofort ihre Thätigkeit. Gleich in den ersten Verhören bekannten die Angeklagten freiwillig Alles, was man ihnen wirklich zur Last legen konnte, sie läugneten weder, daß sie die Kaiserin und ihr zügelloses Privatleben bei verschiedenen Anlässen scharf und rücksichtslos getadelt, noch auch, daß sie die Ausschreitungen ihrer Günstlinge bitter beklagt und bespöttelt hatten. Sie gestanden ferner, daß sie unter sich wiederholt das allgemeine Mißvergnügen und Verlangen, die frühere Regierung wieder hergestellt zu sehen, besprochen und als die Ursache desselben die Theilnahmlosigkeit der Monarchin gegen alle öffentlichen Angelegenheiten und die daraus entspringenden Uebergriffe ihrer Minister und Diener

bezeichnet hatten. Jeder, mit dem sie darüber je ein paar Worte gewechselt, wurde sofort eingezogen. Niemand fühlte sich bald mehr in Petersburg sicher. Trotz dem Terrorismus jedoch, den diese neue Inquisition, Lestocq an der Spitze, übte, kam man mit der Angelegenheit nicht vorwärts, so daß der vor keinem Mittel zurückscheuende Franzose die Czaarin drängte, im Geheimen die Angeklagten auf der Folter befragen zu lassen.

Elisabeth blieb nun zwar fest dabei, ihr Rasumowski gegebenes Wort zu halten, aber sie sann nach, wie sie dasselbe umgehen könne und sagte plötzlich zu Lestocq, „ich hab' es, lassen Sie nur mich machen, ich werde diese Elenden schon zum Geständniß bringen."

Am folgenden Tage, gegen Abend, trat ein Officier in das Gefängniß des jungen Iwan Lapuchin, ließ denselben in Ketten schließen und in einen bereit gehaltenen verdeckten Schlitten bringen. Nach einer kurzen Fahrt stiegen sie im Thorwege eines dem Gefangenen vollkommen fremden Gebäudes ab und der Officier führte denselben durch einen Corridor und eine Reihe von Zimmern in ein kleines mit behaglicher Pracht eingerichtetes Gemach, in welchem er ihn warten hieß. Zuerst erschien ein alter Diener, welcher ihm die Ketten abnahm, dann trat aus dem Nebenzimmer

eine hochgewachsene Dame in einen großen schwarzen Seidenmantel gehüllt und dicht verschleiert, so daß nur ein paar große gebieterische Augen ihm aus den dichten Hüllen entgegen blitzten.

„Du hast die Prüfungen, welche das Schicksal über Dich verhängt hat, bisher so standhaft ertragen, mein Freund", begann die Dame, sich in einem Lehnstuhl niederlassend, „daß wir Dir vollkommenes Vertrauen schenken können. Erfahre denn, daß auch ich der weitverzweigten Verschwörung gegen die bestehende Regierung angehöre, welche überall Anhänger zählt; auch der Officier, der Dich hierher brachte, gehört zu uns. Du bist frei, frei durch uns, aber wir hoffen, daß Du Deine Freiheit zu keinem anderen Zwecke benutzen wirst, als uns beizustehen, diese grausame Tyrannin, welche auf dem Throne Rußlands sitzt, zu stürzen."

„Aber ich weiß ja von nichts", erwiderte der junge Lapuchin naiv, „und ich will auch von nichts wissen. Ich habe Angst genug ausgestanden in meinem Kerker. Auf mich zähle man ja nicht in dieser verderblichen Sache."

„Aber Deine Mutter ist, wie Du weißt, bei dem Complott", sagte die Verschleierte rasch.

„Möglich", erwiderte Lapuchin, „aber ich zweifle daran."

„Hat sie nicht bei jeder Gelegenheit die Czaarin geschmäht?"

„Allerdings, aber dies ist noch kein Hochverrath."

„Meinst Du?" sagte die Dame. „Du billigst es also, wenn man die Ehre der Kaiserin angreift, Du haßt sie wohl auch diese galante leichtfertige Frau."

„Ich tadle nur, daß sie ihren Günstlingen so viel Macht einräumt zum Schaden des Staates."

„Und Du verabscheust sie deshalb und findest sie wohl sogar recht häßlich, sonst hätte Dich ja ihre Schönheit, die man rühmt, entwaffnen müssen."

„Auch ich finde die Czaarin schön", sagte Lapuchin.

„Auch begehrenswerth?" fragte die Verschleierte rasch.

„Gewiß."

„Du wärst also nicht so unzufrieden, wenn Du einer ihrer Favoriten wärst?"

„O! gewiß nicht, ich wäre sogar sehr glücklich."

„Weshalb hast Du ihr also nie gesagt, daß sie schön ist, daß Du glücklich wärst, ihre Gunst zu besitzen?" fuhr die Dame fort.

„Ich hatte keine Gelegenheit", erwiderte Lapuchin.

„Nun so sage es ihr jetzt", rief die Dame und

warf zugleich Mantel und Schleier ab. Lapuchin stieß einen Ruf der Ueberraschung aus; vor ihm stand die Czaarin in berückender Schönheit, wie er sie noch nie gesehen, ein silbergrauer Seidenrock floß von ihren üppigen Hüften bis zur Erde nieder, eine blauseidene verschwenderisch mit kaiserlichem Hermelinpelz ausgeschlagene Jacke zeigte die volle Pracht ihrer marmornen Büste und ihre Arme. Sie lächelte und bot ihm die Hand. „Nun, Du scheinst eher erschreckt als erfreut, Lapuchin."

„Ich weiß nicht, was ich denken soll", stammelte der Jüngling in unbeschreiblicher Verwirrung.

„Du sollst denken, daß ich Dir wohl will", erwiderte die Czaarin, „und daß Dir ein Glück winkt, wie nur wenigen Sterblichen, aber Du mußt Dich Deiner Monarchin auch dankbar zeigen für die Gunst, die sie Dir schenkt und auf der Stelle Alles sagen, was Du von dem Complotte Deiner Mutter und der Gräfin Bestuseff mit dem Marquis von Botta weißt und bis jetzt verschwiegen hast."

„Ich habe nichts verschwiegen, Majestät", sagte Lapuchin, dessen Stimme zitterte.

„Du fürchtest, Dein Geständniß könne auch Dich in's Verderben ziehen", fiel die Kaiserin lebhaft ein, „ich sichere Dir vollkommene Straflosigkeit zu, auch

Deiner Mutter, aber dafür verlange ich, daß Du sonst Niemand schonst."

„Aber Majestät, ich schwöre, daß ich Alles, was mir bekannt geworden ist, bereits freiwillig ausgesagt habe", gab der arme am ganzen Leibe bebende junge Mann zur Antwort.

„Du irrst Dich, wenn Du annimmst, daß Dir Deine Hartnäckigkeit etwas nützt", sagte die Kaiserin, indem sie die schönen Brauen unheildrohend zusammenzog, „wenn ich sehe, daß meine Güte an Dich verschwendet war, stehen mir noch andere Mittel zu Gebote, Dir die Zunge zu lösen."

„Mein Gott, ich habe ja wirklich nichts weiter zu gestehen", stammelte Lapuchin.

„Du willst also Strenge sehen?"

„Majestät, ich beschwöre Sie —"

„Gestehe —" schrie ihn die schöne Frau an, indem sie gebieterisch auf ihn zutrat.

„Ich weiß von nichts —"

„Nun wir werden sehen." Die Czaarin schlug die Portiere zurück und winkte dem Henker, der mit seinen Knechten hinter derselben bereit stand. „Hier ist ein Vogel, dem Du die Zunge zu lösen hast", scherzte sie grausam, „bemächtige Dich seiner." Die Knechte ergriffen Lapuchin und banden ihn, dann

warf der Henker dem Unglücklichen eine Schlinge um den Hals und schleifte ihn so aus dem Zimmer in den neben demselben befindlichen Gerichtssaal, in welchem, an einer langen Tafel sitzend, die Untersuchungscommission ihn erwartete. Die Czaarin folgte.

„Gestatten also Ihre Majestät uns jetzt, ihn auf der Folter zu befragen?" begann Lestocq.

„Nein", erwiderte die Czaarin rasch, „aber es giebt noch andere Mittel."

„Welche, Majestät."

„Die Knute."

„Daran haben wir wahrhaftig nicht gedacht", sagte Trubetzkoi.

„Aber ich", lächelte Elisabeth, „man soll ihn so lange peitschen, bis er Alles gesteht."

„Erbarmen, Majestät", flehte Lapuchin, sich ihr zu Füßen werfend, „ich weiß nichts, ich habe Alles gestanden, ich bin unschuldig." Die Czaarin blieb indeß durch sein Bitten und Weinen ungerührt und winkte dem Henker mit der peinlichen Frage zu beginnen. Seine Knechte hoben Lapuchin auf und hingen ihn mit nach oben ausgerenkten Armen an den Balken, der sonst bei der Folterung benutzt wurde, der Henker trat hierauf, die Knute in der nervigen Hand, hinter

ihn und hieb ihn über den Rücken. Lapuchin seufzte auf.

„Besser, Väterchen, besser", rief die Czaarin, welche auf einem Stuhl in der Nähe Platz genommen hatte. Die Hiebe fielen nun rasch und ohne Erbarmen.

„Was haben Sie noch zu gestehen?" befragte Trubetzkoi den Angeklagten.

„Nichts, als was ich bereits bekannt", wimmerte dieser.

„Erinnern sie sich keiner weiteren Momente, die Mitschuld des Marquis Botta betreffend?" rief Lestocq.

„Nein."

Der Henker ließ die Knute weiter arbeiten.

„Gnade", jammerte Lapuchin, „ich weiß nichts, als was bereits niedergeschrieben ist, sollte ich Fremde schonen, nachdem ich meine Mutter so schwer angeklagt habe? Bedenken Sie dies doch und üben Sie Gnade!" Trubetzkoi blickte auf die Czaarin, welche jedoch weiter zu peitschen befahl. Erst, nach dem Lapuschin bei fünfzig Knutenhiebe erhalten hatte und bei seiner Aussage geblieben war, befahl sie einzuhalten und ließ ihn losbinden. Der Unglückliche sank ohnmächtig zur Erde und wurde so in seinen Kerker zurückgebracht. Nun wurde seine Mutter, Frau von Lapuchin hereingeführt. Die Czaarin ließ erst einige Zeit ihre Augen mit grau-

samen Hohn auf ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin haften, dann befahl sie laut dieselbe an den entsetzlichen Balken zu hängen und unter der Knute zu befragen. Schon hing die arme Frau, ein Opfer ihrer Schönheit, an dem Marterpfahl, schon hob der Henker die Knute, aber sie blieb fest und erwiderte auf die Frage des General-Procurators: „Man könne sie in Stücke reißen, aber sie werde doch nie an sich selbst zur Lügnerin werden und mehr eingestehen als sie gethan oder als sie wüßte."

Ihre bewundernswürdige Festigkeit schien sogar der Kaiserin zu imponiren, denn auf ihren Wink wurde Frau Lapuchin wieder losgebunden, ohne daß sie von der Knute berührt worden wäre. In gleicher Weise wurde die Gräfin Bestuseff verhört und als sie gleichfalls unerschrocken bei ihren früheren Aussagen blieb, ebenso wieder losgelassen.

Der Prozeß nahm hierauf seinen Fortgang. Lestocq war es vor Allem darum zu thun, den österreichischen Gesandten Marquis Botta als das Haupt der Verschwörung hinzustellen, um die äußere Politik der Kaiserin ein für alle Mal an das Interesse Frankreichs zu fesseln. Man legte es den Angeklagten nahe, daß sie selbst umsomehr auf Schonung rechnen könnten, je mehr sie Botta als den Haupturheber aller Umtriebe

beschuldigten und so gelang es, sie endlich zu dem Geständniß zu bewegen, daß der österreichische Gesandte sie zur Befreiung der Verbannten und zum Umsturz der bestehenden Regierung aufgefordert habe. Dagegen blieb der Versuch Lestocq's, die Bestuseff's zu compromittiren, erfolglos. Alle Angeklagten erklärten, daß sie weder dem Minister noch dem Oberstthofmarschall Bestuseff je Mittheilungen von ihren Plänen gemacht. Als Lestocq sich dennoch nicht abhalten ließ, alle Papiere des Oberstthofmarschalls zu versiegeln, diente dies erst recht dazu, die Unschuld desselben in das vollste Licht zu setzen.

Als alle Mittel, weitere Resultate zu erpressen, erschöpft waren, berief die Kaiserin ein großes Conseil, um das Urtheil zu fällen. Dasselbe lautete auf Tod durch das Rad. Ein Manifest erklärte die Frauen Lapuchin und Bestuseff als Hochverrätherinnen, welche mit Hilfe des Marquis Botta das ganze Volk zur Rebellion fortzureißen gesucht hätten.

Die Kaiserin schenkte sämmtlichen Angeklagten das Leben und begnadigte sie zur Knute.

Sechszehntes Kapitel.

Unter der Knute.

Am Abend, bevor das Urtheil an ihren beiden Nebenbuhlerinnen vollzogen werden sollte, wurde der Henker in das Boudoir der Czaarin beschieden. Demüthig trat der finstere Mann ein und warf sich vor der Monarchin, welche nachlässig in einem Lehnstuhl in der Nähe des Kamins ruhte, auf die Kniee.

„Du wirst morgen die Lapuchin knuten", begann die schöne, grausame Despotin mit einem Medaillon spielend, das ihr um den Hals hing.

„Ja wohl, mit Gottes Hilfe, Mütterchen Carewna", erwiderte der Henker mit einem tiefen Seufzer, und als Elisabeth, der seine Nähe doch etwas unheimlich zu sein schien, den Fuß vor ihm zurückzog,

küßte er die Stelle, wo derselbe den Boden berührt hatte.

„Du bist ein Meister deines Handwerks", fuhr die Kaiserin fort.

„Zu viel Gnade", betheuerte der blutige Mann mit einem Lächeln, das bewies, daß auch Seinesgleichen sich geschmeichelt fühlen könne.

„Du hast bei jenem Elenden, Paulow, meine Befehle prächtig zu vollziehen verstanden —"

„Nun, man giebt sich ja in einem solchen Falle alle erdenkliche Mühe", murmelte der Künstler auf der Knute.

„Nimm Dich also morgen zusammen", sagte die Czaarin im Flüstertone, als hätte sie Ursache in diesem Augenblicke von Niemand gehört zu werden, „es gilt dein Meisterstück. Diese Lapuchin ist nicht allein eine Verrätherin und Rebellin am Reiche, sondern zugleich meine größte Feindin. Dennoch darf sie nicht sterben. Sie soll alle Qualen leiden, die Du fähig bist ihr zu bereiten —"

Der Henker nickte.

„Und" — die in ihrer Eitelkeit beleidigte Frau zögerte zu vollenden, „und — für ihr Leben entstellt werden; vor Allem richte mir ihr hübsches Gesicht so zu, daß es fortan nur noch einer Eulenfratze gleicht.

Verstehst Du, aber gieb schön Acht, daß Du sie nicht tödtest."

„Ja, ja, Mütterchen, ich verstehe", nickte der blutige Mann mit einem bestialischen Grinsen, „sie soll zugerichtet werden, daß Du Deine aufrichtige Freude daran hast."

Eine Rolle Goldes flog dem braven Manne zu, der so gut auf die Intentionen seiner Gebieterin einzugehen verstand, er fing sie mit beiden Händen auf, küßte noch einmal die Fußtapfen der Czaarin und schlich dann leise aus dem Gemach. Die Kaiserin blieb sinnend zurück, das schöne Antlitz von einem seltsamen Vergnügen erhellt.

Sie stand an ihrem Ziele. Noch ein Tag, dann konnte ihr Niemand mehr streitig machen, daß sie die schönste Frau Rußlands war, denn nicht den Hochverrath wollte sie bei Frau von Lapuchin strafen, nur das Verbrechen, ihr den Rang der Schönheit streitig gemacht zu haben. —

Am folgenden Morgen erwachte die Czaarin um vieles früher als sonst, sie konnte das entsetzliche Schauspiel offenbar nicht erwarten, und kleidete sich mit besonderer Sorgfalt, denn sie wollte in dem Augenblicke, wo sie von ihrer verhaßten Nebenbuhlerin be-

freit wurde, in ihrer vollen berauschenden Schönheit und imponirenden Majestät erscheinen.

Als ihre Toilette beendet war, ließ sie Rasumowski rufen und fragte ihn, ob sie gut aussehe. „Entzückend", gab ihr Gemahl zur Antwort.

„Es ist Zeit", sagte sie jetzt auf die Uhr blickend, „gehen wir."

„Verzeihe mir, daß ich Dich bitte, mich der Theilnahme an diesem traurigen Akte zu entheben", erwiderte Rasumowski. Elisabeth biß sich in die Lippen, zuckte die Achseln und begab sich ohne ihn auf die Richtstätte. Dem Senatsgebäude gegenüber war ein Gerüst aufgeschlagen, um welches Grenadiere ein Carré bildeten. Eine große Menge Volkes und Neugieriger aus allen Ständen füllte den Platz. Die Kaiserin selbst sah von einem Fenster des Senatsgebäudes zu. Die Verurtheilten, Frau von Lapuchin, ihr Gemahl Generallieutenant Lapuchin, ihr Sohn Iwan, die Gräfin Bestuseff, die Gardelieutenants Moskow und Fürst Putätin und Staatsrath Sibin kamen in offenen Wägen von Cürassieren escortirt an und wurden in das Carré geführt. Am Fuße des Gerüstes las man ihnen das Urtheil vor. Sie waren sämmtlich zum Tode verurtheilt, zur Knute und Verbannung begnadigt; den ersten Vier sollte außerdem

noch die Zunge ausgerissen werden. Alle hörten das grausame Schicksal, das über sie verhängt war, mit einer Art Apathie an, nur Frau von Lapuchin seufzte einmal auf. Sie wurde zuerst von den Henkersknechten ergriffen, bis zu den Hüften entblößt und auf das Gerüst geführt, wo man sie an den furchtbaren Marterpfahl band.

„Herr erbarme dich meiner", murmelte sie, dann begann die Knute zu arbeiten.

Anfangs zeigte die unglückliche Frau eine seltene Festigkeit, als aber die Hiebe des Henkers erbarmungslos ihre zarte Brust, ihren Hals und ihr Antlitz trafen, begann sie erst zu zittern, dann zu weinen und endlich laut und herzzerreißend zu schreien. In diesem Augenblick überflog ein Lächeln die kalten Marmorzüge der Czaarin und während die wahnsinnigen Schmerzenstöne ihres Opfers ihr Ohr angenehm kitzelten, zählte sie selbstvergnügt die Hiebe und jedesmal, wenn der Henker wieder das Antlitz der unglücklichen Lapuchin traf, wendete sie sich lebhaft zu ihrer Umgebung und rief laut: „Das war gut."

Zuletzt riß der Henker Frau von Lapuchin noch die Zunge aus und dann wurde die einst so reizende Frau, mit Blut bedeckt, zu einem Scheusal verstümmelt vom Gerüste herabgetragen. Nach ihr wurde die

Gräfin Bestuseff auf das Gerüst geführt. Während der Henker sie an den Pfahl fesselte, sagte sie leise zu ihm: „Wenn Du mir nur die Spitze der Zunge abschneidest, so sollst Du kaiserlich belohnt werden."

Wirklich schnitt ihr der Henker, nachdem sie gepeitscht worden, nur die Zungenspitze ab, und als sie aus der Ohnmacht, in der man sie in den Wagen zurückgebracht, erwachte, drückte sie ihm ein kostbares mit Brillanten besetztes Goldkreuz in die Hand, das sie bisher an ihrer Brust verborgen hatte.

Nun erhielten die Uebrigen die Knute. Die Czaarin hatte sich vom Fenster zurückgezogen, offenbar unterhielt sie die Execution weiter nicht. Als aber der junge Lapuchin, dessen kaum geheilte Wunden durch die Knute von Neuem aufgerissen wurden, laut um Erbarmen flehte und gleich einem wilden Thiere schrie, beugte sie sich neuerdings heraus und verwandte kein Auge von dem Unglücklichen bis er bewußtlos zusammenbrach.

Jetzt erst war ihre Grausamkeit vollkommen gesättigt, das eitle rachsüchtige Herz des beleidigten Weibes befriedigt und sie kehrte mit ihrem Hof in den Palast zurück, um vergnügt und mit ungewöhnlichem Appetit zu Mittag zu speisen.

Die unglücklichen Opfer ihrer Tyrannei und Eifersucht wurden nach der Execution in ein zehn Werst von Petersburg gelegenes Dorf gebracht, wo es ihnen gestattet wurde, sich von ihren Kindern zu verabschieden. Dann setzte man sie zu zwei und zwei in verdeckte Schlitten und führte sie in das Exil ab.

Der ganze Prozeß hatte eigentlich nur dazu gedient, dem Hasse Elisabeths gegen ihre beiden Nebenbuhlerinnen Genüge zu thun, die eigentlichen Intriguanten bei der ganzen Sache, Lestocq und der Generalprocurator verfehlten ihren Zweck vollständig. Ihnen war es in erster Linie darum zu thun, die Brüder Bestuseff zu verdächtigen und so einen Vorwand zu finden, sie zu stürzen, und in zweiter Linie die Zerreißung des freundschaftlichen Bandes, welches den Petersburger Hof mit dem Wiener vereinte. Als sie sich nach beiden Richtungen in ihren Erwartungen getäuscht sahen, blieb ihnen nichts übrig, als die Schuld der Angeklagten durch die strengsten Urtheile wider dieselben in den Augen der Welt so hoch als nur möglich hinauf zu schrauben. Friedrich der Große beeilte sich selbstverständlich für sich aus der sogenannten Botta'schen Verschwörung Capital zu schlagen. Sein Gesandter an dem russischen Hofe, Freiherr von Mardefeld, machte der Czaarin die Er-

öffnung, daß sein König, ohne die Mittheilung der Akten des famosen Prozesses abzuwarten, dem Marquis von Botta „aus Achtung für Ihre Majestät die Kaiserin", seinen Hof verboten habe. Auch habe man Botta zu verstehen gegeben, er möge, um Friedrich diese Mühe zu ersparen, selbst um seine Abberufung einkommen. Dies schien jedoch nicht genug, denn nicht lange darnach meldete der russische Gesandte am preußischen Hofe, Cernicew, Friedrich der Große habe ihm in einer vertraulichen Unterredung den Auftrag ertheilt, der Czaarin zu melden, es unterliege keinem Zweifel, daß der Marquis von Botta bei dem Plane, die gegenwärtige Regierung in Rußland zu stürzen, nur nach der ausdrücklichen Vorschrift seines Hofes gehandelt habe. Der König könne daher, bei seiner aufrichtigen und treuen Freundschaft für die Czaarin, derselben nur den Rath geben, um auch die letzten Funken der noch unter der Asche glimmenden Gefahr zu ersticken, den zu Dünaburg eingekerkerten Prinzen Iwan, sowie dessen Eltern, noch weiter in das Innere des Reiches bringen zu lassen und zwar an einem so entfernten Ort, daß Niemand mehr etwas von ihnen zu hören bekomme.

Auf diese Weise hoffte Friedrich der Große, der ein ebenso guter Diplomat als General war,

die Kaiserin von Rußland für immer von der österreichischen Politik zu trennen und sich selbst bei ihr einzuschmeicheln.

Sein Schachzug hatte indeß nur den einen Erfolg, daß die Mutter des Prinzen Iwan, die ehemalige Regentin und der Gemahl derselben, zuerst von Dünaburg nach Oranienburg im Gouvernement Woronesch und später nach Kolmogory bei Archangel gebracht wurden, während der kleine Kronprätendent selbst in der Festung Schlüsselburg gefangen gehalten wurde. Um jede Erinnerung an ihn zu vernichten, befahl die Kaiserin im ganzen Umfange des Reiches die bei den Behörden niedergelegten schriftlichen Eidesleistungen, mit denen man Iwan seinerzeit gehuldigt, öffentlich zu verbrennen.

Maria Theresia, welche von den hinterlistigen Intriguen des Verfassers des „Anti-Macchiavelli" in Petersburg Kenntniß hatte, zeigte sich diesmal nicht minder klug als ihr großer Gegner. So sehr sie sonst jede Ungerechtigkeit von sich ferne zu halten suchte, opferte sie diesmal ihre persönlichen Gefühle vollkommen den Interessen ihrer Länder. Obwohl sie von der Unschuld ihres Gesandten überzeugt war, ließ sie ihn auf das Schloß

zu Gratz in Haft bringen und schrieb der Czaarin, sie übergebe denselben vollkommen ihrem Richterspruche, nur von ihr habe er Gnade oder Ungnade zu erwarten.

Ein Jahr später erklärte die Königin von Böhmen und Ungarn neuerdings in Petersburg durch den Mund ihres neuen Botschafters Grafen von Rosenberg, daß sie das Benehmen des Generals Botta in Petersburg als ein „verabscheuungswürdiges Verbrechen verurtheile" und stellte sein ferneres Schicksal ganz dem Belieben der Kaiserin Elisabeth anheim. Die Czaarin hatte sich edoch indeß vollkommen beruhigt und erwiderte „daß sie die ganze Sache in gänzliche Vergessenheit stelle und über besagten Botta aus kaiserlicher Gnade keine Ahndung, noch etwas Uebles mehr verlange, sondern dessen Freilassung allein dem Gutbefinden der Königin von Böhmen zu überlassen geruhe," worauf der General, Marquis von Botta, sofort aus seiner Haft entlassen wurde.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Ein weiblicher Sultan.

Dritter Band.

Verlag von Georg Frobeen & Cie. in Bern:

Sacher-Masoch, Galizische Geschichten. 1 Band. 16 Bgn. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Bd. enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer.
II. Bd. enthaltend: Das Rendez-vous zu Höchstädt. — Die Keuschheitskommission. Preis pro Bd 2 M. 50.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Ueber den Werth der Kritik. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Der Mann ohne Vorurtheil. Lustspiel. Preis 1 M. 50.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. 4 Bde. Pr. 12 M.

Sacher-Masoch, Kaunitz. Historischer Roman. Neue Ausgabe. 2 Bde. Preis 3 M.

Sacher-Masoch, Der Emissär. Eine galizische Geschichte. Neue Ausgabe. Preis 1 M.

Sacher-Masoch, Liebesgeschichten aus verschiedenen Jahrhunderten. 3 Bde. à 4 M.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. 3 Bde. Pr. 9 M.

Sacher-Masoch, Die Messalinen Wiens. 1 Bd Pr. 4 M. 50.

Sacher-Masoch, Gute Menschen und ihre Geschichten. Novellen. 1 Bd. Preis 4 M.

Frei, Dr. **Jakob,** Neue Schweizerbilder. 1 Bd.

Klapp, Michael, Die Bankgrafen. Roman a. d. Schwindelzeit. 2 Bde.

Reymond, M., Der Culturkampf in der Bronze. Eine Pfahldorfgeschichte für heitere Naturforscher und verwandte Gemüther. 1 Bd., illustrirt.

Reymond, M., Das neue Laienbrevier des Häckelismus. Genesis oder die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts. Nach Häckels Anthropogenie in zierliche Reimlein gebracht. 1 Bd., illustrirt.

Sacher-Masoch, Das Vermächtniß Kain's. Zweiter Theil: Das Eigenthum. 2 Bände von je 32 Bogen.

Ein weiblicher Sultan.

Historischer Roman

von

Sacher-Masoch.

Dritter Band.

Neue Ausgabe.

Bern,
Georg Frobeen & Cie.
1877.

Elisabeth und Friedrich der Große.

Erstes Kapitel.

Intriguen.

Für den Augenblick schien allerdings in Folge der sogenannten Botta'schen Verschwörung und des Prozesses Lapuchin die Kaiserin gegen den Wiener Hof verstimmt und für die preußischen Interessen gewonnen.

Lestoiq errang nämlich in der nächsten Zeit zwei Erfolge gegen Bestuseff, welche durchaus nicht zu unterschätzen waren. Zuerst gelang es ihm, die Czaarin zu bewegen, daß sie den Wunsch aussprach, den Marquis de la Chetardie wieder als Vertreter Frankreichs an ihrem Hofe zu sehen. Da dieser schlaue Diplomat es wie kein zweiter verstanden hatte, sich bei ihr beliebt zu machen, so daß sein Einfluß auf sie ein sehr großer war, gab seine Rückkehr nach Petersburg der russischen Partei gegründeten Anlaß zu Befürch-

tungen, während Lestocq sich keine Mühe gab, seinen Triumph darüber zu verbergen.

Einen noch bedeutungsvolleren Sieg errang Lestocq in Bezug auf die Wahl der künftigen Gemahlin des Thronfolgers.

Friedrich der Große war sich klar darüber, welchen Einfluß zu seiner Zeit noch die verwandschaftlichen Beziehungen der Höfe auf die äußere Politik derselben übten. Er war der erste Monarch, der sich von denselben vollkommen frei gemacht hatte, aber um so weniger zögerte er, aus denselben bei andern Nutzen zu ziehen. Sobald er erfahren hatte, daß Elisabeth sich mit der Vermählung des Großfürsten Peter beschäftige, ließ er in Petersburg alle Minen springen. Oesterreich unterstützte die Werbung des sächsischen Hofes, welcher die Prinzessin Marianne, zweite Tochter August III., dem russischen Thronfolger anbot. Nichts wäre den preußischen Interessen mehr entgegen gewesen, als diese Verbindung. Lestocq intriguirte indeß für den König von Preußen und mit so viel Glück, daß die Czaarin nun die ältere Schwester Friedrich des Großen Louise Ulrike in's Auge faßte. Dies war jedoch weit mehr als Friedrich zu erreichen wünschte, er war durchaus nicht geneigt eine preußische Prinzessin zu opfern, um eine sächsische auszustechen. Er beeilte sich daher der

Czaarin die Prinzessin Sophie Augusta Friederike von Anhalt-Zerbst, die spätere Kaiserin Katharina II. von Rußland, zu empfehlen.

Diese damals noch nicht fünfzehnjährige Prinzessin schien sowohl den Absichten Preußens als Rußlands in jeder Beziehung zu entsprechen. Ihr Vater war preußischer General und Commandant von Stettin, sie selbst befand sich eben mit ihrer Mutter, Johanna Elisabeth, geborene Prinzessin von Holstein und Schwester des schwedischen Thronfolgers, einer ebenso geistreichen als intriguanten Frau, an dem Berliner Hofe zu Besuch.

Im geheimen Auftrage des Königs von Preußen reiste der Bruder der Herzogin, Friedrich August, nach Petersburg. Seine beste Waffe war ein von dem berühmten Maler Pesne gemaltes Portrait der bildschönen Prinzessin. Zuerst gelang es ihm durch dasselbe seinen Neffen den Großfürsten Thronfolger vollkommen zu bezaubern, dann versuchte er sein Glück bei der Kaiserin und auch diese wurde von dem reizenden Abbild der Prinzessin von Anhalt-Zerbst, ganz so wie es der König von Preußen erwartet hatte, bestochen, und als der Diplomat Amors die vortheilhafteste Schilderung des Wesens und der Anlagen seiner Nichte hinzufügte, entschied sich Elisabeth rascher als man er-

wartet hatte für dieselbe, umsomehr als der preußische Gesandte, Baron Mardefeld, den ohnehin mit den preußischen Interessen eng verknüpften Lestocq durch eine bedeutende Geldsumme bewogen hatte, die ganze Gewalt, welche er jetzt wieder über die Czaarin hatte, zu Gunsten dieser Verbindung aufzubieten.

„Ich habe es für das Beste gehalten", sagte die Czaarin zu ihrem Minister Bestuseff, als sie ihn von der getroffenen Wahl unterrichtete, „eine Prinzessin auszusuchen, die protestantischer Religion ist und dabei aus einem zwar durchlauchten, doch so kleinem Hause, daß weder die anderweitigen Verbindungen desselben, noch das Gefolge, welches sie mit sich brächte, unter der russischen Nation Aufsehen oder Eifersucht erregen könnten. Diese Erfordernisse vereinigen sich bei keiner Prinzessin besser als der von Zerbst, zumal da sie überdies schon durch Verwandtschaft mit dem holsteinischen Hause verbunden ist."

Bestuseff verzichtete als gewiegter Staatsmann darauf, gegen den Entschuß der Czaarin direct zu opponiren, aber sein Werk war es, daß der Synod, als er wie üblich über die beabsichtigte Verbindung befragt wurde, die Erklärung abgab, dieselbe sei bei der nahen Verwandtschaft unmöglich. Auf diese Wendung war die französisch-preußische Partei allerdings

nicht gefaßt gewesen, aber sie gab deßhalb ihren Plan durchaus nicht auf, sondern versuchte die Mitglieder der hohen russischen Geistlichkeit und insbesondere den Beichtvater der Czaarin durch Geschenke zu ihrer Ansicht zu bekehren, was wirklich gelang.

Im Februar 1744 kam die Prinzessin von Anhalt-Zerbst mit ihrer Mutter nach Moskau und ihrer persönlichen Erscheinung, ihrer Liebenswürdigkeit und dem Zauber ihrer ungewöhnlichen Schönheit wurde es nicht schwer die letzten Bedenken und Schwierigkeiten, welche noch bestanden, rasch zu beseitigen. Die Czaarin zeigte sich entzückt von ihr, während der Thronfolger sich ganz wie ein leidenschaftlich Verliebter benahm.

Der Synod erklärte endlich die Hindernisse der Vermählung für „unerheblich" und es konnte denn am 9. Juli der Uebertritt zur griechischen Kirche, bei dem sie den Namen Katharina Alexjewna empfing und am folgenden Tage die feierliche Verlobung derselben mit dem Thronfolger stattfinden. Beinahe zu gleicher Zeit hatte Friedrich der Große einen zweiten ähnlichen Erfolg davongetragen. Mit Zustimmung der Kaiserin von Rußland vermählte sich der schwedische Kronprinz im August desselben Jahres mit der preußischen Prinzessin Louise Ulrike zu Drottningholm.

Der Augenblick schien günstig aus diesen Familien-

verbindungen die politische Summe zu ziehen. Friedrich der Große ließ daher jetzt durch seinen Gesandten der Czaarin ein Schutz- und Trutzbündniß anbieten, aber er sollte erfahren, daß Bestuseff fester stand, als alle seine Gegner dachten. Im Verein mit Alexis Rasumowski, der gleich Bestuseff in der wachsenden Macht Preußens eine Gefahr für Rußland sah, wußte er Elisabeth zu überzeugen, wie wichtig es für sie sei, sich für den Fall eines neuen Krieges nicht voreilig die Hände zu binden und so mußte sich Baron von Mardefeld damit begnügen, daß der bereits bestehende Tractat zwischen Rußland und Preußen erneuert und eine in zweideutigen Ausdrücken abgefaßte „Garantie der preußischen Staaten" von Seite Rußlands hinzugefügt wurde.

Jetzt erst zeigte es sich, wie vollständig die Bemühungen Lestocq's und seiner Partei, Bestuseff zu stürzen, gescheitert waren. Sein Erfolg Preußen gegenüber machte den russischen Minister kühner und schon wenige Tage später, nachdem der betreffende Tractat unterzeichnet war, suchte er den Gemahl der Monarchin, den besten Patrioten Rußlands auf, um mit ihm die Mittel und Wege zum Sturze Lestocq's und de la Chetardie's zu berathen.

Rasumowski, welcher getreu dem kleinrussischen

Sprüchworte: „Höre viel und sprich wenig", den Grundsatz hatte, Andere sich so weitläufig als nur möglich aussprechen zu lassen, lauschte, das Kinn in die Hand gestützt, schweigend den Auseinandersetzungen des Ministers und begnügte sich, als dieser zu Ende war, mit wenigen Worten.

„Ich sehe in der Entfernung Lestocq's das einzige Mittel, unsere Politik in eine gesunde Bahn zu lenken, also zählen Sie auf mich," sagte er in seiner ernsten treuherzigen Weise.

„Ich bin diesmal des Erfolges sicher," erwiderte Bestuseff. Unsere Gegner selbst haben mir die Waffen gegen sie in die Hände gespielt."

„Wie?"

„Durch diesen Botta-Lapuschin'schen Prozeß," fuhr der Minister fort, „mit dem sie uns verderben wollten und der sie selbst an das Messer liefern wird.

Rasumowski sah den Minister zweifelnd an.

„Sie glauben, daß ich voreilig triumphire," sprach Bestuseff, „vergessen Sie nicht, daß ich kein Pflasterschmierer und vor Allem kein Franzose bin. Wir Russen haben ein beinahe unbesiegbares Mißtrauen gegen Andere und in uns selbst, und dies ist vielleicht eine unserer besten Eigenschaften, denn sie bewahrt uns vor allen jenen Irrthümern und Selbsttäuschungen, denen

Andere so sehr ausgesetzt sind. Hören Sie mich also und entscheiden Sie dann selbst, ob ich Ursache habe, unsere Partie für gewonnen zu halten. Gleich damals, als der Prozeß gegen die Lapuchin's begann, holte ich, wie es in solchen Fällen üblich ist, bei Ihrer Majestät unserer Kaiserin die Erlaubniß ein, alle abgehenden Briefe zu eröffnen, sowohl jene der fremden Gesandten wie von Privatpersonen. Nachdem das Urtheil gesprochen und vollzogen war, beeilte ich mich durchaus nicht auf dieses unschätzbare Recht zu verzichten und so habe ich jetzt ein Material in Händen, das vollkommen genügt, um alle unsere Gegner, alle diese Elenden, welche unablässig bemüht sind ihre egoistischen Zwecke und Vortheile auf Kosten Rußlands zu erreichen, bloß zu stellen und zu verderben."

„Das wäre allerdings etwas", gab Rasumowski zur Antwort.

„O, es ist viel, sehr viel, was wir erzielt haben", sagte Bestuseff mit lebhafter Freude, „nachdem der Justizrath Goldbach bereits vor einiger Zeit die Chiffre des früheren französischen Gesandten d'Allion entdeckt hat, ist es ihm jetzt endlich auch gelungen, jene des Marquis de la Chetardie zu lösen. Der Inhalt aller dieser Briefe wird genügen, um der Kaiserin ein für alle Mal die Augen zu öffnen und ihr zu bewei-

führte er den Marquis de la Chetardie herein, und als die Czaarin weiter ritt, standen bereits zwei Pferde für ihn und Lestocq bereit und sie ließen es sich nicht nehmen, die schöne Amazone bei ihrem Ritt durch die Straßen von Moskau zu begleiten.

Elisabeth dachte nichts Uebles dabei; aber der Vorfall erregte ungeheures Aufsehen und erbitterte die Gegner Lestocq's auf's Neue.

Als die Czaarin in die Sloboda zurückgekehrt war, sagte sie zu ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow: „Weißt Du, Lidwina, daß ich mir in diesen Kleidern sehr gefalle?"

„Und mit vollem Rechte", erwiderte die kleine Gräfin, „Sie sehen wunderbar aus, ganz geeignet, den Neid und die Eifersucht aller unserer Cavaliere zu erregen."

„Du findest mich also hübsch", sagte die Czaarin geschmeichelt.

„Ach! warum giebt es keinen Mann auf der Welt, der so schön wäre, wie Sie es jetzt sind", seufzte die Gräfin Suwalow, „ich würde alles darum geben, von ihm geliebt zu werden."

„Denke also, ich sei dieser Mann", scherzte Elisabeth, „ich werde jetzt oft in diesem Anzug erscheinen

Elisabeth war von der Wucht der Thatsachen und Argumente, welche ihr erster Staatsmann mit vernichtender Logik aneinander knüpfte, tief erschüttert und forderte denselben auf, ihr die Briefe vorzulesen, worauf sie dieselben schließlich noch einmal selbst überflog, denn es wurde ihr schwer zu glauben, was jetzt so überzeugend und beleidigend zugleich vor ihr lag.

Die Depeschen d'Aillon's nach Paris, Stockholm und Kopenhagen, und der dortigen französischen Minister an ihn, enthielten nur wenig Compromittirendes und waren alle mehr gegen Bestuseff als gegen die Czaarin selbst gerichtet.

Immer wurde in denselben gegen den russischen Minister die Anklage erhoben, daß er von Oesterreich und England bestochen sei. Für Frankreich sei in Rußland nichts zu hoffen, so lange Bestuseff am Ruder sei. Dank den Bemühungen Lestocq's sei aber jeden Augenblick seinem Sturze entgegenzusehen.

Ein Brief des englischen Premierministers Carteret an den Gesandten Wich in Petersburg, enthielt den Auftrag, die russischen Minister vor den Intriguen der französischen Gesandtschaft zu warnen, welche auf Grund gefälschter Auszüge aus den Aussagen des Baron Gyllensterna vor dem schwedischen

Reichstage Bestuseff als Verräther zu verdächtigen die Absicht hätten.

Sehr compromittirend für die französisch-preußische Partei am Hofe waren die dechiffrirten Briefe des Marquis de la Chetardie.

Nicht lange nach seiner Rückkehr an den Hof der Czaarin schrieb er: „Seine Hoffnungen den Vicekanzler Bestuseff, als den Einzigen der ihm noch im Wege stände, zu stürzen, gewännen täglich mehr Boden und zwar um so mehr, als der preußische Gesandte Baron Mardefeld hierin mit ihm gemeinschafliche Sache mache und ihm selbst den geheimen Befehl zu lesen gegeben habe, worin er angewiesen werde, sich mit der Fürstin von Zerbst zu verständigen. Diese habe dem Könige von Preußen bei ihrer Abreise von Berlin versprochen, auf den Sturz des Vicekanzlers hinzuarbeiten, und mit ihr vereint hoffe er einen möglichst raschen Erfolg zu erzielen. Da er das Ansehen des englischen Hofes schon ganz herabgesetzt habe, hoffe er um so mehr in Kurzem in allen Stücken am russischen Hofe den Meister zu spielen, weil er ja ohnedies Alle, die Einfluß hätten, zu eigen habe. Lestocq sei ihm mit Leib und Seele ergeben, um ihn indessen noch mehr anzuspornen, habe er die ihm von d'Aillon bewilligte jährliche Pension noch um 2000 Rubel erhöht. Auch Frau Romanzov habe er, da sie der jungen Prinzessin von

Zerbst beigegeben sei und nunmehr sogar bei Hofe wohne, eintausendzweihundert Rubel und Frau von Suwalow sechshundert Rubel zugelegt. Jetzt sehe er vor Allem darauf, die Gedanken und Absichten der Kaiserin auszukundschaften, um aus ihren abergläubischen Vorurtheilen Nutzen ziehen zu können, und die Vornehmsten der russischen Geistlichkeit, insbesondere den Beichtvater der Czaarin mit Geld auf seine Seite zu bringen. Durch dieses Mittel habe man den Dispens und die Einwilligung des Synods zu der bevorstehenden Vermählung des Großfürsten Thronfolgers mit der Prinzessin von Zerbst erlangt. Als Probe, wie weit er es gebracht, wolle er nur anführen, daß, als unlängst in den schwedischen Angelegenheiten ein großes Conseil zusammenberufen worden, der General Romanzow und der Generalprocurator sich erst von ihm hätten instruiren lassen, was sie sprechen sollten. Nach dem Schluß des geheimen Conseils hätten sie ihm aber den ganzen Inhalt der Verhandlung bis auf den kleinsten Umstand berichtet."

In einem andern Briefe suchte sich de la Chetardie gegen den Vorwurf des französischen Ministers Amelot, als habe er bisher nichts ausgerichtet, zu vertheidigen. „Die Schuld liege nicht an ihm. Schon zur Zeit, als die Revolution der jetzigen Kaiserin ausge-

führt werden sollte, habe er vorgestellt, daß ohne einen beständigen Geldaufwand nichts zu machen sei. Trotzdem habe man nicht einmal die fünfzehntausend Dukaten, welche die Prinzessin Elisabeth damals verlangt, daran wagen wollen und er habe, fast bis zur letzten Stunde, ihr nur mit süßen Worten und Versprechungen schmeicheln können. Jetzt lasse man ihn wieder so wie damals stecken. Andere Höfe wüßten es besser anzugreifen und der Baron von Mardefeld habe ihm anvertraut, daß sein König es sich in Petersburg — als er das erste Mal in Schlesien eingerückt — hundertfünfzigtausend Rubel habe kosten lassen, um diesen Hof der Königin von Böhmen und Ungarn abwendig zu machen. Uebrigens könne man ihm deßhalb schon keine Schuld beimessen, wenn nicht Alles so gut gehe wie es oft das Ansehen habe, weil er es mit einer Frau zu thun habe, auf die man sich schlechterdings nicht verlassen könne. Schon als Prinzessin habe die Czaarin von nichts eine Kenntniß und Idee zu erlangen begehrt, als Kaiserin thue sie es noch weniger, und beharre nur bei dem, was ihr die Regierung angenehm mache. Den ganzen Tag beschäftige sie sich daher mit nichts, als auf Liebschaften zu sinnen, vor dem Spiegel zu sitzen, sich bald so, bald anders zu kleiden und sich mit kindi-

schen Spielereien zu amüsiren. Sie sei im Stande, über eine Tabaksdose oder eine Fliege etliche Stunden lang die Unterhaltung zu führen. Sobald hingegen Jemand anfange von etwas Ernsthaftem zu sprechen, ergreife sie die Flucht. Um allen Zwanges ledig zu sein und sich in jeder Beziehung zügellos gehen lassen zu können, vermeide sie den Umgang mit gebildeten und anständigen Leuten so viel wie möglich, ihr größtes Vergnügen finde sie darin, wenn sie in einem abgesonderten Lusthause oder in einer Badestube nichts weiter um sich habe als ihr Bedientenvolk. Lestocq nehme sich zwar, auf seinen seit Jahren auf sie geübten Einfluß gestützt, hie und da die Freiheit ihr in's Gewissen zu reden, allein was zu einem Ohr hineingehe, gehe zum andern wieder heraus. Ihre träge Sorglosigkeit sei so groß, daß, wenn sie heute auf den rechten Weg gebracht zu sein scheine, sie morgen schon wieder umkehre und diejenigen, die ihr als ihre gefährlichsten Feinde bezeichnet worden, ehe man sich's versehe, mit derselben Freundlichkeit behandle und bei sich aufnehme, wie diejenigen, von denen sie sich eben erst hatte berathen lassen."

Die Kaiserin war über den Inhalt dieser Briefe auf das Aeußerste empört. „Ich werde Ihnen bewei-

sen, diesen spöttischen Franzosen", rief sie, ihr Taschentuch in Stücke reißend, „daß ich nicht so träge und so sorglos bin, als sie glauben und daß meine wahrhaften Freunde sich auf mich verlassen können."

Wirklich zeigte die Czaarin von dieser Stunde an dem Marquis de la Chetardie statt der hohen Gunst, welche sie ihm bisher bewiesen nur noch die entschiedenste Abneigung. Sie vermied es, mit ihm zu sprechen und suchte, wenn er sich ihr näherte, in einem Gespräche mit Bestuseff Schutz gegen ihn. Auch der Fürstin von Zerbst zeigte sie unverhohlen ihren Haß und zog sogar in das Palais, das sie als Großfürstin bewohnt hatte, um den intimen Umgang mit derselben vollständig abzubrechen.

Der Fürstin entging die Umwandlung der Czaarin ebensowenig als Lestocq und dem Marquis. Sie versuchten nun Woronzoff zu gewinnen, welcher soeben in das Ministerium getreten war und hatten den Plan, Bestuseff durch ihn, der als ein Liebling der Monarchin galt, aus dem Sattel zu heben. Wirklich gelang es der intriguanten Mutter Katharinas, diesen als Anhänger herüber zu ziehen aber — zu spät.

Rasumowski und Bestuseff hatten indeß die Czaarin bestimmt, ohne Rücksicht gegen ihre Gegner vorzugehen

„Was rathen Sie mir also gegen den Marquis zu thun?" fragte die Czaarin ihren Minister.

„Majestät sind im Rechte, ihn verhaften und über die Grenze schaffen zu lassen," erwiderte Bestuseff.

„Wäre dies keine Verletzung des Völkerrechtes?" warf Elisabeth ein.

„Nicht im Geringsten", sagte der Vicekanzler, „der Marquis hat es bis heute versäumt, von seiner Beglaubigung als Gesandter Gebrauch zu machen, er ist Ihnen also auf Gnade und Ungnade preisgegeben, und Majestät sind sehr nachsichtig, wenn Sie ihn nicht todtpeitschen oder nach Sibirien transportiren lassen."

„Und fürchten Sie nicht Lestocq?" warf Elisabeth ein.

„Ich fürchte Niemand, wo es die Würde meiner Monarchin und die Ehre Rußlands gilt", erwiderte Bestuseff.

„Aber Sie kennen ihn nicht", rief die Czaarin, „in seinem Jähzorn ist er im Stande, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Für mein Leben trage ich nicht die geringste Sorge", beeilte sich der kluge Staatsmann zur Antwort zu geben, „aber ich zittre bei dem Gedanken, einen Menschen von solcher Gemüthsart um die Person Eurer Majestät zu wissen, er wäre fähig —"

„Ich habe bereits daran gedacht", unterbrach Elisabeth den Kanzler „und bin entschlossen, nie wieder einen Tropfen von seinen Arzneien in den Mund zu nehmen."

Als Bestuseff mit dem Gemahl der Czaarin das Cabinet derselben verließ, sagte er leise zu Rasumowski: „Jetzt ist es mit Lestocq's Einfluß vorbei, er war ihr nur als Arzt unentbehrlich. In dem Augenblick, wo sie seine Medicin nicht mehr zu nehmen wagt, hat er seine unheilvolle Rolle ausgespielt.“ Wirklich gab die Czaarin ihre Zustimmung zu den von Bestuseff vorgeschlagenen Maßregeln, befahl aber die Ausführung derselben erst dann, als sie eine Wallfahrt nach dem sechzig Werst von Moskau entfernten Dreieinigkeitskloster unternahm. Während sie dort nur der Andacht zu leben schien, schritt Bestuseff zur That.

Am 17. Juli 1744 früh 6 Uhr begab sich eine von der Czaarin ernannte außerordentliche Comission in die Wohnung des Marquis de la Chetardie; dieser schützte ein Unwohlsein vor, mußte sich aber endlich doch bequemen, dieselbe vorzulassen. Als er den allgemein gefürchteten Generalinquisitor General en Chef Usakow eintreten sah, verlor er sofort alle Fassung. Nachdem man ihm seine Vergehen aus seinen eigenen Depeschen nachgewiesen hatte, theilte ihm der Generalinquisitor mit, die Kaiserin wolle sich aus besonderer Gnade damit begnügen, daß er sofort das Reich verlasse.

Der Marquis, bis in die Lippen bleich, fand endlich Worte. „Ich stehe zu lange im Dienst“, brachte er

mühsam hervor, „um nicht zu wissen, daß ich kein Recht habe, den Schutz des Völkerrechtes für mich in Anspruch zu nehmen, da ich es versäumt habe, von meiner Beglaubigung als Gesandter des Königs von Frankreich Gebrauch zu machen. Ich unterwerfe mich daher ohne jede Widerrede den Befehlen Ihrer Majestät der Kaiserin."

Noch in derselben Nacht wurde der Marquis unter Bedeckung von zwanzig Soldaten abgeführt.

Ludwig XV. war so klug, die Beschimpfung, welche seinem Gesandten widerfahren war, als eine rein persönliche aufzufassen, da der Marquis seinen diplomatischen Charakter noch nicht geltend gemacht hatte, ja er beeilte sich sogar, der Czaarin eine Genugthuung zu bieten, indem er de la Chetardie seinen Hof verbot und d'Aillon, der wieder dessen Stelle einnahm, den Befehl ertheilte, die Anerkennung des kaiserlichen Titels von Seite Frankreichs, welche bisher nicht erfolgt war, schriftlich zu notificiren.

Als Lestocq an dem Tage der Rückkehr der Kaiserin nach Moskau dieselbe in der Sloboda am Fuße der Treppe erwartete und sich ihr zu nähern versuchte, sah ihn Elisabeth kalt und abweisend an und ließ ihn stehen, ohne nur ein Wort an ihn zu richten.

Der unentbehrliche Lestocq war in Ungnade gefallen.

Zweites Kapitel.

Die drei Cotillons.

Die über Schweden errungenen und durch den Frieden von Abo befestigten Triumphe Rußlands wurden am 15. Juli 1743 zu Moskau durch ein großartiges Fest gefeiert. Elisabeth ließ diese Gelegenheit, ihre treuen Anhänger und Diener zu belohnen, nicht unbenützt vorübergehen und zeigte sich auch gegen ihre Feinde mild und großmüthig. Bestuseff wurde für seine ungewöhnlichen Verdienste zum Reichsgroßkanzler erhoben, während Woronzoff an seiner Stelle Vicekanzler wurde. Alexis Rasumowski, der edelste Günstling, den die Geschichte aller Reiche kennt, sein Bruder Kiryll, sowie die Generäle Andrej Usakow und Alexej Romanzow wurden in den Grafenstand erhoben. Die mit Elisabeth durch ihre Mutter Katharina I.

verwandten Grafen Martin Skawronski und Andrej Henrikow wurden durch die Kammerherrenwürde und den Alexander-Newskiorden ausgezeichnet. Der Prinz von Homburg, Graf Romanzow, Fürst Nikita Trubetzkoi, Oberhofmeister Baron Münnich sowie die beiden Brüder Suwalow wurden mit Gütern beschenkt, die letzteren zwei zugleich zu Generallieutenants ernannt.

Ein Gnadenmanifest erließ allen zum Tode, zur Galeerenarbeit oder zur Verbannung verurtheilten Personen des Geistlichen-, Militair- und Civilstandes ihre Strafe, ebenso allen Staatsdienern, welche sich Vergehen in ihrer Amtsführung zu Schulden hatten kommen lassen. Alle Kronschulden wurden erlassen.

Dieser Akt seltener Güte und Nachsicht wurde in ganz Rußland mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen und versöhnte Viele, die bisher als Gegner der bestehenden Regierung gegolten, mit derselben.

Bestuseff und Rasumowski setzten jetzt den ganzen Einfluß, den sie über die Czaarin errungen hatten und in jeder Hinsicht wohl verdienten, daran, um dieselbe zu einer entschiedenen Haltung den europäischen Wirren und Kämpfen gegenüber zu vermögen und der durch die französische Partei erzielten Unthätigkeit Rußlands, welche dem Ansehen dieses mächtigen Reiches Eintrag gethan hatte, ein Ende zu machen. Jahre wa-

ren nöthig, um Elisabeth vollkommen zu überzeugen und umzustimmen und zu einem feindseligen Schritte gegen Friedrich den Großen zu bewegen. Rußland schloß zwar Verträge mit England und Polen, als aber Georg II. und August III. nach dem Wiederausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Preußen, welcher durch die Theilnahme Frankreichs, als Verbündeten Friedrichs, zu einem europäischen geworden war, von Elisabeth die zugesagten Hilfstruppen begehrten, mußten sie sich mit Freundschaftsversicherungen begnügen.

Das russische Volk war in allen seinen Schichten gegen die Einmischung in die europäischen Angelegenheiten und daher gegen einen Krieg gestimmt. Man fühlte immer mehr, daß Rußland eine Welt für sich bilde, welche die Theilnahme Europas ebenso entbehren könne, wie das Eingreifen in die Geschicke desselben, und im eigenen Lande so gut wie unangreifbar, unbekümmert um das Abendland, seine Streitigkeiten und Umwälzungen, seine große Mission für sich zu erfüllen habe. So richtig dies war, so machte sich dagegen bei einzelnen erleuchteten Staatsmännern wie Bestuseff und Rasumowski, deren Blick weiter reichte, die Ansicht geltend, daß eben dieses Rußland, das so sehr vor der Einmischung Europas in seine Angelegenheiten gesichert war, den Beruf habe, in allen Angele-

genheiten des Welttheiles das entscheidende Wort zu sprechen und diesen Beruf ohne jede Gefahr erfüllen könne.

In jener Zeit entschieden jedoch persönliche Interessen und Stimmungen der Monarchen noch weit mehr, als Vortheile oder Nachtheile der Staaten, die äußere Politik derselben. Ebenso wie Kaunitz nach dem Frieden zu Aachen in Versailles zu dem Zwecke, eine Allianz Frankreichs mit Oesterreich zu erzielen, vor Allem den galanten König Ludwig XV. und dessen allmächtige Maitresse, die Marquise von Pompadour, gegen die Person des Königs von Preußen einzunehmen suchte, bemühten sich auch Bestuseff und Rasumowski denselben in den Augen Elisabeths verhaßt zu machen. Dasselbe Mittel entschied in Petersburg wie in Versailles. Friedrich der Große selbst bot, durch seine satyrische Ader, seinen Gegnern unbezahlbare Waffen gegen ihn. Was seine Staatskunst erreicht hatte, vernichteten seine boshaften Witze und Gedichte. In einer Reihe beißender Epigramme geißelte der Sieger von Mollwitz und Kesselsdorf den König von Frankreich, die Pompadour und die Czaarin eben so gut wie seine Gegner Georg II., Maria Theresia und August III. Seine Poeteneitelkeit trieb ihn an diese kleinen versificirten Bosheiten in dem geistreichen Kreise, der

ihn umgab, vorzulesen und seinen literarischen Freunden in Paris mitzutheilen. Und diese Epigramme waren es, welche Ludwig XV. und die Pompadour eben so wie die Kaiserin von Rußland gegen ihn aufregten und die Allianz Frankreichs und Rußlands mit Oesterreich gegen Preußen zu Stande brachten. Kaum hatte Friedrich II. von den Erfolgen, die Kaunitz in Versailles und Bestuseff in Petersburg errungen, Kenntniß erhalten, so ließ er seiner Bosheit nur noch mehr die Zügel schießen und taufte, unter dem lauten Beifall und Gelächter seiner Freunde in Sanssouci, die Allianz der drei Mächte „das Bündniß der drei Cotillons“ (der drei Unterröcke).

Maria Theresia nannte er fortan nur noch Cotillon I., Elisabeth, Cotillon II. und die Pompadour, Cotillon III. Jede ähnliche Aeußerung wurde Elisabeth sofort hinterbracht und reizte ihren Zorn gegen den König von Preußen nur noch mehr. Als der mit dem preußischen Botschafter Baron Mardefeld befreundete Staatsrath Nepuljew einmal die Partei Friedrich des Großen zu nehmen wagte, rief die Kaiserin: „Wenn er nicht ein gekröntes Haupt wäre, würde man ihn unter keinem andern Namen als unter dem eines Betrügers kennen.“

Zum Ueberflusse kehrten einige Haiducken, welche

im Dienste des Königs gestanden hatten, nach Rußland zurück und erzählten einer Kammerfrau der Czaarin, daß Friedrich der Große von der letzteren stets nur in den verächtlichsten Ausdrücken spreche. Die Kammerfrau beeilte sich dies ihrer Gebieterin zu hinterbringen, und setzte diese nur noch mehr in Feuer und Flammen.

Oesterreich besaß damals, ganz gegen seine früheren und späteren Traditionen, eine vortreffliche Diplomatie. Kaunitz in Paris und Baron von Pretlach in Petersburg überboten sich an Feinheit und Gewandtheit, die Blößen ihrer Gegner auszubeuten. Durch Rasumowski in den intimen Hofcirkel der Czaarin eingeführt, gewann der liebenswürdige und galante Botschafter Maria Theresias rasch die Gunst Elisabeths, welche von Bestuseff immer von Neuem dazu gedrängt, endlich am 2. Juli 1746 einen Allianzvertrag mit Oesterreich abschloß und in einem geheimen Artikel desselben Maria Theresia versprach, ihr bei der Zurückeroberung der an Preußen verlornen Provinzen Hilfe zu leisten. England und Sachsen traten demselben bei, und so war damals schon der Funke gelegt, welcher zehn Jahre später im siebenjährigen Kriege explodiren sollte. Am 30. November 1747 wurde zwischen England, Holland und Rußland ein weiteres Uebereinkommen geschlossen, in Folge dessen vierzigtau-

send Russen über Polen, Mähren und Böhmen an den Kriegsschauplatz zogen. Der Friede von Aachen machte indeß dem Kampfe ein Ende und die Truppen Elisabeths kamen diesmal nicht in's Gefecht. Nach dem Frieden erfolgte eine vollständige Umwälzung in der Stellung der europäischen Mächte zu einander. Kaunitz gelang es, eine große Allianz zwischen Oesterreich, Rußland, Frankreich, Sachsen und Polen gegen Friedrich den Großen zu Stande zu bringen, während dafür Preußens erbittertster Gegner, England, jetzt sein Bundesgenosse wurde.

Während in Schweden die Rußland feindliche Partei der „Hüte" dominirte, gelang es der Diplomatie der Czaarin, Dänemark in das europäische Bündniß gegen Preußen hineinzuziehen und zu kriegerischen Rüstungen zu bestimmen.

Da der Großfürst Thronfolger als ein entschiedener Anhänger, ja Anbeter Friedrich des Großen galt, suchte Bestuseff nicht allein das Ansehen desselben bei der Kaiserin zu schwächen, sondern ging geradezu mit dem Plane um, Peter vom Throne auszuschließen. Um die Abreise der Fürstin von Zerbst, in welcher er mit Recht eine preußische Agentin sah, zu erzielen, suchte er die Vermählung ihrer Tochter Katharina mit dem Thronfolger möglichst zu beschleunigen. Die Czaa-

rin selbst beschäftigte sich mit besonderer Vorliebe mit den Vorbereitungen zu derselben.

Auf Elisabeths Wunsch sendete die russische Gesandschaft in Paris eine eingehende Description der Ceremonien und Festlichkeiten ein, mit denen die Vermählung des Dauphins und der spanischen Infantin gefeiert worden war, ebenso wurde aus Dresden ein detaillirter Bericht über das prunkvolle Beilager August III. abgefordert. Elisabeth hatte die Absicht, bei dieser Gelegenheit einen nie gesehenen Pomp zu entfalten. Peter wurde im Sommer 1745 von dem das Reichsvicariat führenden Churfürsten von Sachsen für volljährig erklärt, und am 1. September desselben Jahres seine Vermählung mit Katharina vollzogen. Zehntägige Festlichkeiten, deren Pracht an die Märchen des Orients mahnte, begleiteten dieselbe.

Von allem Anfang an, trat ein ernster unheilverkündender Zwiespalt zwischen dem Thronfolger und seiner jungen eben so klugen als schönen Gemahlin zu Tage. Während der erstere sich bei jeder Gelegenheit leidenschaftlich, eigensinnig und kindisch zeigte und alles Russische mit einer Art Verachtung von sich wies, verstand es Katharina sich langsam aber sicher die Sympathieen des Hofes wie des Volkes zu gewinnen. Der bezaubernde Eindruck ihrer Persönlichkeit, ihrer Reize

und Liebenswürdigkeit, wurde durch ihren seltenen Geist, ihre Wißbegierde und Theilnahme für Alles, was ihr neues Vaterland betraf, nur noch gesteigert. Sie beeilte sich russisch zu lernen und sprach und schrieb es in kurzer Zeit ganz vorzüglich.

Sie eignete sich alle Ceremonien der russischen Kirche eben so rasch an, wie die Gebräuche des Volkes. Auch verstand sie es der Czaarin alle ihre Schwächen abzulauschen und kam jeder ihrer Launen entgegen. Nur zu bald entdeckte Katharina, trotz ihrer Jugend, daß ihr Gemahl auf dem besten Wege war sich bei der Nation verhaßt zu machen, ja vielleicht um den Thron zu bringen und sie begann ihm gegenüber jene Macht geltend zu machen, welche früh in ihr lag und durch die sie sich später ein großes Reich unterthan machte; so sehr er ihr auch abgeneigt war, stand er doch bald ganz unter ihrem Einflusse und war nicht fähig ihr irgend etwas zu verschweigen. Katharina hielt ihn nun so viel als möglich von allen den unsinnigen Schritten, welche ihn aller Sympathieen beraubt hatten, ab, und suchte anderseits die Zügel der politischen Intrigue immer mehr in ihre Hand zu bekommen.

Bestuseff war anfangs ebenso sehr ihr Gegner als der ihres Gemahls. Der junge Hof stand förmlich unter Polizeiaufsicht. Ein Kammerdiener des

Thronfolgers war bestochen, Alles zu berichten, was in dem kleinen Palaste des jungen fürstlichen Ehepaares vorging und entwendete sogar Papiere aus dem Schreibtisch Peter's, um sie dem Großkanzler auszuliefern.

Katharina war es, welche im April 1748 den Verräther entlarvte und als Peter nicht den Muth hatte denselben zu bestrafen, ihn binden ließ und eigenhändig peitschte. Dann fuhr sie zu Bestuseff und stellte ihn förmlich zur Rede.

Von dem Augenblicke an war dieser wie verändert, er faßte eine eigenthümliche Achtung, ja Vorliebe für die junge Großfürstin und begann sich mit dem Gedanken zu beschäftigen, sie zur Nachfolgerin Elisabeths zu machen.

Drittes Kapitel.

Zu früh.

In der Nacht des 26. August 1749 befand sich Moskau, der Hof ebenso wie die Stadt, in unbeschreiblicher Verwirrung und Aufregung. Von Mund zu Mund flog die Kunde, die Czaarin Elisabeth sei gefährlich erkrankt und dem Tode nahe. Das Volk rottete sich in den Straßen und vor der Sloboda zusammen, es hieß, Lestocq habe die Monarchin vergiftet, um dem preußisch gesinnten Großfürsten Peter den Weg zum Throne zu öffnen. Die Menge zeigte sich geneigt nach dem Hause des verhaßten Franzosen zu ziehen und über ihn Gericht zu halten, während Einzelne sogar die Absicht aussprachen, sich des Thronfolgers zu bemächtigen. Zur rechten Zeit erschien der Gemahl der Monarchin, Graf Alexis Rasumowski, und seine Versicherung, daß von

einer ernstlichen Besorgniß für das Leben Elisabeths gar nicht die Rede sein könne, beruhigte die empörten Massen. Mitten in der Nacht eilte der muthige Mann jetzt zu Bestuseff, wo, wie er durch einen Vertrauten erfahren, sich die Minister, Generale und andere einflußreiche Personen versammelt hatten, um zu berathen und zu beschließen, was für den Fall des Todes der Kaiserin geschehen habe. Die Dienerschaft weigerte sich zuerst, Rasumowski einzulassen, als er aber die Drohung aussprach, mit einem Garderegimente zurückzukehren und sich den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen, wurden ihm die Thüren endlich geöffnet. Er fand Bestuseff eben im Begriffe der glänzenden Versammlung die Nachtheile und Gefahren auseinander zu setzen, welche das Reich wie jeden Einzelnen in dem Falle bedrohten, wenn Peter den russischen Thron besteige. Mit prophetischem Blicke sagte er jetzt Alles das voraus, was später, als der Großfürst unter dem Titel Peter III. zur Regierung gelangte, wirklich eintraf. Er schilderte seine Affenliebe für den König von Preußen und alles Preußischdeutsche, seinen lächerlichen Hang zur Soldatenspielerei, seine Abneigung gegen Rußland, die russische Kirche und das russische Wesen, seinen Eigensinn und seine an Krankhaftigkeit grenzende Launenhaftigkeit und Veränderlichkeit, und versäumte es auch nicht die

Herrschsucht und den Ehrgeiz seiner jungen von der Natur mit den gefährlichsten Gaben ausgestatteten Gemahlin zu betonen.

Er kam zuletzt zu dem Vorschlage, daß man sofort alle Anstalten treffen möge, sich zu rechter Zeit der Person des Großfürsten Peter und der Großfürstin Katharina versichern zu können, um dann freie Hand zu haben, denn Rußland habe nach dem Ableben Elisabeths von Niemandem Heil und Rettung zu erwarten, als von dem in Schlüsselburg eingekerkerten Prinzen Iwan. Man sprach für und gegen, bis der General Suwalow geltend machte, daß man von dem durch die Czaarin selbst eingesetzten Erben nur Hochmuth und Willkür, von Jenem aber, den man selbst aus dem Kerker auf den Thron führe, unbegrenzte Dankbarkeit und Lenksamkeit zu erwarten habe. Dieser Gesichtspunkt entschied endlich bei Allen und die Anwesenden traten einstimmig dem Plane Bestuseff's bei. Schon war dieser daran die nöthigen Befehle zu ertheilen, als Alexis Rasumowski das Wort ergriff. „Ich schließe mich Ihren Auseinandersetzungen und ihrem Beschlusse vollständig an", sagte er, „aber derselbe kommt entschieden zu früh, die Kaiserin wird nicht sterben."

„Wissen sie dies so gewiß, Graf", warf Bestuseff ein."

„Ja, ich bin meiner Sache vollkommen sicher", erwiderte Rasumowski, „und eben deßhalb gebe ich Ihnen den Rath, meine Herren, sich nicht so sehr mit der Thronfolge, als mit den Anschlägen zu beschäftigen, welche eben jetzt in dem Palaste des Großfürsten Peter geschmiedet werden."

„Wie? Was geschieht dort", riefen verschiedene Stimmen.

„Lestocq, dessen Einfluß bei der Kaiserin vollständig gesunken ist, befindet sich zu dieser Stunde in dem Cabinet der Großfürstin Katharina, um ihr seine Dienste anzubieten", fuhr Rasumowski fort. „Allerdings hat er diesen Schritt viel zu früh gewagt, und uns so Gelegenheit gegeben, ihm vollends die Larve herunter zu reißen."

„Sie besorgen ein Attentat?" rief Bestuseff.

„Allerdings", gab Rasumowski zur Antwort, „und eben deßhalb fordere ich Sie, als den ersten Minister des Reiches auf, ihre Pflicht zu thun und die Großfürstin zu beobachten, während ich selbst bei der Kaiserin wachen werde."

„Wenn die Czaarin nicht stirbt", sagte jetzt der Prinz von Homburg, „dann ist diese Versammlung hier für uns sehr compromittirend, und da Keiner von uns durch Verrath gewinnen, sondern wir Alle gleichmäßig

verlieren und mit der Knute Bekanntschaft machen würden, so beantrage ich, daß alle Anwesenden sich gegenseitig durch Eid zum vollständigen Stillschweigen verpflichten."

Die ganze Versammlung stimmte bei und leistete den von dem Prinzen geforderten Schwur. Auch Rasumowski gab das Versprechen ab, von dem Vorgefallenen der Czaarin in keiner Weise Mittheilung zu machen, worauf sich die voreiligen Retter des Staates trennten. Bestuseff eilte nun den Palast des Großfürsten mit seinen Leuten zu umgeben, Berittene waren in der Nähe bereit, um ihm von jedem Vorfalle daselbst sofort Nachricht zu geben.

Indeß war Rasumowski in den Palast der Kaiserin zurückgekehrt. Er fand Elisabeth ohne Bewußtsein, ihre Umgebung in der höchsten Bestürzung und Lestocq in seiner aufdringlichen Weise um die Kranke beschäftigt.

„Ich kann Ihnen nicht gestatten, hier zu verweilen", rief der kleine Franzose mit seiner gellenden Stimme dem Gemahl der Kaiserin entgegen, als er denselben an das Bett Elisabeths treten sah, „vor Allem ist hier Ruhe nöthig, ich muß darauf bestehen, daß man mich mit Ihrer Majestät allein lasse."

„Das wird man nicht", entgegnete Rasumowski mit seiner ernsten feierlichen Würde, „überhaupt erstaune ich, Sie hier zu finden, Herr Lestocq."

„Bin ich nicht der Leibarzt Ihrer Majestät?" gab Lestocq zur Antwort.

„Ich vermuthe, daß man Sie im Palaste der Großfürstin, von wo Sie eben kommen, nöthiger hat und Ihre Kunst besser zu schätzen weiß, als hier, wo ich Ihnen hiermit verbiete, dieselbe ferner auszuüben", sprach Rasumowski kalt.

„Ich habe von Niemandem Befehle anzunehmen, als von der Monarchin selbst", stieß Lestocq zwischen den zornig zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Sie werden dies Gemach auf der Stelle verlassen", gebot der Gemahl der Czaarin.

„Nein, das werde ich nicht", schrie Lestocq auf.

„Nun, wir wollen sehen", sprach Rasumowski, rief den Wache habenden Officier und befahl demselben, Lestocq abzuführen. „Ich weiche nur der Gewalt", murmelte der Leibarzt, während seine kleinen Augen zornig rollten, „wenn aber die Kaiserin stirbt, werde ich sie dafür verantwortlich machen."

„Wenn die Kaiserin stirbt", rief Rasumowski, die Brauen finster zusammenziehend, „sind Sie ihr Mörder, Herr Lestocq und wir werden von Ihnen Rechenschaft zu fordern wissen, verlassen Sie sich darauf."

Bleich vor Wuth und am ganzen Leibe zitternd, entfernte sich der Franzose. Kurze Zeit darauf erschie-

nen zwei andere Aerzte, welche Rasumowski an das Krankenlager der hohen Frau berufen hatte und boten ihre ganze Kunst auf, dieselbe zum Leben zurückzurufen.

„Hat sie Gift bekommen?" fragte Rasumowski leise.

„Nein", entgegnete der eine, „aber die Mittel, welche angewendet wurden, sind theils falsch, theils ungenügend, veraltete Quacksalberkünste."

„Ist Hoffnung vorhanden, daß sie am Leben bleibt?" fragte Rasumowski weiter.

„Ich stehe dafür, daß sie nicht stirbt", erwiderte der zweite Arzt.

Rasumowski athmete auf. Wirklich kam Elisabeth im Verlaufe der nächsten Viertelstunde vollkommen zu sich. Sie war noch sehr matt und das Reden wurde ihr schwer, aber sie unterschied alle Gegenstände und Personen, welche sie umgaben, und als Rasumowski sich in der überströmenden Freude seines Herzens, alle Etiquette bei Seite lassend, zärtlich über sie beugte, lächelte sie ihn an.

Bald verfiel sie in einen tiefen und ruhigen Schlaf und als sie am Morgen erwachte, erklärten die Aerzte, daß alle Gefahr vorüber sei.

Die Gräfin Suwalow, welche im Solde Frankreichs

stand, beeilte sich der Kaiserin den Vorfall mit Lestocq in einer Weise mitzutheilen, welche auf Rasumowski das übelste Licht werfen mußte. Elisabeth hörte indeß ihre Favorite ruhig an und sagte dann lächelnd: „Sobald Rasumowski etwas thut, ist es gewiß recht und gut, er ist der treueste Mann, den ich kenne. Lestocq steht mit meinen Feinden in Verkehr und Freundschaft, weiß Gott was er vorgehabt hat, ich muthe ihm alles Böse zu. Vielleicht wollte er mir Gift reichen."

Vergebens versuchte die Gräfin ihre kaiserliche Freundin für den Leibarzt günstiger zu stimmen, er war und blieb in Ungnade. Als Rasumowski dagegen in ihr Schlafgemach trat, streckte sie ihm von weitem schon beide Hände entgegen, welche er, vor ihrem Bette niederknieend, mit Küssen bedeckte.

„Ich war in ernster Gefahr, mein Freund", flüsterte sie, „es war nahe daran, daß ich Dich verlassen hätte für immer, aber Gott war mir diesmal gnädig und Dein treues Auge hat über mich gewacht, ich danke dir mein Leben, ich weiß es." Die Czaarin blickte ihm mit zärtlicher Hingebung in die Augen und strich mit ihrer kleinen Hand über seine Wange. „Hast Du Angst um mich gehabt, Alexis?" fragte sie. Jetzt, wo sie sich außer Gefahr wußte, freute sie sich der Sorge und des Schmerzes, die er an den Tag gelegt hatte.

„Ja Elisabeth", entgegnete ihr Gemahl, „ich habe um Dich gezittert ebenso namenlos, wie ich mich jetzt freue Dich wieder wohl und heiter zu sehen."

Während die beiden Gatten in durch nichts gestörter Seligkeit Worte und Küsse tauschten, stand auf dem Balcon des kleinen Palastes, welchen der Großfürst bewohnte, eine junge, blühend schöne Frau, Herrschsucht und Ehrgeiz im Blicke, und ließ ihre fieberhaft glühenden Wangen von dem frischen Morgenwinde kühlen; lange starrte sie vor sich hin, dann riß sie sich mit einem Male von den Gedanken los, welche sie quälten. „Zu früh", murmelte sie, „zu früh!"

Viertes Kapitel.

Ein Cadettentheater.

Jene Vorliebe, welche der gemeine Mann in Rußland beinahe in noch größerem Maße als in Italien für die Künste besitzt, schien sich in den ukrainischen Leibeigenen und Bauernsöhnen Alexis und Kiryll Rasumowski verkörpert zu haben. Der Erstere insbesondere hatte, wie in jeder Hinsicht auch in dieser den besten Einfluß auf die Czaarin Elisabeth. Was der hohe Adel Rußlands bis jetzt versäumt hatte, das gelang dem Mann aus dem Volke, die Gründung einer russischer Nationalliteratur und eines russischen Theaters. An Lomonossoff, dem begünstigten Schützling Rasumowski's, besaß das damalige Rußland einen Poeten, auf den es heute noch stolz sein kann. Die Pflege der Wissenschaften lag vorzüglich in den Händen der von der

Czaarin Katharina I. nach dem mustergültigen Plane Peter des Großen zu Petersburg gestifteten Akademie. Dem russischen Volkscharakter getreu, welcher durch seinen Hang zur Selbsthilfe und seinen auf das Nützliche und im Leben Brauchbare gerichteten klugen Sinn so viel Aehnlichkeit mit dem nordamerikanischen zeigt, verfolgte dieselbe nicht nur gelehrte, sondern auch höchst practische Zwecke. Bis zum Jahre 1742 waren neun Bände Abhandlungen von derselben herausgegeben worden, in denen vorzüglich die Naturforscher und Mathematiker Bernouilli, de l'Isle und der berühmte Leonhard Euler von Basel, sowie die russischen Historiker Bayer und Müller glänzten. Der Geschichte und Geographie Rußlands wurde ebenso wie der russischen Sprache die größte Sorgfalt gewidmet. Die letztere wurde philologisch erforscht und in grammatikalischer Richtung festgestellt und verbessert. Eine von der Akademie eingesetzte Commission hielt wöchentlich zwei Sitzungen, in denen alle Schriften, welche in russischer Sprache in Druck gelegt werden sollten, censirt und corrigirt wurden. Wiederholt verließen Mitglieder der Akademie auf Anregen der Regierung und von wissenschaftlichem Eifer getrieben, den gelehrten Frieden ihrer Studirstube und begaben sich in die entferntesten Provinzen des russischen Weltreiches, um an Ort und Stelle

Studien zu machen und die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Länder und Volksstämme kennen zu lernen. Die sogenannte kamschadkische Expedition, deren gelehrte Mitglieder die Professoren Gmelin, Müller und de l'Isle waren, befand sich länger als zehn Jahre auf der Reise und besuchte zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchung, alle Rußland unterworfenen Völker Asiens bis China und Japan. Ihre in russischer und lateinischer Sprache eingesandten Observationen leisteten Alles, was die damalige Wissenschaft nur zu leisten vermochte und so konnte auf Grundlage derselben eine so treffliche und zugleich gelehrte und praktisch werthvolle Beschreibung von Sibirien geliefert werden, wie sie in jener Zeit weder von Frankreich noch einem andern Lande des civilisirten Europa vorhanden war. Die sogenannte orenburgische Expedition lieferte durch den Fleiß und Eifer der Räthe Jatisew, Kyrilloff und Heintzelmann und des Flottencapitains Elton zu gleicher Zeit kaum minder wichtige Resultate über die südlichen Provinzen gegen das kaspische Meer zu.

Unter der Leitung des Elsässers, Schuhmacher, waren die Bibliothek der Akademie, das Kunst- und Naturalienmuseum sowie das Münzen-Cabinet entstanden und rasch aufgeblüht. Im Jahre 1746 ernannte die Kaiserin Kiryll Rasumowski zum Präsidenten der Akademie,

tilgte die Schulden dieser Anstalt und bewilligte auf Bitten der Brüder Rasumowski eine jährliche Zulage von 53000 Rubeln zur Hebung der trefflichen wissenschaftlichen und Kunstanstalten der Akademie. Die letzteren wurden 1758 von der Akademie der Wissenschaft getrennt, mit größeren Mitteln ausgestattet und als eine besondere Akademie der Künste organisirt, deren Leitung der treffliche Stählin hatte. Vierzig, auf Kosten der Krone erhaltene und ausgebildete Zöglinge fanden in derselben Aufnahme und bildeten sich hier in Sculptur, Malerei und Baukunst aus.

Die Kaiserin begünstigte unter den Künsten vor Allem die Musik. Sie selbst besaß eine sehr schöne Stimme und eine vorzügliche Gesangschule. Kiryll Rasumowski theilte ihre Vorliebe. Als er die seit dem Tode Daniel Apostol's unbesetzt gebliebene Würde eines Hetmans der Kosaken erhalten hatte, mit der ein Einkommen von einhunderttausend Rubeln verbunden war, benützte er dasselbe, um in seinem Palaste zu Gluchow eine beinahe durchaus aus Russen bestehende Kammermusik zu halten, vierzig Sänger und Musiker, welche ihm überall Ehre gemacht hätten. Im Verein mit dem Hofmusikus Maresch und dem Oberjägermeister Nariskin begründete er die den Russen eigenthümliche

Hornmusik, welche in ganz Europa Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte.

Der Hof unterhielt zu jener Zeit nur eine italienische Oper und ein Ballet. Im Jahre 1748 kam eine Gesellschaft deutscher Schauspieler nach Petersburg und erzielte in jeder Beziehung eine überraschende und denkwürdige Wirkung. Nicht genug, daß die Darstellungen derselben die Czaarin, ihren Hof und Alles, was auf Geist und Bildung Anspruch machte, im Auditorium vereinigten, begann sich zuerst unter den Russen die Lust zu regen, ein selbstständiges und eigenthümliches Schauspiel zu besitzen. Einige junge und strebsame Cadeten waren es, welche, auf diese Weise angespornt, zuerst den Grund zu einem russischen Nationaltheater legten und Alexis Rasumowski, der kleinrussische Bauernsohn, der Gemahl der Kaiserin, war ihr Mäcen. Eines Abends, während die deutschen Comödianten spielten und das ganze auserlesene Publicum in Begeisterung versetzten, sagte der Cadet Alexander Somarokow, der Sohn eines geheimen Rathes, zu einem jungen Cameraden: „Ach! wie unbezahlbar ist es, wenn man so täglich auf der Bühne die großen Thathen der Vergangenheit oder die gewöhnlichen Vorfälle des alltäglichen Lebens, bald ernst und traurig, bald heiter und lächerlich an sich vorüberziehen sehen kann,

und welche herrliche Wirkung müßte dies erst in der eigenen heimathlichen Sprache üben. Ich beneide diese Franzosen und Deutschen um ihre Stücke und ihre Schauspieler."

„Beneidet sie nicht, sondern ahmt ihnen nach", sagte plötzlich Graf Rasumowski, welcher sich in der Nähe der beiden Cadeten befand. „Bei allen Nationen waren es amateurs, welche zuerst Theater spielten und auf diese Weise eine Nationalbühne schufen. Das wäre eine schöne Aufgabe für Euch junge Leute."

„Gewiß Excellenz", erwiderte Somarokow, „und wir hätten auch den Muth, diesen trefflichen Gedanken zur Ausführung zu bringen, wenn wir dabei auf Ihre mächtige Unterstützung rechnen könnten."

„Zählen Sie auf mich", beeilte sich Rasumowski zu erwidern, „ich liebe die Künste und würde es vor Allem gern sehen, wenn wir ein selbstständiges Theater besitzen würden. Ein gutes Schauspiel ist für die Gebildeten, was eine Kirche und Predigt für das Volk ist."

Der Keim war gelegt. Noch an demselben Abend besprach Somarokow mit ein paar aufgeweckten Cameraden die ganze Angelegenheit und dann schritten sie rasch zur Ausführung.

Alexis Rasumowski und Suwalow gaben das nö-

thige Geld, rasch wurde eine Bühne aufgestellt, Decorationen wurden gemalt und Costüme angefertigt und einen Monat später spielten die Cadeten das erste Mal vor der Czaarin und der vornehmen Welt von Petersburg. Die jungen Leute, unter denen sich Somarokow als Darsteller ganz besonders hervorthat, spielten so gut, daß das kleine Cadetentheater bald zum Mittelpunkte des socialen und geistigen Lebens der nordischen Hauptstadt wurde.

In der ersten Zeit spielten die Cadeten in französischer Sprache, da sie in derselben gleich ein reiches und brauchbares Repertoire vorfanden, und sie versuchten ihr Talent und ihre Kunst eben so gut an Racine und Corneille wie an Molière. Gleich in den ersten Anfängen des russischen Theaters zeigte sich jedoch eine erfreuliche Umkehr, von der hohlen Declamation und dem falschen Pathos der das antike Drama nachahmenden Tragödie jener Zeit, zu der Natur und dem realen Leben.

Die französische Comödie fand allerdings, da die Mehrzahl des russischen Adels damals nur der russischen Sprache mächtig war, nur geringen Anklang, so daß auf besonderen Befehl der Kaiserin sich alle Hofleute, Beamte und Militairs durch Unterzeichnung einer

Circulair-Ordre verpflichten mußten, in derselben zu erscheinen. Als einmal trotzdem der Zuhörerraum sehr spärlich besetzt war, wurden mitten in der Nacht die Fürstin von Hessen-Homburg und andere Herren und Damen des Hofes durch sogenannte Jesdavi (Hofstallreiter) geweckt und um die Ursache ihres Ausbleibens mit dem Zusatze befragt, daß in Zukunft Jeder, der dem Schauspiel ohne genügende Entschuldigung fern bleibe, von der Polizei mit fünfzig Rubel Strafe gebüßt werden würde. Dies war vielleicht tyrannisch, aber es hatte die besten Folgen. Der hohe Adel Rußlands wurde durch das Beispiel seiner schönen und kunstliebenden Monarchin aus seiner Theilnahmlosigkeit aufgerüttelt und begann sich immer lebhafter für Theater, Musik und Poesie zu interessiren.

Eines Tages wurde Somarokow zur Kaiserin beschieden, welche ihn in Anwesenheit des Grafen Rasumowski sehr huldvoll empfing und als die Ursache der geringen Theilnahme für die Theatervorstellungen der Cadeten die Darstellung in französischer Sprache bezeichnete.

„Wie wäre es", sagte sie zuletzt, „wenn wir es mit einer russischen Comödie versuchen würden?"

„Ich zweifle nicht, Majestät", entgegnete Somaro

kow, „daß der Erfolg ein bei weitem besserer wäre, aber es fehlt uns an Stücken."

„Man soll also Stücke schreiben", rief die Czaarin, „das wäre eine Aufgabe für Lomonossoff, nicht, Graf Rasumowski? Und Ihr jungen Leute", wendete sie sich zu dem Cadeten, „steckt denn in Euch gar kein Talent, begeistert Euch nicht der Gedanke, es in unserer theuern heimathlichen Sprache den anderen Nationen Europas gleich zu thun?"

„Der Wunsch Euerer Majestät wird wohl meine Kühnheit entschuldigen", sprach Somarokow, „wenn ich den Versuch wage, ein Stück in russischer Sprache zu verfassen."

„Nur gleich an's Werk, mein Freund", rief die Czaarin, „an Ermunterung und Lohn von meiner Seite wird es nicht fehlen."

Somarokow beeilte sich nun wirklich den Gedanken der schönen Monarchin auszuführen und schrieb ein russisches Stück, das bei der Aufführung so viel Beifall fand, daß der junge Poet bald ein zweites und drittes folgen ließ. In jenen Kreisen des Hofes und der Aristokratie, in denen Bildung und französische Verfeinerung als eins und dasselbe galten, tadelte man allerdings die Art und Weise, in der Somarokow seine Comödien schrieb, und meinte, sie seien eher auf den Ge-

schmack gemeiner Leute als der Gebildeten berechnet, aber die Kaiserin eben so wie Rasumowski erkannten sofort, daß der junge Cadet den richtigen Weg betreten habe und daß der kräftige volksthümliche Ton, den er anschlug, dem russischen Theater eine selbstständige und gesunde Entwickelung verhieß. Somarokow's Stücke waren die Anfänge jener nationalen Comödie, welche später in Gribojedows „gorja i duma" und Gogols „Revisor" ihre classischen Blüthen trieb.

Die Czaarin gründete, von Rasumowski und Suwalow hierzu ermuntert, ein russisches Nationaltheater und ernannte Somarokow zum Director desselben.

Unter den russischen Schauspielern, welche sämmtlich eine überraschende Naturwahrheit in der Ausführung ihrer Rollen zeigten, zeichnete sich der Sohn eines Jaroslawer Kaufmanns, Feodor Wolkoff, sowohl durch die seltene Schönheit seiner Erscheinung als die Genialität seines Spiels ganz besonders aus. Er war in kurzer Zeit nicht nur der erklärte Liebling des Publicums, sondern auch der Czaarin, die ihn in ihre Hofcirkel zog und bei jeder Gelegenheit auszeichnete.

Fünftes Kapitel.

Frauengunst.

In dem Maaße, in welchem Lestocq die Gunst Elisabeths eingebüßt hatte, war Bestuseff in derselben gestiegen. Er dankte freilich das Vertrauen und Wohlwollen der Monarchin ganz anderen Motiven, als der kleine intriguante Franzose. Lestocq's Einfluß auf die schöne launenhafte Frau war ein rein persönlicher gewesen, er verstand es, sich ihr zugleich unentbehrlich und angenehm zu machen, ihr zu schmeicheln und die Zeit zu vertreiben, Bestuseff lag diese Art Zauber ferne. Die Czaarin war für ihn eingenommen, weil ihr Gemahl Alexis Rasumowski bei jeder Gelegenheit für den Großkanzler Partei nahm und weil sie allmälig von der Ueberzeugung durchdrungen wurde, daß das von ihm verfochtene politische System das für Rußland

heilsamste sei. Bestuseff's Ansehen bei der Monarchin war also auf weit reellerer Grundlage entstanden und er konnte daher mit Recht auf eine gewisse Dauer desselben hoffen. Da die Czaarin trotz der Umwandlung, welche Rasumowski in ihrem ganzen Wesen hervorgebracht hatte, eine angestrengte Regierungsthätigkeit, so lange sie lebte, zu meiden suchte, machte sich Bestuseff bei ihr auch durch die Art und Weise wie er die Geschäfte erledigte, durch seinen Fleiß und die geringe Mühe, welche er ihr selbst verursachte, beliebt.

Bestuseff's Stellung schien vollends unerschütterlich geworden, als es ihm gelang, die Vermählung seines Sohnes mit der jungen Gräfin Rasumowski zu Stande zu bringen. Denn obwohl Alexis Rasumowski sich in keiner Weise direct in die Regierungsgeschäfte mischte, so zweifelte doch Niemand, daß die Czaarin selbst in jeder wichtigen Sache seine Stimme vor allen Andern zu hören verlangte und daß seine Meinung stets den Ausschlag gab.

Bestuseff wurde jetzt von der Czaarin förmlich zu ihren Freunden gezählt und beinahe jeden Abend zu ihren kleinen parties de plaisir gezogen, so daß es ihm jetzt nie an Gelegenheit fehlte, seine Ansichten bei der sonst so schwer zugänglichen lebenslustigen Frau zur Geltung zu bringen. Trotz alledem fühlte sich

der erfahrene Staatsmann nicht vollkommen sicher, so lange er nicht Lestocq für immer unschädlich gemacht und aus der Nähe der Czaarin entfernt hatte, denn er wußte es nur zu gut, welch' ein wandelbares Ding Frauengunst ist.

Bei jedem Anlaß stellte Bestuseff den intriguanten Franzosen der Monarchin als den gefährlichsten Menschen in Rußland hin, als einen unruhigen unbesonnenen Kopf, einen gewissenlosen rachgierigen und gewinnsüchtigen Charakter, von dem das Schlimmste zu erwarten sei, besonders jetzt, wo durch die Ungnade der Czaarin auch seine Einkünfte bedeutend geschmälert seien, denn die Höfe von Versailles, Berlin und Stockholm, die ihm große Pensionen gezahlt, hätten dieselben theils verringert, theils ganz eingestellt. Die Briefe, welche der Großkanzler nach wie vor in Petersburg, und die österreichische Regierung auf Ansuchen ihres Petersburger Botschafters Pretlach in Wien erbrechen und dechiffriren ließen, lieferten täglich neues schwer gravirendes Material gegen Lestocq, wie früher gegen den Marquis de la Chetardie. Lange zögerte Elisabeth, gegen ihren einstigen Vertrauten entschieden vorzugehen und es war ein edler Zug ihrer Natur, welcher sie davon abhielt. „Ich danke ihm doch sehr viel," sagte sie zu Rasumowski, als dieser ihr die Beweise dafür vorlegte, daß

Lestocq von Anbeginn nichts weiter als ein Agent und Spion Frankreichs gewesen sei und noch immer von dem dortigen Hofe bezahlt werde. „Er darf mir ohnehin nicht mehr von Staatsangelegenheiten sprechen," fügte sie hinzu, „und so können wir ja nur darüber lachen, wenn Frankreich seine Künste und sein Geld umsonst verwendet." Als sie aber aus Lestocq's eigenen Briefen immer wieder erfuhr, wie er alle Maßregeln Bestuseff's, auch jene, welche bereits ihre Sanction und ihre volle Bewilligung hatten, als toll und unsinnig bezeichnete, nahm ihre Abneigung gegen den ersteren zusehends zu.

Der Großkanzler hatte endlich leichtes Spiel, als er den Entschluß faßte, den entscheidenden Streich zu führen und Lestocq vollends zu stürzen.

Es war Abends beim Spiel, wo er das vertrauliche Beisammensein mit der Czaarin benützte, um seinen Gegner zu verderben. „Ich habe heute neue wichtige Entdeckungen über die Machinationen Lestocq's gemacht", begann er, „und beeile mich, sie Eurer Majestät mitzutheilen, da Gefahr im Verzug ist."

„Lassen Sie hören, Bestuseff", sagte die Kaiserin.

„Ich will darüber hinweggehen", fuhr Bestuseff nun fort, „daß Lestocq fortfährt, sich mit meinen erklärten Feinden gegen mich ganz sorglos und öffentlich zu ver-

schwören, denn ich lasse meine Person gern bei Seite aber hier ist ein Brief Lestocq's an das französische Ministerium, in welchem er demselben eine baldige Umwälzung in Rußland ankündigt. Da es an einer anderen Stelle des Briefes ausdrücklich heißt, daß man von Eurer Majestät nichts mehr zu hoffen habe, unterliegt es keinem Zweifel, daß Lestocq und seine Genossen, von französischem und preußischem Gelde unterstützt, eine Revolution beabsichtigen."

„Wo ist dieser Brief?" rief Elisabeth. Bestuseff reichte ihr denselben und sie las ihn mit einer Erregtheit, welche bei ihr äußerst selten war.

„Sie haben Recht", sagte die Czaarin dann, „Lestocq ist reif für den Galgen. Was wissen Sie noch von diesem Complott."

„Meine Organe in Petersburg melden, daß Lestocq in letzter Zeit beinahe täglich mit den Gesandten Frankreichs, Schwedens und Preußens conferirt hat."

O! der Undankbare!" rief Elisabeth, indem sie aufsprang und mit großen heftigen Schritten das Zimmer maß, „er soll mir seinen Verrath büßen, aber wir müssen sehr vorsichtig sein, Bestuseff, denn Lestocq ist eben so schlau als tollkühn. Wir müssen sehen, daß wir sie Alle zugleich in unsere Hände bekommen, daß uns keiner entschlüpft, und dann, dann will ich ein

Exempel statuiren, an das man denken soll. Sorgen Sie vorläufig dafür, daß Lestocq und sein Secretär, der Capitän Chapuzeau, keinen Augenblick unbewacht bleiben, und melden Sie mir täglich, ob es Ihnen gelungen ist, in die Absichten der Verschwörer einzudringen und die Theilnehmer an diesem schändlichen Anschlag zu entdecken." —

Bestuseff säumte keinen Augenblick, Lestocq und seine Anhänger mit einem Netz von Spionen zu umgeben. Am 20. December 1748 speiste Lestocq mit seiner Frau bei einem preußischen Kaufmann, außer ihnen waren noch Chapuzeau, die beiden schwedischen Minister Wolfenstierna und Höpken, sowie der Graf und die Gräfin Finkenstein anwesend. Als Chapuzeau nach der Tafel in der Abenddämmerung fortging, bemerkte er einen Menschen in schadhafter Livré, welcher ihm Schritt für Schritt folgte und den er bereits seit mehreren Tagen stets in seiner Nähe bemerkt hatte. Der Capitain faßte Verdacht und sein Plan war im Augenblick fertig, er begann langsamer zu gehen und als er die Schritte des Menschen endlich knapp hinter sich hörte, drehte er sich plötzlich um, faßte ihn beim Kragen und setzte ihm die Spitze seines Degens auf die Brust. Auf diese Weise zwang er seinen Gefangenen umzukehren und führte ihn in das Haus des Kaufmanns,

wo sich Lestocq noch beim Spiel befand. Dieser ließ sich den Vorfall erzählen und wendete sich dann gleichsam aufgebracht zu seinem Secretär. „Wie können Sie den armen Teufel so schlecht behandeln", rief er, „sehen Sie ihm nicht an, daß er es gut mit uns meint und Ihnen nur gefolgt ist, weil er uns wichtige Mittheilungen zu machen hat. Nicht wahr mein Freund, Du willst Geld verdienen, das ist deine ganze Absicht bei der Sache und fünfzig Rubel werden Dich viel redseliger machen als eine Degenspitze." Er legte das Geld auf den Tisch. „Siehst Du, dies gehört Dir, sobald Du uns gesagt hast, wer Dich bestellt hat, um uns auszuspioniren."

„Ich weiß von nichts, Excellenz", erwiderte der Späher, „ich ging vollkommen unschuldig und guter Dinge hinter diesem Herrn, der mir plötzlich seinen Degen auf die Brust setzte. Ich hielt ihn anfangs für einen Straßenräuber, jetzt sehe ich, daß es sich um etwas Anderes handelt, wovon ich nichts verstehe."

„Da, mein Freund", fuhr Lestocq fort, indem er seinem Gefangenen ein Glas Wein einschenkte, „wer hat Dich bezahlt, der Großkanzler, nicht wahr, kein Anderer?"

Als der ertappte Spion fortfuhr, sich völlig unschuldig zu stellen, änderte der Franzose mit einem

Male seinen Ton, steckte das Geld wieder ein, und ließ durch Chapuzeau zwei Soldaten von seiner Hauswache holen. Als der Capitain mit derselben eintrat, wurde es dem Gefangenen etwas übel zu Muthe. „Was wollt Ihr mit mir anfangen", rief er, „ich bin ein ehrlicher schuldloser Mensch."

Sobald Du nicht auf der Stelle gestehst, wer Dich gesendet hat", sagte Lestocq, „lasse ich Dich von diesen Leuten hier mit Batogi bearbeiten, bis Deine verrätherische Seele Deinen elenden Körper verläßt." Jetzt erst gestand der Spion, daß er im Dienste eines Gardeofficiers stehe und auf Befehl desselben Lestocq und Chapuzeau beobachten mußte.

Lestocq ließ den Menschen durch die Soldaten in sein Haus bringen und fuhr selbst zur Kaiserin, welche ihn zuerst gar nicht vorlassen wollte und nur auf vieles Bitten in Beisein Rasumowski's und der Gräfin Suwalow empfing. Lestocq stürzte wie ein Rasender herein und geradeaus Elisabeth zu Füßen. „Ich habe soeben eine schändliche Verschwörung gegen mich entdeckt, Majestät", schrie er aus Leibeskräften, „man umgiebt mich mit Spionen, man will mich ermorden, mich, den treuesten Ihrer Diener, dem Sie den Thron danken und der Ihnen so oft das Leben gerettet. Man hat das vergessen, aber meine großherzige Monarchin

gedenkt noch meiner Dienste, ich weiß es, und deßhalb flehe ich zu ihr um Gerechtigkeit, um Genugthuung." Die Czaarin ließ sich nun den ganzen Vorfall erzählen und obwohl ihr eigener Befehl denselben veranlaßt hatte hatte sie, ein echtes Weib, nicht den Muth, es Lestocq in's Gesicht zu sagen und ihn endlich wissen zu lassen, wie sie über ihn denke. Sie versprach im Gegentheil selbst die Sache zu untersuchen und die Schuldigen zu bestrafen, so daß der kleine Franzose mit einem triumphirenden Blick auf Rasumowski das Gemach verließ. Kaum aber war er draußen, stampfte die Czaarin zornig mit dem Fuße und schwor, daß es das letzte Mal sei, daß sie Lestocq Gehör geschenkt. „Wenn sein Gewissen rein wäre", sagte sie zu ihrem Gemahl, „würde er keinen Spion zu fürchten brauchen. Und wie kann er sich unterstehen, einen Menschen auf eigene Faust zu verhaften und zu verhören. Ich will Bestuseff sprechen und zwar auf der Stelle." —

Als der Großkanzler kam, war ihr Zorn schon so weit verraucht, daß sie ihren ursprünglichen Entschluß, Lestocq auf der Stelle verhaften zu lassen, wieder aufgegeben hatte, aber sie ertheilte den Befehl, dessen Secretär Chapuzeau so wie seine Diener gefangen zu nehmen, auf die Festung zu bringen und nöthigenfalls auf der Folter zu befragen. Bestuseff war so klug,

sich den Verhaftsbefehl von der Kaiserin unterzeichnen zu lassen, um für alle Fälle gerüstet zu sein, aber denselben nicht auszuführen, da er Lestocq und seinen Anhang voreilig zu alarmiren fürchtete. Der sonst so kluge Franzose fühlte sich so sicher, daß er noch am 22. December in einer lustigen Gesellschaft den Jahrestag seiner Hochzeit feierte.

Am folgenden Abend vereinigte ein großartiges Ballfest zu Ehren der Vermählung des Fräulein Soltikoff die ganze Petersburger Gesellschaft. Auch Lestocq war unter den Geladenen. Während man eben eine Menuette tanzte, erschien die Kaiserin an dem Arme des Grafen Rasumowski. Seit langem hatte man die schöne Frau nicht so heiter und huldvoll gesehen, sogar Lestocq wurden ein paar herablassende freundliche Worte zu Theil.

Gegen Mitternacht winkte sie Bestuseff zu sich und fragte, ob Chapuzeau Geständnisse abgelegt habe, welche Lestocq compromittirten.

„Neue Aufschlüsse, welche ich über das Complott erhalten habe", entgegnete der Großkanzler schnell gefaßt, „zwangen mich die Ausführung des Verhaftsbefehles aufzuschieben. Es wäre gefährlich, seine Leute gefangen zu nehmen und Lestocq, in dessen Hand sich alle Fäden vereinigen, frei herumgehen zu lassen. Das,

was ihn uns in die Hände liefern soll, würde ihm nur zur Warnung werden und ihm vielleicht dem Arme der Gerechtigkeit für immer entziehen."

„Gut, dann verhaften Sie Lestocq gleichfalls", entschied die Czaarin. Ein Lächeln überflog Bestuseff's sonst so strenge kalte Züge. Er stand am Ziele. Nachdem die Kaiserin ihn entlassen hatte, beorderte er sofort einen Officier mit der nöthigen Mannschaft, welche Chapuzeau nebst vier Bedienten Lestocq's in dessen Hause gefangen nahmen und auf die Festung abführten.

Man tanzte indeß bei Soltikoff, ohne nur die geringste Ahnung von der Katastrophe zu haben, welche bald ganz Petersburg in Alarm setzen sollte. Als die Gesellschaft sich gegen Morgen trennte, fuhr Lestocq mit seiner Frau und dem schwedischen Gesandten Wolfenstierna in das Hotel des letzteren, wo sie mit einigen jungen Damen und Officieren bis nach zehn Uhr Vormittags spielten und zechten.

Als Lestocq vor elf Uhr in sein Haus zurückkehrte wurde ihm die Verhaftung seines Vertrauten und seiner Diener gemeldet; er beschloß auf der Stelle zur Kaiserin zu eilen und Klage zu führen, aber schon am Fuße der Treppe wurde er von dem General Agraxin angehalten, welcher auf Befehl der Monarchin sein Haus mit 150 Mann umzingelt hatte und ihn für verhaftet erklärte.

Lestocq versuchte es zuerst in seiner Weise dem General durch Schreien und Prahlen mit der Gunst der Kaiserin zu imponiren, als aber Apraxin den eigenhändig unterzeichneten Befehl derselben vorwies, wurde er bis in die Lippen bleich und stieg mit schlotternden Knieen an der Seite des Generals die Treppe wieder empor. Man setzte ihn vorläufig in seinem Zimmer fest und ließ ihn in demselben durch einen Officier und sechs Soldaten bewachen. Alle scharfen Instrumente wurden entfernt, nicht einmal zum Speisen wurde ihm der Gebrauch eines Messers gestattet. Seine Frau war, während dies geschah, in der Kirche, wo sie eben das Abendmahl nahm. Als sie nach Hause kam, wurde sie gleichfalls verhaftet und ohne daß man ihr gestattete, ihren Mann noch einmal zu sehen, in einem besonderen Zimmer verwahrt.

Nachdem am 26. December die Kaiserin sich in Begleitung Rasumowski's nach Zarskoje Selo begeben hatte, führte man noch in derselben Nacht Lestocq und seine Frau auf die Festung ab. Als man ihn in sein Gefängniß brachte, seufzte der sonst so unerschrockene und leichtfertige Franzose: „Frauengunst! Frauengunst! wer auf Dich vertraut, geht mit dem Stricke um den Hals herum. Nun ist unsere Partie vollends verloren. O! welches Elend! welches Schicksal!“

Sechstes Kapitel.

Zwei Schauspiele.

Seit dem Tode des Generals Usakow war der General Suwalow der Präsident des geheimen Inquisitionsgerichtes. Zur Führung des Processes gegen Lestocq wurde demselben der bei der Kaiserin in höchster Gnade stehende vertraute Freund Bestuseff's, General Apraxin, beigegeben. Damit war Lestocq's Schicksal entschieden und besiegelt.

Zuerst wurde Chapuzeau in's Verhör genommen. Er gestand freiwillig und mit so unbefangener Offenheit alles, was er nur wußte, daß man bei ihm von vornherein jede Marter bei Seite ließ. Man erfuhr durch ihn, daß Lestocq von dem preußischen Hofe Gelder empfangen und mit dem preußischen und schwedischen Gesandten so wie mit verschiedenen seiner

Vertrauten und andern Mißvergnügten, unter denen der Vicekanzler Woronzoff, der Generalprocurator Trubetzkoi und der General Romanzow in erster Linie standen, häufig geheime und sogar nächtliche Zusammkünfte gehabt habe. Chapuzeau läugnete auch durchaus nicht, daß Lestocq mit der gegenwärtigen Regierung sehr unzufrieden sei und sich bei jeder Gelegenheit über Bestuseff und Rasumowski in der gehässigsten Weise ausgelassen und auch die Czaarin nicht geschont habe. Weiter sei er, selbst wenn es sein Leben kosten sollte, nicht im Stande etwas anzugeben, da Lestocq ihm nie sein volles Vertrauen geschenkt und ihn sogar seit einiger Zeit mit einem gewissen Argwohn behandelt habe.

Die Aussagen Chapuzeau's genügten indeß der Kaiserin vollkommen, um der Inquisition gegen Lestocq selbst freien Lauf zu lassen.

Man versuchte es zuerst, ihn durch List zum Geständniß zu bringen. Die Kaiserin versprach seiner Frau, wenn sie ihn zum Geständniß bringe, für sie sowohl als für ihren Gatten vollkommene Begnadigung.

Eines Abends wurde sie in Lestocq's Kerker geführt und mit ihm allein gelassen. Der ehemalige Vertraute und Günstling der Kaiserin saß in einem

alten Schlafrock auf seinem Bette und sah seine Frau zuerst lange erstaunt an, wie eine Erscheinung oder ein Gespenst. „So müssen wir uns wiedersehen", begann sie.

Lestocq zuckte die Achseln. „Bin ich etwa schuld", sagte er so laut als möglich, denn er war überzeugt, daß man ihr Gespräch belausche.

„Ich weiß nicht", erwiderte seine Frau, indem sie sich auf den einzigen schlechten Holzstuhl setzte, der in seinem Gefängniß stand.

„Du weißt es nicht", brauste Lestocq auf und war mit einem einzigen Sprunge bei ihr, „bist Du von Sinnen, kennst Du mich nicht lange genug, um zu wissen, daß ich stets der treueste Diener der Kaiserin war, nur immer ihr Wohl und jenes des Staates vor Augen hatte und nur deßhalb die Feindschaft und den Haß einer Schaar von Elenden, von Hochverräthern auf mich lud, welche ich in der Verfolgung ihrer egoistischen Zwecke gehindert, deren schmachvolle Intriguen ich so oft durchkreuzt habe. O! ich kenne sie Alle, die mich in diesen Kerker gebracht und uns an Oesterreich verkauft haben, diesen Bestuseff, den ich, nur ich zum Großkanzler gemacht habe, den ich, in einer durch seine schändliche Heuchelei hervorgerufenen Verblendung, der Monarchin zu diesem Posten empfohlen habe; diesen

Apraxin, den mein Fürwort aus der Niedrigkeit erhoben, diese Undankbaren, die sich jetzt verschworen haben, mich zu verderben und dann, wenn sie die Monarchin ihres einzigen wahren Freundes beraubt haben, durch nichts mehr gehindert, Rußland verkaufen und in einen europäischen Krieg stürzen werden, welcher das Reich an den Rand des Abgrunds und Elisabeth um den Thron bringen wird."

„Mein Lieber", sagte seine Frau, „wer wäre geneigter an Deine Unschuld zu glauben als ich. Aber Chapuzeau hat eingestanden, daß Du von Frankreich und Preußen bezahlt warst, um die Allianz mit Maria Theresia zu hintertreiben, daß Du in unerlaubten Beziehungen zu fremden Regierungen gestanden hast."

„Das hat Chapuzeau ausgesagt? Gewiß hat man ihm diese Lügen mit Gewalt erpreßt, durch die Folter —"

„Nein er ist nicht gefoltert worden, weil er freiwillig Alles eingestanden hat."

„Dann hat er aus Furcht vor den Martern, mit denen man ihm drohte", rief Lestocq, „allerhand Erfindungen gemacht und vorgebracht zu dem Zwecke, sich selbst zu reinigen, allen Verdacht und alle Schuld auf mich allein zu wälzen. Sind das Menschen? Dieser Chapuzeau, hat er meine Wohlthaten so

schnell vergessen? Er war ein Nichts, ein armer von seinen Officieren mißhandelter Sergeant, ich habe ihn bis zum Capitain avanciren gemacht. Und jetzt!"

„Dies gehört nicht hierher", fuhr Frau Lestocq fort, „Chapuzeau hat nun einmal die Aussagen gemacht, welche Deine Lage wesentlich verschlimmert haben, zum Ueberflusse hat der schwedische Minister Wolfenstierna Petersburg plötzlich verlassen. Dies vermehrt noch den Verdacht. Wenn Du alles leugnest, wird man Dich knuten, wird man Dich foltern, während ein freiwilliges und reumüthiges Bekenntniß uns retten könnte."

„Aber ich habe ja nichts zu bekennen", schrie Lestocq aufgebracht, „Du weißt nicht, was Du sprichst, mein Gewissen ist vollkommen rein. Wollen sie mich aus dem Wege räumen, diese Schurken, diese Verräther, wozu brauchen sie dann ein Geständniß, sie sollen mir den Kopf abhauen lassen, mein Blut komme über sie, und die Czaarin wird zu spät erfahren, daß sie ihren einzigen Freund verloren hat."

„Die Kaiserin ist Dir noch immer gnädig gesinnt —" erwiderte seine Frau.

„Wirklich", rief Lestocq, ein Strahl von Hoffnung zuckte über sein gelbes verhärmtes Gesicht und seine Augen begannen zu leuchten. „Nun so sage ihr die

Wahrheit, sage ihr, daß ich unschuldig bin, bitte sie, mir eine Unterredung zu gewähren."

„Die Kaiserin will Gnade walten lassen", gab Frau Lestocq zur Antwort, „aber nur dann, wenn Du ein vollständiges Geständniß abgelegt hast."

„Mein Gott! Ich sage Dir ja, daß ich nichts verbrochen und daher nichts zu bekennen habe."

Seine Frau zuckte die Achseln. „Ich habe Dir Alles gesagt", sprach sie dann, „was man mir Dir zu sagen aufgetragen hat. Beharrst Du bei Deinem Läugnen, Deinem Trotz, wird es dem geheimen Inquisitionsgerichte gewiß nicht an Mitteln fehlen, Dich zum Reden zu bringen. Bedenke das wohl."

„Ich habe nichts zu gestehen, ich bin unschuldig," murmelte Lestocq.

Seine Frau erhob sich und verließ ihn, ohne daß er ihr die Hand zum Abschied gereicht hätte.

Es folgte nun eine Reihe von Verhören, in denen Lestocq dabei beharrte, daß er vollkommen schuldlos sei und Alles, was er gethan, stets nur im Dienste der Kaiserin und des Staates gethan habe. „Mein ganzes Unglück danke ich nur Bestuseff", rief er, „diesem Schurken, den ich aus der Verbannung zurückgerufen habe, der mir Alles verdankt und mich dafür jetzt um Gut und Leben zu bringen sucht."

Täglich wurde der Kaiserin das Ergebniß des Verhörs gemeldet; als die Sache nicht vorwärts gehen wollte, verlor sie die Geduld und erklärte sich, ohne lange zu zögern, mit dem Vorschlage Suwalow's, den Angeklagten auf der Folter zu befragen, einverstanden.

Am folgenden Abend wurde Lestocq wie gewöhnlich in den Gerichtssaal geführt und musterte mit demselben verächtlichen Lächeln den Grafen Suwalow, Apraxin und die anderen Inquisitoren, welche an einer langen mit schwarzem Tuch bedeckten Tafel saßen. Man legte ihm zum Schein noch einmal alle jene Fragen vor, welche man seit dem Beginn des Processes an ihn gerichtet und er läugnete wieder eben so ruhig und unverschämt, wie er es bis jetzt gethan.

Das Verhör war noch nicht zu Ende, als die Kaiserin in glänzender Toilette eintrat. Lestocq nahm ihr Erscheinen für ein günstiges Zeichen und eilte sich vor ihr nieder zu werfen. „Welche hohe Gunst, Majestät," rief er „daß Sie selbst hierher kommen, um ihren treuesten Diener zu befragen und sich von seiner Unschuld zu überzeugen."

Elisabeth antwortete nichts, sondern zog nur ihre Stirne in zornige Falten.

„Wie können Sie es wagen", rief jetzt Suwalow, „das Wort an Ihre Majestät zu richten. Sie sind

hier als Angeklagter, als Verbrecher und haben nur dann zu sprechen, wenn man Sie befragt."

Die Kaiserin nahm am Ende der Gerichtstafel in einem für sie bestimmten rothen Sammetstuhl Platz und wendete sich dann mit kalter Majestät zu Lestocq, der noch immer vor ihr auf den Knieen lag.

„Ich bin hierhergekommen als ihr Richter, Lestocq, ein gerechter aber strenger Richter, von dem Sie keine Nachsicht und kein Erbarmen erwarten dürfen. Nur eines könnte Sie retten und mich bestimmen Gnade walten zu lassen, ein offenes Geständniß."

„Ich habe nichts zu bekennen, Majestät", engegnete Lestocq, „Sie besitzen keinen treueren Diener —"

„Verschonen Sie uns mit diesen Phrasen, die nichts beweisen, mindestens nichts in meinen Augen, von denen die Binde, mit denen Sie dieselben geblendet hatten, längst gefallen ist", unterbrach die Czaarin ihren ehemaligen Vertrauten. „Ueberlegen Sie wohl, was Sie sprechen, ehe Sie mir noch einmal Antwort geben. Zu welchem Zwecke hat Ihnen Frankreich einen so bedeutenden Jahresgehalt gezahlt?"

„Ich habe nie von dem französischen Hofe eine andere Summe erhalten", erwiderte Lestocq rasch, „als jene, welche bestimmt war, Eurer Majestät den Weg zum Throne zu öffnen."

„Majestät haben nun selbst Gelegenheit, sich von der Schamlosigkeit des Angeklagten zu überzeugen", sprach Suwalow.

„Legen Sie ihm das Geständniß Chapuzeau's vor", befahl Elisabeth.

„Ich verwerfe dieses Geständniß, denn es ist nur durch die Furcht der Folter erpreßt", rief Lestocq.

„Dann überweisen Sie ihn durch seine eigenen Briefe", sagte die Czaarin aufgebracht. Auf ihren Wink breitete Apraxin eine Reihe von Papieren auf dem Tische aus.

Lestocq erhob sich und sah dieselben durch, es waren seine in Petersburg und Wien aufgefangenen Briefe an den französischen Minister des Aeußeren in Paris und dem französischen Botschafter an dem Hofe Maria Theresias. Er erbleichte, als er sie sah, aber faßte sich schnell. „Jetzt erst kann ich das Lügengewebe durchblicken, das meine gütige Kaiserin umgiebt", sagte er endlich, „alle diese Briefe sind gefälscht."

„Majestät sehen, daß der Angeklagte keine Schonung verdient", unterbrach Suwalow den Leibarzt; „um so mehr als es erwiesen ist, daß er Euere Majestät vergiften wollte, um den Thronfolger an das Ruder zu bringen."

„Wer wagt dies zu behaupten", schrie Lestocq. Man würdigte ihn indeß keiner Antwort.

dafür hielt er den jungen Mann, welcher sich mit vornehmer Nachlässigkeit in die Polster der Ottomane zurücklehnte; aber nicht Haß allein, er fühlte sich zugleich gegen seinen Willen zu seinem Gegner hingezogen, ja von dem Blicke desselben entwaffnet, gebändigt und unterworfen. Er wäre am liebsten gleich vor ihm in die Kniee gesunken, hätte ihn gebeten: Du bist so schön, ich habe deinesgleichen noch nie gesehen. Jedes Weib, das dein gebieterischer Blick trifft, gehört Dir, laß mir dieses eine, dieses Einzige, das mein ist, mein Alles, meine Welt. Beraube mich nicht so grausam, Du Reicher, mich, den Armen.

„Ich höre, Du singst so schön, Alexis Rasumowski", begann der Fremde mit einer Stimme voll süßen Wohllauts, „wo hast Du es gelernt?"

„Ich habe immer gesungen, so lange ich nur denke", sagte Rasumowski.

„Du gefällst mir", fuhr der schöne Jüngling fort und traf ihn von Neuem mit einem Blick, vor dem der Sklave der Gräfin Suwalow den seinen niederschlagen mußte.

„Singe uns eines Deiner kleinrussischen Lieder", befahl die Gräfin.

Rasumowski holte tief Athem, es lag wie ein Felsen auf seiner Brust und da sollte er singen, aber

„Legen Sie ihm noch einmal alle Fragen der Reihe nach vor", befahl die Kaiserin.

„In welchen Beziehungen sind Sie zu de la Chetardie, d'Allon und dem französischen Hofe gestanden?" begann Suwalow das Verhör.

„Ich habe sie besucht wie man gute Freunde besucht, bei denen es eine wohlbesetzte Tafel und angenehme Gesellschaft giebt", gab Lestocq zur Antwort, „mit dem Hofe von Versailles hatte ich keinerlei Verkehr."

„Zweite Frage", fuhr Suwalow fort.

„Bleiben wir bei der ersten", fiel ihm die Czaarin in das Wort, „bis er dieselbe genügend beantwortet."

„Ich habe Alles gesagt —" seufzte Lestocq in seiner Marter.

„Wir haben Beweise", entgegnete die Czaarin, „und werden Sie zum Geständniß bringen, verlassen Sie sich darauf."

Lestocq blieb jedoch trotz der Qual, welche er litt, unerschütterlich. „Ich habe es immer ehrlich gemeint und mich für Sie geopfert Majestät", sagte er, „während Sie das Vertrauen, das Sie jetzt Bestuseff schenken, noch oft bereuen werden, denn er ist ein Schurke, ein abgefeimter Schurke." Nachdem man ihn eine halbe

Stunde lang ohne Erfolg gefoltert hatte, erklärte Suwalow, es sei Zeit die Knute anzuwenden.

Elisabeth gab durch ein kurzes Nicken ihre Einwilligung. Der Henker ließ Lestocq zur Erde, ohne ihn jedoch loszubinden und begann ihn zu peitschen. Der kleine Franzose verlor aber auch jetzt nicht den Muth und die Standhaftigkeit, welche er bisher bewiesen. Nachdem er mehr als fünfzig Hiebe empfangen, befahl die Kaiserin ihn loszulassen.

Andere sanken, wenn man sie losband, bewußtlos zur Erde, Lestocq bedurfte nicht einmal eines stützenden Armes, als man ihn in sein Gefängniß zurückführte.

„Welcher Trotz", sagte Suwalow, „ich glaube, er wird eher unter den furchtbarsten Martern seine Seele aushauchen, als sich nur ein einziges Wort erpressen lassen, das er uns nicht sagen will."

„Nun wir werden sehen", sagte die Kaiserin, „glauben Sie nicht, daß es Mitleid war, was mich bestimmte, seiner Qual für heute ein Ende zu machen, aber es ist Zeit zum Schauspiel und man wird nicht beginnen, ehe ich nicht da bin."

Die schöne lebenslustige Frau grüßte mit einer huldvollen Kopfbewegung das Inquisitionsgericht und eilte dann, in ihren Wagen zu steigen, der sie in das Theater brachte

Ganz Petersburg war auf die erste Aufführung einer neuen Comödie Somarokow's und die neue Rolle Volkoff's in derselben gespannt. Das Auditorium bestand aus schönen vornehmen Frauen, Officieren und Cavalieren sowie Kaufleuten in der nationalen Tracht, Studenten und Leuten aus den untersten Volksklassen.

Die Kaiserin erschien am Arme des Grafen Rasumowski und nahm in ihrer Loge Platz. Das Orchester spielte eine Ouverture, dann ging der Vorhang in die Höhe und das Schauspiel begann. Elisabeth folgte der Vorstellung mit heiterer Theilnahme, wie wenn sich nicht vor Kurzem noch ein anderes entsetzliches Schauspiel vor ihren Blicken abgespielt hätte und klatschte zuerst Beifall. Nach dem ersten Akte berief sie den im Parterre anwesenden Lomonossoff zu sich und besprach lebhaft mit ihm das aufgeführte Stück so wie die Leistungen der Schauspieler.

Auf der Bühne standen zur selben Zeit Somarokow und Volkoff und blickten durch ein kleines Loch des Vorhanges auf das Publicum.

„Ich habe noch nie so viel schöne Damen in unserem Theater gesehen wie heute", sagte Somarokow, „wenn man so hinabsieht auf die weißen wogenden Busen und diese Augenpaare in allen Farben, welche

um die Wette zu blitzen, zu lachen und zu schmachten scheinen, möchte man nur für einen Tag Sultan sein."

Volkoff lächelte. „Mich könnte nur eine bezaubern."

„Welche?"

„Die Czaarin."

„Versuche Dein Glück bei ihr. Sie war nie grausam, wie Du weißt."

„Ach! das ist ja mein Unglück, daß ich zu spät das Licht der Welt erblickt habe", klagte Volkoff, „hätte ich diese Bretter hier vor zehn Jahren betreten, hätte sie mich vielleicht zum seligsten der Menschen gemacht. Jetzt heißt es aber alle Hoffnungen aufgeben. Seitdem sie vermählt ist, scheint sie die Tugend selbst zu sein, so kalt, so stolz, so unnahbar. Das ist diese christliche Moral, die uns alle elend macht, dieses Judenthum, das uns wie Einen Gott auch nur Ein Weib oder Einen Mann gönnt. Da halte ich es mit den alten Griechen, die verstanden glücklich und schön zu leben. Ist es nicht eine Todsünde, wenn eine Frau wie die Czaarin sich an einen Mann bindet; ein schönes Weib soll wie ein schönes Gedicht oder Bildwerk der ganzen Welt gehören."

„Du würdest Alles auf den Kopf stellen, wenn

Du etwas zu sagen hättest", gab Somarokow zur Antwort, „gut für uns Alle, daß Du Deinen Phantasien nur auf der Bühne die Zügel schießen lassen darfst. Aber versuche doch Dein Glück bei der Kaiserin, Du stehst bei ihr in Gunst.

„Und doch wäre sie im Stande, wenn ich mich ihr gegenüber vergäße, mich peitschen zu lassen wie Lestocq", sprach der junge Schauspieler, „und dann so sorglos zu lächeln, wie sie jetzt eben Lomonossoff zulächelt."

Nach dem Schluße des Stückes kam die Kaiserin selbst auf die Bühne, um dem Dichter ihre Anerkennung auszusprechen. Volkoff stand in ehrerbietiger Entfernung in der Coulisse und verschlang sie mit seinen Blicken. Als Elisabeth sich plötzlich zu ihm wendete und sein charakteristisches Spiel lobte, wurde er unter der Schminke bleich und roth und stammelte etwas, was Niemand verstand. Der erfahrenen Frau entging seine Verwirrung nicht und sie war sich auch im Augenblicke über die Ursache derselben klar, sie gönnte dem jungen genialen Schauspieler jedoch keinen Ausweg, sondern schlug ihn leicht mit ihrem Fächer auf die Wange und sprach: „Wie kommt es Volkoff, daß Sie so viel Muth haben einem ganzen Publikum gegenüber und" —

Sie endete nicht, er aber beugte rasch ein Knie vor ihr und rief: „Ich fürchte mich vor der ganzen Welt nicht, aber eine Frau von Ihrer Schönheit ist mehr als eine ganze Welt."

Die Czaarin lächelte. —

Am folgenden Tage nahm das geheime Tribunal Lestocq von Neuem in's Verhör und drohte ihm mit den höchsten Folterqualen. Er entgegnete jedoch ruhig: „Da ich nun einmal unter den Händen des Henkers gewesen bin, verlange ich keine Gnade."

Noch einmal schickte man seine Frau zu ihm. Auch sie war nicht im Stande, ihn zu einem Geständnisse zu vermögen.

Rasumowski, Lestocq's größter Gegner, war es, der jetzt die Kaiserin zur Milde stimmte. Er sprach die Vermuthung aus, daß der schwedische Gesandte Wolfenstierna jene Papiere Lestocq's, durch welche dessen Verrath am Reiche vollkommen hätte erwiesen werden können, nach Stockholm mitgenommen habe und rieth sich damit zu begnügen, daß man diesen gefährlichen Intriguanten entlarvt und für immer unschädlich gemacht habe.

So wurde denn endlich das Urtheil gesprochen, Lestocq's Vermögen confiscirt und er selbst, nachdem er öffentlich geknutet worden war, nach Ustjug-Weliki im

Gouvernement Archangel verbannt, wohin ihn seine Gemahlin begleitete.

So erlitt der ehrgeizige Wundarzt selbst jenes Schicksal, daß er den Lapuchin's bereitet und seinem Gegner Bestuseff zugedacht hatte.

Siebentes Kapitel.

Verkehrte Welt.

Die Czaarin hatte sich mit ihrer Favorite, der Gräfin Suwalow, in ihr Cabinet eingeschlossen. Es schien einer sehr ernsten und wichtigen Berathung zu gelten, denn so reizend und frisch Elisabeth in ihrem rosaseidenen mit weißen Spitzen besetzten Schlafrocke à la Watteau auch aussah, störten doch tiefe nachdenkliche Falten die heitere Harmonie ihres Gesichtes und ihre sonst so munteren Augen hafteten immer wieder sinnend und betrübt auf dem Parquet.

„Fällt Dir denn gar nichts ein, Lidwina", begann die Monarchin, nachdem wieder eine größere Pause entstanden war.

„Nichts, Majestät", entgegnete die Gräfin.

„Absolut nichts?"

„Absolut nichts."

„Du giebst Dir keine Mühe", grollte die Czaarin.

„O! mir thut schon der Kopf weh vom Grübeln und Nachdenken", erwiderte rasch die Favorite, „aber es ist alles vergebens. Wir haben das ganze Register des Vergnügens erschöpft und ich glaube nicht, daß es in dieser großen Welt noch etwas Neues für mich giebt."

„Das ist es eben", seufzte Elisabeth, „auch mir will nichts einfallen und doch gäbe ich viel für einen originellen Gedanken; wenn es so fortgeht, sterben wir noch vor Langeweile und Trübsinn."

„Wie wäre es Majestät", sagte plötzlich die Gräfin Suwalow, „wenn wir noch Jemand in die Berathung zögen."

„Wen etwa? Rasumowski ist viel zu ernsthaft, um sich aus den Lustbarkeiten unseres Hofes etwas zu machen, Dein Mann wird sehr bequem, Woronzoff ist nur noch Politiker —"

„Nein, keiner von diesen", fiel die kleine Gräfin Elisabeth lebhaft in das Wort, „es müßte ein junger Mensch sein, der Geist und Witz besitzt und keiner aus unserm Hofcirkel, denn unsere Herren haben sich sämmtlich, was gute Einfälle betrifft, vollständig erschöpft oder sind von Haus aus viel zu nüchtern oder

blöde, um etwas Gutes zu ersinnen. Wie wäre es aber, wenn wir es mit Volkoff versuchten?"

„Vortrefflich", rief Elisabeth, freudig in die Hände klatschend. „Ja, Volkoff soll uns aus der Verlegenheit reißen, man sende sofort nach ihm, er soll auf der Stelle erscheinen."

Die Gräfin beeilte sich, einen Hoflakai mit einem Wagen abzusenden, welcher den jungen Schauspieler in den Kaiserpalast bringen sollte. Die beiden Damen gaben es indeß auf, sich noch länger mit der Erfindung von Unterhaltungen für den Hof anzustrengen und spielten Domino, bis Volkoff gemeldet wurde.

„Er soll eintreten", befahl Elisabeth.

Der diensthuende Kammerherr öffnete die Thüre und der Erwartete kam herein. So sicher und kühn er auf der Bühne war, so anmuthig er sich in den Hofcirkeln bewegte, zu denen er gezogen war, zeigte sich der junge Schauspieler doch jetzt, wo er zum ersten Male die Gemächer der göttergleichen Frau betrat, die er anbetete und die zugleich seine unumschränkte Gebieterin war, verlegen, ja linkisch und beantwortete die Fragen der beiden Damen mit einem Stottern, das bei dem sonst so Redegewandten einen unwiderstehlich komischen Eindruck machte. Die Kaiserin lachte ihm endlich laut in's Gesicht und die Gräfin übte unbarm-

herzig ihren Spott an ihm, jedoch nur, um ihn noch mehr zu verwirren.

Volkoff stand wie ein gescholtener Knabe da, wischte sich in seiner Todesangst statt mit seinem Tuche, wie er meinte, mit einem alten Theaterzettel die Stirne und nahm erst dann Platz, als die boshafte Favorite der Czaarin ihn resolut auf einen Sessel nieder drückte.

„So kommen wir nicht vorwärts", sagte endlich Elisabeth, „zur Sache also —"

„Ja, zur Sache", wiederholte Volkoff mechanisch, welcher nicht mehr wußte, was er sprach.

Wieder lachten die beiden schönen Frauen hell auf.

„Wir haben Sie rufen lassen, lieber Volkoff —"

Volkoff erröthete.

„Um uns in einer wichtigen Angelegenheit bei Ihnen Rath zu erholen", fuhr Elisabeth fort.

„Aber ich habe gar kein Talent zum Staatsmanne", stammelte der Schauspieler, welcher sich unter einer wichtigen Angelegenheit nichts Geringeres vorstellen konnte, als einen politischen Akt, einen Traktat, oder etwas dergleichen, aber das Lachen der beiden Damen belehrte ihn schnell eines Andern.

„Es handelt sich ja um keine Staatsaffaire", rief die Gräfin.

„Dann allerdings —"

„Sie sollen etwas erfinden, Volkoff", erklärte ihm die Czaarin, „was noch nicht da war, etwas ganz Originelles, eine Unterhaltung für den Hof und vor Allem für uns, aber bieten Sie Ihren ganzen Geist und Ihre ganze Phantasie auf, denn es giebt nichts, was wir nicht schon ausgeführt hätten."

„Aber das ist ja sehr schwer", wendete Volkoff ein.

„Gewiß", spottete die Gräfin, „aber deshalb haben wir einen so feinen Kopf wie den Ihren erwählt, um dieses Problem zu lösen."

„Also denken Sie nach, Volkoff", gebot die Kaiserin.

„Hier? —"

„Auf der Stelle."

„Das ist unmöglich."

„Unmöglich, wenn ich es haben will", rief Elisabeth.

„Ich will also versuchen, aber — die Damen dürfen mich nicht ansehen dabei —" bat Volkoff.

Die Czaarin schlug ihn mit dem Fächer auf die Wange. „Muth", flüsterte sie, „Muth mein Lieber."

„Er soll sich dort in die Ecke setzen", entschied die Gräfin.

„Ja, in die Ecke", stimmte der junge Schauspieler erleichtert bei.

Die Gräfin stellte einen Stuhl für ihn hin und hieß ihn, sich auf demselben niedersetzen, das Gesicht gegen die Wand. Volkoff gehorchte gern.

Nachdem er eine Weile still gesessen und die beiden Frauen gespannt auf einen guten Einfall gewartet, sagte er plötzlich: „Ich bitte Majestät, sich nicht um mich zu kümmern, sonst bin ich wirklich nicht im Stande —"

„Also plaudern wir", sprach die Czaarin.

„Nein, nein", flehte Volkoff, „Ihre Stimme, Majestät, verwirrt mich nicht weniger als Ihr Blick."

„Gut, dann spielen wir Domino."

„Ja, ja."

Die beiden Damen setzten sich von Neuem zu ihrem Spiel und man hörte lange nichts als das Klappern der kleinen Steine und das Tik-tak der massiven einen Tempel der Diana darstellenden Uhr auf dem Kamin.

Plötzlich wendete sich Volkoff mit dem ganzen Stuhle zu ihnen und rief: Ich habe es!

„Nun?" fragten beide Damen zugleich.

„Eine Maskerade."

„Ah!" rief die Czaarin enttäuscht.

„War schon tausendmal da", sagte die Gräfin.

„Bitte lassen Sie mich nur meine Idee entwickeln."

„Also?"

„Spielen wir einmal „Verkehrte Welt."

„Wie das?"

„Ein Maskenfest, bei dem die Damen als Männer gekleidet, die Herren dagegen in Frauentoilette erscheinen."

„Vortrefflich", jubelte Elisabeth, „das ist etwas ganz Neues, nie Dagewesenes, Sie sind ein Genie, Volkoff, ein Genie, ich möchte Sie küssen —"

Volkoff sprang auf.

„Nein, nein", lachte die Czaarin, „aber Sie dürfen mir die Hand küssen."

Der junge Schauspieler ließ sich rasch auf ein Knie vor der schönen Kaiserin nieder und führte schüchtern ihre Finger an die Lippen.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, sehr zufrieden, lieber Volkoff", fuhr Elisabeth fort. „Bitten Sie sich also eine Gnade aus."

„Ich wage nicht", stotterte der junge Künstler.

„Gut, dann will ich Sie selbst belohnen", erwiderte die Monarchin, „und zwar mit einem ebenso originellen Einfall als es der Ihre ist, Sie müssen also

ein wenig Geduld haben, denn ich bin darin nicht so fruchtbar, wie Sie. Vorläufig beschäftigen wir uns eben mit dem Maskenfeste, dessen Arrangement ich hiermit Ihnen übergebe."

Nun hatte Volkoff mit einem Male seine ganze Geistesgegenwart und Lebendigkeit wieder gewonnen, er sprang auf und begann seinen Plan zu entwickeln, welcher den vollen Beifall der Kaiserin fand. So verwirrt und unglücklich er sich anfangs gezeigt hatte, ebenso enthusiastisch war der junge Schauspieler, als er spät am Abende den kaiserlichen Palast verließ; er schien jetzt der glückseligste Mensch von der Welt. Unter den erleuchteten Fenster jenes Flügels, den, wie er wußte, Elisabeth bewohnte, stehen bleibend, sang er laut eine italienische Arie, focht dabei wie ein erster italienischer Tenor mit beiden Händen, sank bald auf ein Knie, sprang wieder empor, um in seinen Haaren zu wühlen, und geberdete sich so, daß die beiden Grenadiere, welche vor dem großen Thore Wache hielten, aufmerksam wurden.

„Der Mensch scheint verrückt geworden zu sein", sagte der eine.

„Oder er ist vielmehr betrunken", meinte der andere, der schon unter Münnich gegen die Türken gefochten hatte, und dessen Kehle manche ernste Probe bestanden.

Die Kaiserin erließ am folgenden Tage ein Circulair an alle Mitglieder ihres Hofcirkels, in welchem sie für den nächsten Dienstag ein Maskenfest anordnete und zugleich den Befehl ertheilte, daß alle Damen als Herren und die Herren als Damen zu erscheinen hätten. Die Verfügung erregte unter den Frauen ebenso großen Jubel als namenlose Verzweiflung bei den Herren, von denen die meisten sich wohl sagen mußten, daß sie in weiblichen Kleidern ganz abscheulich aussehen würden, während jede der eroberungslustigen Schönen sich der Gelegenheit freute, ihre Reize in irgend einer absonderlichen und schmucken Tracht von einer neuen Seite zeigen zu können. Im Palaste selbst wurden auf der Stelle die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um die auserlesene Gesellschaft, welche sich an dem Festabende versammeln sollte, auf das Angenehmste zu überraschen.

Endlich kam der von verschiedenen Seiten ebenso ersehnte als gefürchtete Tag. Schlag acht Uhr Abends wurden unter den verschiedenen Klängen einer Janitschaarenmusik die Thüren des großen Ballsaales geöffnet und damit das Signal gegeben, die von Volkoff ersonnene verkehrte Welt mit allem Pompe jener Tage in Scene zu setzen. Eine Compagnie allerliebster weiblicher Grenadiere, in grünen Sammet gekeidet,

hohe glänzende Blechmützen auf den kokett frisirten Köpfen bezog die Wache und stellte ihre Posten an alle Eingänge, während ein männliches Musikcorps, welches sich auf der Galerie befand, in der Tracht schwäbischer Bäuerinnen mit rothen Strümpfen, kurzen Röckchen, großen Puffärmeln und weißen Flügelhauben einen grotesk komischen Eindruck machte. Rasch rollte Wagen auf Wagen heran, in kurzer Zeit war der Saal mit der buntesten Menge gefüllt, welche sich gegenseitig neugierig musterte und die phantastisch barocke Ausschmückung des Saales anstaunte. Nach Zeichnungen Volkoff's waren von geschickten Malern fünf Gemälde in Form von großen Tapeten ausgeführt worden, mit denen die Decke und die vier Hauptwände geschmückt waren. Dieselben versinnlichten die verkehrte Welt in einer Reihe von Scenen, in welchen in echt humoristischer Weise den Männern nicht allein die Rolle der Frauen, sondern auch hier und da von Thieren und leblosen Gegenständen zufiel, um die Herrschaft des Weibes recht nachdrücklich zur Anschauung zu bringen.

Die Decke zeigte das Weib auf dem Throne, als Regentin der Erde, eine schöne Frau im griechischen Costüme, welche lächelnd ihren nur von einer leichten Goldsandale bekleideten Fuß auf die Erdkugel setzte. Ringsum lagen Männer, deren Aussehen und Kleidung

die verschiedenen Stände symbolisirten, auf den Knieen, gleich anbetenden Götzendienern.

Von den vier Wandgemälden zeigte das eine in glücklicher Gruppirung, die verschiedenen Stadien der Liebe und Ehe. Die Mitte desselben nahm ein Gebäude im italienischen Style mit einer offenen Veranda ein. Links von demselben sah man in einem prächtigen Garten, von dem grünen Dache einer Weinlaube beschattet, ein höchst ergötzliches Liebespärchen, einen hübschen jungen Mann, der verschämt sein erröthendes Gesicht mit einem Taschentuch bedeckte, während eine kühne Schöne den Arm um ihn geschlungen hatte und ihm offenbar eine glühende Liebeserklärung machte. Auf der Veranda saß ein Mann mit einem Wickelkinde im Arme, das er mit Brei zu füttern sich bemühte, während seine Gemahlin unten einen muthigen Renner zu besteigen im Begriffe war. Rechts von dem Hause hielt eine zornige Gattin ihren weinenden Mann bei den Haaren und prügelte ihn mit einem Stocke erbärmlich durch.

Auf dem zweiten Bilde pflügte ein schönes kräftiges Weib ihren Acker, statt der Ochsen hatte sie vier Männer in den Pflug gespannt, welche sie mit einer großen Peitsche antrieb. Im Hintergrunde sah man zwei Frauen in einer Schmiede arbeiten, während ihre

Männer vor derselben saßen und spannen, und seitwärts einen offenen Kaufladen, in welchem zwei Herrinnen der Schöpfung, ihre Männer als Stühle benützend, einen Handel abzuschließen schienen.

Die dritte Wand zeigte das volle Kampfgewühl einer großen Schlacht, zwei weibliche Heere, welche erbittert mit einander fochten, im Vordergrunde sah man eine Batterie, deren Geschütze mit Männern bespannt waren, und eine Abtheilung feindlicher Reiterei, welche statt auf Pferden auf Männern reitend, im Begriffe war, dieselbe zu erobern.

Das letzte Gemälde stellte die weibliche Justiz dar. In einer großen Halle, deren offene Säulengänge die Aussicht nach allen Seiten frei ließen, saßen fünf reizende junge Frauen zu Gericht über einen Verbrecher, der, auf die Kniee gesunken, vergebens seine Unschuld betheuerte.

Denn schon hatten ihn, auf den Wink der Vorsitzenden, zwei weibliche Henkersknechte ergriffen und waren im Begriff ihm die Hände auf den Rücken zu binden, während ein weiblicher Henker, in blutrothes Tuch gekleidet, grausam lächelnd, die Folter für ihn bereit machte. Durch die Arkaden blickend, sah man eine Reihe kleiner Scenen sich entwickeln, einen Verbrecher, welcher von zwei Frauen gefangen genommen

und von einer neugierigen Volksmenge begleitet, auf das Gerüst gebracht wird, zur Zwangsarbeit Verurtheilte von der Peitsche eines weiblichen Aufsehers angetrieben und ein Schaffot, inmitten eines Viereckes von Amazonen, auf dem eine schöne Frau mit entblößtem Arme dem gaffenden Pöbel das blutige Haupt eines Hingerichteten zeigte.

Die anwesenden Herren und Damen hatten ihrerseits Alles gethan, um dieser seltsamen Ausschmückung des Saales in ihren Verkleidungen möglichst zu entsprechen; da sah man einen hübschen weiblichen Kamschadalen auf einem Schlitten, welcher statt mit Hunden mit vier Männern bespannt war, die auf allen Vieren daherliefen, einige echt russische Ammen männlichen Geschlechtes mit allerhand grotesken Wechselbälgen, männliche Blumenmädchen, leicht geschürzte Tänzerinnen, Odalisken und Rokokodamen an den Arme weiblicher Husaren, Abeés, Doctoren und Gerichtspersonen.

Die herrlichste Erscheinung von Allen war indeß doch die Czaarin selbst, deren tadellos schöner Körperbau in dem zugleich reichen und kleidsamen Costüme eines polnischen Calvaliers jener Zeit zur vollsten Geltung kam. Sie trug hohe Stiefeln von Cerisesammet, enganschließende weiße Reitbeinkleider, einen kurzen Rock von Cerisesammet mit Hermelin verbrämt und reich

mit Gold verschnürt, eine Tartarka von demselben Sammet und Pelz mit hohen Reiterbusch, den eine Diamantenagraffe festhielt und eine krumme Karabela in rothsammtener Scheide, den goldenen Griff mit großen Diamanten von unschätzbarem Werth besetzt.

Man hatte die hohe Frau lange nicht so heiter gesehen wie an diesem Abend, nur einen Augenblick umdüsterte sich ihre schöne Stirne als man ihr sagte, daß Graf Alexis Rasumowski sich entschuldigen lasse. Auf die Frage nach der wahren Ursache seines Ausbleibens sagte sein Bruder Kiryll, welcher als italienische Primadonna einen unwiderstehlich komischen Eindruck machte: „Sie wissen, Majestät, wie ernst Alexis denkt und fühlt, ich glaube, daß es ihm vor Allem widerstrebt in Weiberkleidern eine lächerliche Rolle zu spielen."

„Er hat Recht", sagte jetzt die Kaiserin nach kurzem Besinnen, „derlei Possen sind nicht für ihn."

Sie nahm hierauf an dem Haupteingange Posto und ließ die bunte Maskenmenge Revue passiren. Vor allen anderen fiel ihr ein weiblicher Domino auf, ganz in Rosaseide gekleidet, eine schwarze Sammetlarve vor dem Gesicht, dessen Gang und Bewegung ihr den Verdacht erregten, daß sich in demselben kein Mann sondern eine wirkliche Dame verberge. Rasch trat sie auf

denselben zu und faßte seine Hand, auch diese war auffallend klein und zitterte eigenthümlich in der ihren.

Die Czaarin begann nun, ganz in der Weise der galanten Cavaliere der Rokokozeit, dem verdächtigen Domino den Hof zu machen, bemächtigte sich seines Armes und führte ihn, scheinbar ohne Absicht, immer weiter von dem eigentlichen Festgewoge weg, durch eine Reihe von kleineren Nebensälen in ein mit Blumen reizend decorirtes kleines Gemach, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätscherte.

„O! welche wunderbare Kühle und Frische hier", flüsterte der Rosadomino, sich auf einem Polstersitze, der zwischen Orangenbäumen stand, niederlassend. Die Czaarin blieb einen Augenblick an der Thüre stehen, um sich zu versichern, daß sie allein seien, dann schritt sie rasch auf denselben zu und sagte nicht ohne einen Anflug von Zorn: „Sie sind kein Mann, nehmen Sie die Larve ab."

Der Rosadomino gehorchte augenblicklich, die Kaiserin blickte ihm, von der jugendlichen Schönheit desselben geradezu betroffen, mehrere Sekunden lang stumm in das Antlitz und rief dann: „Wer sind Sie, wie konnten Sie es wagen, gegen meinen Befehl —"

„Aber Majestät, kennen Sie mich denn wirklich nicht", erwiderte eine wohlbekannte Stimme.

„Mein Gott — Sie sind es —"

„Ja, Volkoff, Majestät."

„Ah! Sie sehen ja prächtig aus, zum Verlieben", lachte die Czaarin, „gut daß Sie keine wirkliche Frau sind, ich hätte sonst eine neue gefährliche Rivalin zu bekämpfen, aber da kömmt mir ein köstlicher Einfall. Verlassen Sie sofort den Ball, damit Sie Niemand sieht. Ich habe etwas vor mit Ihnen. Wir werden das heutige Spiel fortsetzen."

„Verkehrte Welt?"

„Ja, verkehrte Welt."

Achtes Kapitel.

Die Comödie der Czaarin.

Es war spät am Abend, als Volkoff mit Somarokow und Anderen vom Theater in einer kleinen Schenke, welche dieser Kreis genialer und wilder junger Leute zu besuchen liebte, bei einer Flasche Sauterne sitzend und von allem Möglichen und Unmöglichen phantasirend, von einem alten, vernachläßigt, fremdartig und verstaubt aussehenden Diener aufgesucht wurde, welcher ihm ein kleines Billet überbrachte. Dasselbe enthielt die wenigen bedeutungsvollen Worte: „Folgen Sie dem Manne, der Ihnen dies überbringt und lassen Sie alles mit sich geschehen, was er von Ihnen verlangt. Eine, welche alle Ihre Träume und Wünsche zu erfüllen im Stande ist.“

Volkoff las, faltete das Papier zusammen und lächelte dann bedeutungsvoll.

„Was hast Du?“ fragte Somarokow.

„Ein Rendezvous“, sagte ein Anderer.

Volkoff begnügte sich die Achseln zu zucken und um Stillschweigen über den ganzen Vorfall zu bitten, er wußte, daß dies unter diesen Umständen weit mehr bewirke, als Schwatzen und Prahlen. Dann erhob er sich und folgte dem Diener.

Sie gingen durch ein paar Straßen und traten dann in ein kleines Haus. Der Alte klopfte in einem dunklen Gange an eine Thüre, aus der ein rother Lichtschimmer fiel, sie wurde geöffnet, ohne daß Volkoff Jemand bemerken konnte. Er folgte seinem Führer in eine kleine Stube, in welcher er auf dessen Wink in einem alten Lehnstuhl Platz nahm. Der Alte verließ ihn und kehrte in einigen Augenblicken mit einer seltsam aussehenden Märchenblume zurück, welche er ihm mit einem schalkhaften aber durchaus nicht Mißtrauen erweckenden Lächeln reichte.

Der junge Schauspieler betrachtete die Blume befremdet und roch dann an derselben. Ein wunderbarer Duft entströmte ihr, er sog ihn ein und sogleich fühlte er seine Sinne schwinden. — — —

Als Volkoff zu sich kam, lag er auf einem orien-

talischen Ruhebette mit vergoldeten Füßen inmitten einer Rotunde, deren Styl und Ausschmückung eher auf den phantastischen Orient, als auf das nüchterne Petersburg hinwies. Durch eine Decke von mattem Glase fiel ein magisches blaues Licht von oben in den mit bunter Malerei, Gold und blitzenden Steinen reich verzierten Raum, dessen Boden mit kostbaren persischen Teppichen bedeckt war. Volkoff richtete sich auf und versuchte sich zu besinnen, was mit ihm vorgegangen war, aber man ließ ihm nicht lange Zeit dazu.

Eine himmlische Musik ertönte, zugleich öffnete sich der Boden vor ihm und gleichsam von den zauberischen Tonwellen getragen, schwebte eine reizende jugendschöne Frau empor, in einem reichen Gewande nach türkischen Schnitt und einem scheinbar durchsichtigen und doch dichten Schleier, welcher aus Goldstaub oder Sonnenlicht gewoben schien und sie in tausend Sternchen blitzend einhüllte. In der Hand hielt sie einen kleinen Stab von Elfenbein.

Als sie vor Volkoff stand, schloß sich der Boden unter ihr und sie begann mit einer zarten melodischen Stimme: „Du wirst es nicht bereuen, Erdensohn, daß Du meinem Gebote Folge geleistet und Dich meinem dienstbaren Geiste anvertraut hast. Willkommen hier in meinem Reiche."

„Wer bist Du?“ fragte Volkoff erstaunt.

„Ich bin die mächtige Fee, die hier gebietet.“

„Ist dies ein Traum?“ murmelte Volkoff.

„Nein, es ist kein Traum.“

Volkoff stand auf, um vor der schönen geheimnißvollen Frau ein Knie zu beugen. „Wie soll ich Deine Gunst verdienen?“ fragte er dann, indem er einen Zipfel ihres Schleiers an die Lippen führte.

„Durch Vertrauen und Gehorsam.“

„Gebiete über mich, wie Du auch heißest, schöne Fee, wie über Deinen Sklaven.“

„Ehe ich dies thue“, sagte die Verschleierte, „will ich Dir drei Wünsche erfüllen. Bedenke wohl, was Du verlangst und sprich nichts aus, ehe Du nicht überzeugt bist, daß die Erfüllung Deines Verlangens Dir Glück bringt, denn jeder Wunsch, den Du über die Lippen bringst, ist in demselben Augenblick schon durch meine Geister vollzogen und nichts kann das durch Zauber Vollbrachte rückgängig oder ungeschehen machen. Verstehst Du wohl?“

„Ich verstehe.“

„Gebiete also meinen Geistern.“

Volkoff dachte einige Augenblicke nach, dann sprach er: „So will ich denn zuerst ein Mahl, wie es

der große Sultan oder der berühmte Kalif von Bagdad, Harun al Raschid, zu nehmen pflegte."

Kaum hatte Volkoff seinen Wunsch ausgesprochen, so versank die Fee in die Erde und vier Mohren in rother türkischer Tracht sprangen herein, kleideten ihn aus und hüllten ihn in kostbare orientalische Gewänder; und kaum lag er in dem goldgestickten Hermelinpelz und dem Turban eines Sultans auf dem Ruhebette, als unter den Klängen einer herrlichen Musik dem Boden eine reichgedeckte Tafel entstieg und die Mohren ihn mit dem Kostbarsten was es an Delicatessen und Leckereien auf der Erde gab, zu bedienen begannen. Zugleich ertönte jetzt Gesang wie von einem unsichtbaren Geisterchor und eine Schaar der reizendsten Odalisken, das dunkle Haar mit Perlen durchflochten, trat aus den Wänden der Rotunde hervor. Ein Theil begann, die Tambourins schwingend, einen orientalischen Tanz auszuführen, während der andere ihm mit Palmenfächern Kühlung zuwehte und die Allerschönste auf einem Polster zu seinen Füßen Platz nahm, um ihm das Mahl durch die feurigsten Küsse zu würzen. Doch als er mit demselben zu Ende war, zerstob mit einem Male der ganze bunte Schwarm, die Tafel versank, die Musik verstummte und Volkoff sah sich allein in der Rotunde.

Im nächsten Augenblicke wurde seine Schulter berührt, er blickte hinter sich und sah die Fee, welche ihn nach seinen weiteren Wünschen befragte.

„Ich gefalle mir in der Rolle des Sultans", sagte Volkoff und möchte dieselbe noch ein wenig weiter spielen."

„In welcher Weise", fragte die Fee.

„Genießen ist süß", erwiderte Volkoff, „jedoch Andere, die uns beleidigen und mißhandeln, strafen und leiden lassen, nicht weniger köstlich. Ich will den Obersten Maltzan, welcher mich und meine Cameraden, als Chef des Cadetenstiftes, wie ein Tyrann der schlimmsten Sorte, übel genug behandelt hat, auf der Stelle hier als meinen Sklaven sehen und ihn als sein Gebieter züchtigen, wie es mir beliebt."

„Dein Wunsch soll erfüllt werden", sagte die Fee nach einer kleinen Pause, „doch brauchen meine Geister Zeit, um den Obersten zu finden und hierher zu bringen."

„O! ich kann warten", sagte Volkoff und streckte sich behaglich auf seinem Ruhebette aus. Die Fee war zugleich verschwunden. Es verging geraume Zeit, der junge Sultan begann ungeduldig zu werden.

„Ach, die Geister scheinen ebenso träge zu sein, als unsere anderen gewöhnlichen Bedienten", rief er.

„Geduld!" ermahnte eine Stimme von oben.

„Vergebung, ich spreche kein Wort mehr", gelobte Volkoff.

Plötzlich sprang die Wand auf und die vier Mohren schleppten den Obersten Maltzan in Sklavenkleidern herein und zwangen ihn vor Volkoff niederzuknieen.

„Kennst Du mich", begann Volkoff, indem er sich bemühte die blutdürstige Miene eines Nero anzunehmen.

„Du bist Volkoff, der Schauspieler —" sagte der Oberst.

„Nein, Volkoff der Sultan von — nun das Land, in dem ich herrsche, thut nichts zur Sache. Weißt Du aber, daß Du jetzt in meiner Gewalt bist, Maltzan, mein Sklave!"

„Ja, ich weiß es", seufzte der Oberst, der offenbar durch eine höhere Macht gezwungen war, sich in sein Schicksal zu ergeben und sogar noch gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Weißt Du auch, was Dich erwartet?"

„Ich rechne auf Gnade."

„Vielleicht verrechnest Du Dich, Tyrann, der Du uns armes junges Blut oft so erbarmungslos behandelt hast", sprach Sultan Volkoff, „eine mächtige Fee hat Dich in meine Gewalt gegeben und bin ich

nicht der Mann Dich zu schonen, elender Sklave, der Du in mir Deinen Herren, Deinen Richter erblickst."

„Ich bin bereit mich vor Dir zu demüthigen", begann der Oberst schüchtern.

„Wie willst Du Dich noch mehr demüthigen", spottete Sultan Volkoff, „da Du mein Sklave bist und hier zu meinen Füßen liegst wie ein Hund, den ich treten kann wie ich will. Ja ich werde Dich treten. Hierher mit ihm."

Die Mohren ergriffen den unglücklichen Obersten auf's Neue und legten ihn zu den Füßen Volkoff's nieder, welcher ihn in allem Ernste gleich einem Hunde zu treten begann.

„Nun, was sagst Du jetzt, Elender?"

Der Oberst seufzte.

„Dies ist noch lange nicht genug", befahl Volkoff, bindet ihn an Händen und Füßen und gebt ihm auf gut türkisch die Bastonade auf die Sohlen."

„Um Gotteswillen, Volkoff, welch' ein Einfall", schrie der Oberst auf.

„Bist Du mein Sklave?" fragte Volkoff, sich aufrichtend.

„Ja."

„Also."

Die Mohren banden dem Obersten Hände und

Füße, holten eine lange Stange und fesselten ihn an dieselbe mit den Sohlen nach aufwärts.

„Gnade!“ flehte Maltzan.

„Keine Gnade“, lachte Volkoff, der sich in seinem großen prächtigen Sultanspelz gleich einem Vollblutdespoten fühlte. Gebt ihm die Bastonade, ich selbst werde zählen.“

Einer der Mohren trat mit einem dünnen Rohr an das Opfer Volkoff's heran.

„Eins!“ befahl der Sultan auf dem Ruhebett ausgestreckt. Der Hieb pfiff durch die Luft, Maltzan seufzte tief auf.

„Zwei!“

Wieder traf das ominöse Rohr die Fußsohlen des Obersten. Bei dem zwanzigsten Hiebe bat er um Gnade und geberdete sich schon ganz jämmerlich, aber Volkoff hatte nur ein spöttisches Lachen für ihn und zählte ruhig weiter. Er mußte fünfzig Hiebe aushalten, dann erst befahl sein Peiniger anzuhalten und ihn loszubinden.

„Nun bedanke Dich Sklave“, gebot Volkoff und der arme Teufel mußte ihm noch die Hand küssen.

„Genug!“ sagte jetzt der Sultan und im Nu waren die Mohren mit sammt dem Obersten ververschwunden.

Wieder stand jetzt die mächtige Fee vor dem Beglückten. „Nun nenne mir Deinen dritten, letzten Wunsch", sprach sie, „bedenke wohl, was Du verlangst, Du hast dann keine Forderung mehr an mich zu richten, sondern bist im Gegentheil verpflichtet mir zu dienen."

„Das Beste zuletzt", rief Volkoff, ohne sich einen Augenblick zu besinnen. „Zaubere mir auf der Stelle die schöne göttergleiche Frau hierher, die ich liebe, die ich anbete."

„Nenne sie!"

„Die Czaarin."

Die Fee erhob ihren Stab, ein Blitz zuckte von der Wölbung der Rotunde hernieder, ein Donnerschlag erschütterte dieselbe und machte den Boden zittern, ein duftiger Nebel hüllte Volkoff, ein und wich nur allmälig, indem er, von einem starken Lichte durchglüht, rosig verschwamm.

Volkoff stieß einen Schrei aus. Wie durch einen Zauberschleier erblickte er jetzt mit einen Male die Czaarin. Die Wand vor ihm hatte sich in einen großen Spiegel verwandelt und derselbe zeigte ihm das schöne Weib, das ihn im Traum und Wachen unabläßig beschäftigte, auf einer Ottomane ruhend. Sie war in eine weiße Wolke von Seide und Spitzen gehüllt und hatte die Augen geschlossen; sie schien zu schlafen.

„O! wie schön ist sie", murmelte Volkoff, indem er von seinem königlichen Lager hinabglitt auf die Kniee und so gleichsam anbetend vor ihr lag. Die Fee näherte sich dem Zauberbilde und berührte es mit ihrem Stäbchen, die Wand theilte sich, die schöne Frau erwachte, blickte um sich, lächelte Volkoff mit all' ihrer hinreißenden Anmuth zu und erhob sich dann, um zu ihm herabzusteigen.

„Du kommst zu mir, meine Herrin, meine Göttin!" flüsterte der junge Schauspieler.

„Wie kommst Du hierher, Volkoff", erwiderte die Czaarin und hob ihn zugleich auf, „und ich? Ist dies ein Traum?"

„Nein, nein", rief er, „es ist Wirklichkeit, die herrlichste, wunderbarste Wirklichkeit, ich trinke Deinen süßen Athem, ich halte Dich in meinen Armen." Er hatte sie feurig umschlungen aber sie machte sich sanft los.

„Nicht so, mein Freund", sagte sie, „beherrsche Dich, sonst müßte ich Dich verlassen."

„Du bist mein", rief Volkoff, „eine gütige Fee hat Dich mir geschenkt für eine selige Stunde, ich lasse Dich nicht, denn ich bete Dich an, Du bist mir Alles, mehr als die ganze übrige Welt, alle meine Pulse fliegen Dir entgegen, blicke nicht so kalt, so streng.

„Ich warne Dich noch einmal", sprach die Czaarin — „ich darf Deine Leidenschaft nicht erwidern, Du weißt es, sieh diesen Ring, er sagt Dir Alles." Sie hob den Finger mit dem Trauring empor.

„Nein Elisabeth", flammte Volkoff jetzt auf, „Du gehörst mir und keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen. Ich will Dich mein nennen und dann sterben, wenn es sein muß", er riß die schöne Frau ungestüm an seine Brust und preßte einen glühenden Kuß auf ihren Nacken. In demselben Augenblicke streckte die Fee ihr Stäbchen zwischen ihn und die Czaarin.

„Zurück", befahl sie, „Du hast von mir verlangt, daß ich Dir die Frau, die Du liebst, hierher zaubere, aber ihren Besitz hast Du nicht von mir gefordert, mäßige Dich also."

„O! ich Unseliger", schrie Volkoff auf, „aber ich will, ich muß sie doch besitzen."

„Zurück."

Volkoff wollte die Czaarin von Neuem in seine Arme schließen, da erschütterte ein furchtbarer Donnerschlag die Rotunde und zugleich war sie ihm in einer Wolke entschwunden. Als dieselbe sich verzog, stand die Fee vor ihm und sprach mit feierlichem Ernste: „Drei Wünsche hab' ich Dir erfüllt, Erdensohn, nun

gehörst Du mir, die Stunde schlägt, wo Du mir dienen sollst; gelingt es Dir, meine Befehle so zu erfüllen wie ich es wünsche, sollst Du königlich belohnt werden, Du siehst jetzt, daß ich die Macht dazu habe."

„Ich bin bereit", sagte Volkoff.

Die Fee reichte ihm jetzt dieselbe Zauberblume, durch die ihn ihr dienstbarer Geist in Schlaf versenkt hatte, Volkoff sog wie damals ihren herrlichen Duft ein und sank dann in die Polster des Ruhebettes zurück gleich einem Trunkenen; wenige Secunden und tiefer Schlaf umfing ihn.

Neuntes Kapitel.

Eine launenhafte Schöne.

Als Volkoff erwachte, war es Mittag, er sah sich zu Hause entkleidet in seinem Bette und blickte erstaunt um sich. Hatte er nur lebhafter als sonst geträumt? Er kleidete sich rasch an und eilte in das Theater; auf dem Wege dahin begegnete er durch einen sonderbaren Zufall dem Obersten Maltzan, welcher in seinem Wagen saß und als er ihn erblickte, ein grimmiges Gesicht schnitt. Volkoff hieß den Kutscher halten und indem er den Hut zuvorkommend bis zur Erde abzog, fragte er den Obersten: „Sagen Sie mir, waren Sie denn heute Nacht wirklich mein Sklave oder habe ich nur geträumt, daß ich Ihnen fünfzig Hiebe auf die Fußsohlen geben ließ?“

„Hol' Sie der Teufel“, schrie der Oberst und fuhr fort.

Volkoff schüttelte den Kopf. „Weshalb ist er so zornig", sagte er zu sich selbst, am Ende habe ich ihn heute Nacht doch in allem Ernste in der Arbeit gehabt. Seltsam, Seltsam." Er ging zur Probe und spielte abends, alles noch halb im Traume, und wie er durch den Vorhang blickte, saß die Kaiserin mit dem gleichgiltigsten Gesichte von der Welt in ihrer Loge und gähnte.

„Nein, es ist doch unmöglich", dachte er, „ich habe offenbar geträumt." Er hatte sich so ziemlich über sein Abenteuer beruhigt, als er nach der Vorstellung bei dem Heraustreten aus dem Theater plötzlich den alten Diener vor sich stehen sah, der ihn zu der Fee gebracht hatte und ihn wieder zu erwarten schien. Jetzt zweifelte er nicht mehr länger daran, daß er nicht geträumt hatte.

„Suchst Du mich? begann er.

„Ja Herr", sagte der Alte.

„Hast Du einen Auftrag für mich?"

„Allerdings. Wollen Sie mir folgen?"

„Gewiß und hieße es geraden Weges in die Hölle gehen."

Der Alte lächelte und schritt voran, Volkoff den Weg weisend. — —

Am folgenden Morgen saß Graf Suwalow, der einstige Günstling der Kaiserin Elisabeth, in einen

kostbaren persischen Schlafrock gehüllt, in seinem Cabinet und war eben mit der Durchsicht von Papieren beschäftigt, welche sich auf eine große Handelsspeculation bezogen, als ihm eine junge Dame gemeldet wurde, die ihn in einer Geldangelegenheit zu sprechen wünschte. Suwalow fragte seinen Kammerdiener, ob sie auch hübsch sei. Als dieser versichert hatte, daß es eine seltene Schönheit wäre, welche alle Damen des Hofes verdunkeln würde, wenn sie in den Cirkeln der Kaiserin Zutritt hätte, lächelte der Graf vergnügt und befahl sie vorzulassen.

Suwalow war, seitdem die Kaiserin ihm so schnöde den Abschied gegeben hatte, mit Gott Amor zerfallen und hatte sich ganz dem minder launenhaften Merkur geweiht; er machte Geschäfte in jeder Richtung, wo es nur Geld zu verdienen gab und stets glückliche Geschäfte, da er sich nie blöde zeigte, wenn es galt, seine Stellung und seinen Einfluß für seine persönlichen Vortheile auszubeuten. Er wurde bald zum Schrecken der einheimischen wie der ausländischen Kaufleute, welche er gleich schamlos plünderte, und lieh außerdem Geld auf hohe Zinsen. In dem Maße, als ihm das Glück lächelte, stieg auch seine Habgier, und sein Geiz wurde bald eben so sprichwörtlich, wie es früher sein Hang zum Vergnügen und seine Verschwendung waren.

Als die Dame eintrat, bemühte sich Suwalow gar nicht, sich zu erheben oder sie nur zu begrüßen, als sie aber ganz zu seinem Schreibtisch hintretend, den Schleier zurückschlug, entfuhr ihm doch ein leiser Ruf der Ueberraschung. Er hatte lange Zeit kein so regelmäßig schönes und zugleich reizendes Gesicht gesehen, keine so imponirende und dabei anmuthige Gestalt. Er erinnerte sich unwillkürlich an die jugendschöne Großfürstin Elisabeth, die ihm einst ihre Gunst geschenkt und lächelte eigenthümlich.

Dann stand er auf, entschuldigte sein tiefes Negligée und bot der schönen Fremden einen Stuhl an, auf dem sie mit nachlässiger Grazie Platz nahm.

„Kennen Sie mich, Excellenz?" begann sie.

„Leider hatte ich bis jetzt nicht das Vergnügen", entgegnete Suwalow, indem er sich neben sie setzte und ihre kleine Hand mit Zärtlichkeit faßte.

„Ich nenne mich Marfa Iwanowa Nadrew, mein Mann —"

„Ach, Sie haben einen Mann", fiel Suwalow ein, „und wie leben Sie zusammen?"

„Nicht sonderlich", erwiderte die Schöne, „und dies eben setzt mich in die peinliche Lage, zu Ihnen meine Zuflucht nehmen zu müssen."

„Gebieten Sie nur über mich", gab der Graf, immer wärmer werdend, zur Antwort, „aber ihr Mann! solch' eine Frau zu vernachlässigen."

„Es sind nicht alle so galant wie Sie, Exellenz."

„Sie wünschen also?"

„Ein Darlehn", lispelte die Schöne mit allen Zeichen großer Verwirrung.

„Und dies macht Sie erröthen", rief Suwalow, „Sie sind noch sehr unschuldig, Madame."

„Ich bin wirklich sehr unerfahren."

„Und welche Summe wünschen Sie?"

„Tausend Rubel."

„Tausend Rubel", lächelte Suwalow, „das reicht ja kaum für eine Toilette, wie Sie dieselbe beanspruchen können."

„Sie sind zu gütig —"

„Ich möchte gern mehr für Sie thun", fuhr der Graf fort. „Sie sind eine sehr schöne und sehr liebenswürdige Dame und so jung, Sie erregen mein Mitgefühl. Aber hier ist nicht der Ort darüber zu sprechen. Würden Sie mir wohl erlauben, Sie zu besuchen?"

„Gern, Excellenz", sprach die Dame, „aber bedenken Sie, was man dann sagen wird."

„Nun, was wird man sagen?"

„Daß ich Ihre —" sie schlug die Augen nieder.

„Daß Sie meine Geliebte, meine Gebietcrin sind. Wäre das ein so großes Unglück?"

„Und dann mein Mann —"

„Den schicken wir fort", entschied der Graf.

Wenn ich wüßte, daß ich Ihnen vertrauen darf", begann jetzt die Dame zuversichtlicher.

„Zweifeln Sie daran?" unterbrach sie Suwalow. „Fordern Sie Beweise, ich werde Sie Ihnen nicht schuldig bleiben."

„Nun, so machen Sie vorerst Toilette", sagte die Schöne, „und führen Sie mich dann an Ihrem Arme durch die Stadt, aber dies wagen Sie nicht."

„Weshalb nicht?"

„Man sagt ja, daß die Czaarin —"

„Vergangne Zeiten", seufzte der Graf, „in wenigen Minuten stehe ich Ihnen zu Diensten." Er entfernte sich und kehrte bald vollständig angekleidet und zum Ausgange bereit zurück. „Da bin ich", sagte er. „Verfügen Sie über mich, Marfa Iwanowna."

Die Schöne nahm jetzt ohne viele Umstände seinen Arm und ließ sich von ihm durch die belebtesten Gassen der Stadt führen. Die Vorübergehenden sahen Suwalow mehr oder minder erstaunt an, er zeigte jedoch an der Seite der reizenden Fremden keine Verlegenheit, sondern im Gegentheil einen gewissen Stolz.

„Wissen Sie, daß wir sehr gut zusammenpassen, Marfa Iwanowna" sagte er, „sowohl in unserem Aeußeren als unserer Größe und auch was unseren Gang betrifft."

Aber dafür um so weniger in unserem Anzuge", flüsterte die Schöne, „Sie sehen so vornehm aus und ich ziemlich ärmlich."

„Nun, dem kann ja bald abgeholfen werden", meinte Suwalow, „wenn Sie mir nur ein wenig Ihr Vertrauen schenken wollen." Er trat mit seiner Begleiterin in eine Handlung, in der französische Stoffe verkauft wurden. Der Kaufmann eilte das Beste vorzulegen, aber die Schöne zeigte sich ebenso wählerisch als launenhaft, nichts war ihr geschmackvoll und kostbar genug.

Nach langem Aussuchen wählte sie endlich fünf prachtvolle Seidenroben und von dem besten Sammet in verschiedenen Farben.

Suwalow bezahlte alles auf der Stelle und befah die Einkäufe in die Wohnung der Dame zu senden.

Nachdem sie wieder einige Zeit gegangen, blieb die Schöne vor dem Laden eines Pelzhändlers stehen. „Zu so schönen Kleidern", sagte sie, „gehört unbedingt auch ein schöner Pelz. Kommen Sie Graf." Sie trat in den Laden und Suwalow blieb nichts übrig, als zu gehorchen. Nachdem sie eine Reihe der theuersten Pelze

gesehen und probirt hatte, entschied sie sich für einen Zobelpelz, den sie gleich anbehielt und winkte Suwalow, denselben zu bezahlen, mit einer Miene, wie man etwa einem Diener einen Befehl ertheilt. Während er mit einem leisen Seufzer seine Börse hervorzog, sagte sie plötzlich: „Ich will auch noch eine Jacke für das Haus, mich friert immer so."

„Wünschen sie vielleicht falschen Hermelin?" sagte der Kaufmann, „auf rothen Sammet, es steht vorzüglich."

„Wo denken Sie hin", sprach sie rasch, „nichts Unechtes, das würde den Grafen beleidigen. Rother Sammet darf es allenfalls sein, aber mit Zobel besetzt und gefüttert."

Suwalow wurde es ein wenig unheimlich zu Muthe, aber er beeilte sich doch, da er nicht genug Baarschaft bei sich hatte, dem Pelzhändler eine Anweisung zu geben und die Adresse seiner Schönen zurückzulassen Sie gestattete ihm dafür, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten.

„Darf ich Sie nicht besuchen?" fragte er erstaunt.

„Heute noch nicht", erwiderte sie, „morgen vielleicht, fragen Sie sich recht zeitig an."

Am folgenden Tage erschien Suwalow im Hause der launenhaften Schönen und wurde nach einigem Zögern wirklich vorgelassen. Sie schien ihm jetzt in

einem Morgenkleide von grüner Seide und der roth-sammtenen mit Zobelpelz verbrämten und gefütterten Jacke, welche sie sich am vorigen Tage gewählt hatte, noch um vieles schöner.

Auf einem alten fadenscheinigen Ruhebett mit aller Majestät und Nachlässigkeit einer Monarchin ausgestreckt, winkte sie ihm, zu ihren Füßen auf einem kleinen Schemmel Platz zu nehmen und hörte lächelnd seine Liebesbetheuerungen an. „Sie werden einsehen, sagte sie dann, „daß ich, ehe ich Ihnen weitere Zugeständnisse mache, meine Zukunft sicher stellen möchte."

Ich bin zu Allem bereit", sagte Suwalow.

„Das habe ich erwartet", gab sie zur Antwort, „und so erlaube ich Ihnen denn, mir die Hände zu küssen."

Der sonst so verwöhnte Suwalow, der über jede Frau bei dem ersten tête à tête triumphirt hatte, zeigte sich ganz entzückt über diese Gunst und beeilte sich, die Hände der launenhaften Schönen mit Küssen zu bedecken.

Als er sie verließ, blickte sie zum Fenster hinaus und rief plötzlich in dem Augenblicke, wo er in seinen Wagen gestiegen war, „was haben Sie da für hübsche Pferde, Graf, Sie schenken mir dieselben, nicht wahr?"

O! mit Vergnügen", stammelte Suwalow, aber ihm war bei den sich immer steigernden Anforderungen der jungen Frau doch recht übel zu Muthe.

„Und auch den Wagen."

„Natürlich, der Wagen gehört zu den Pferden", sagte er, „ich sende Ihnen Beides sofort."

„Nein, nein, ich will ausfahren", rief die Schöne vom Fenster herab, „jetzt gleich. Ich nehme Wagen und Pferde an, wie sie sind und den Kutscher dazu."

„Und ich?"

„Sie, Graf? Sie können zu Fuß nach Hause gehen."

Suwalow zog den Mund ein wenig in Falten, stieg aber aus und überließ Wagen, Pferde und Kutscher seiner launenhaften Gebieterin, welche schon den Fuß fest auf seinen Nacken hielt.

Je größere Anforderungen dieselbe an den hochmüthigen Liebling der Frauen stellte, ohne ihm selbst mehr als die harmlosesten Zugeständnisse zu machen, um so rascher entflammte der Graf zu voller Leidenschaft. Er war verliebt, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben und verlegen wie ein Schulknabe, der seine ersten Verse scandirt.

Nach Verlauf einer Woche hatte er seiner Göttin noch Diamanten von enormem Werthe, Perlen und Smaragden zu Füßen gelegt, ihr eine kleine Wohnung mit

allem erdenklichen Luxus eingerichtet und ein halbes Dutzend Neger zur Bedienung gegeben, dagegen jedoch nicht mehr als einmal einen Kuß erhalten.

Wieder saß er eines Morgens in ihrem Boudoir, entschlossen, diesmal die Grausame zu erobern, koste es, was es da wolle, als sie plötzlich, mit den weißen Fingern in seinen gepuderten Löckchen spielend, ausrief: „Ich habe jetzt mit einem Male eine unüberwindliche Lust auf frische Erdbeeren bekommen, schaffen Sie mir welche —"

„Aber Marfa, in Petersburg, zu dieser Zeit", wendete der Graf lächelnd ein."

„Was geht das mich an."

„Es ist aber nicht die Jahreszeit."

Die launenhafte Schöne zuckte die Achseln. „Ich will Erdbeeren, gehen Sie auf der Stelle mir welche zu holen, hören Sie."

„Aber Marfa —" flehte Suwalow.

„Kein Wort mehr", sie sprang auf und stampfte mit dem Fuße. „Ich verbiete Ihnen, mein Zimmer zu betreten ohne diese Erdbeeren, gehen Sie."

Suwalow wollte noch etwas sagen, da belehrte ihn ein Schlag ihrer kleinen, aber kräftigen Hand auf die Wange, daß es hier nicht reden, sondern handeln galt. Er verließ seine Gebieterin und setzte Alles

in Bewegung, um die von ihr gewünschten Erdbeeren zu schaffen. In Petersburg war es durchaus nicht möglich, dieselben aufzutreiben, es wurde also ein Courier nach dem Süden abgesendet, welcher die Fahrt hin und zurück mit stets frischen Pferden in einer unglaublichen Geschwindigkeit zurücklegte, welche jedoch für den aus der Nähe seiner Angebeteten verbannten Suwalow eine Ewigkeit schien. Als der Bote mit den sehnlichst erwarteten Früchten ankam, eilte der Graf zu seiner Dame und bot sie ihr knieend dar. Sie öffnete mit einem Lächeln, das ihm das höchste Glück verhieß, die Schachtel, welche die Erdbeeren enthielt, doch wehe! der Inhalt derselben war trotz aller Vorsichtsmaßregeln verfault.

Erzürnt griff die launenhafte Schöne mit beiden Händen hinein und warf die kostbaren Erdbeeren dem Grafen an den Kopf, ihre Empörung legte sich erst, als sie ihn ansah und über sein verzweifeltes roth getigertes Gesicht in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Soll dies der Lohn für meine Dienstfertigkeit, meine Liebe sein?“ rief jetzt der Graf seinerseits bitter gekränkt. „Das kann so nicht fortgehen, Marfa Iwanowna, wir müssen zu einem Resultat kommen, wenn ich bitten darf.“

„Wie ernst auf einmal", rief die Dame und lachte von Neuem wie ein ausgelassenes Kind.

„Ich wiederhole, Marfa Iwanowna —"

„Nun was wollen Sie also", sagte die Dame mit einem seltsamen unbeschreiblichen Blick.

„Sie besitzen, meine Göttin", gab der Graf zur Antwort.

„Was sind Sie gesonnen, zu thun, um meine Zukunft zu sichern", rief die Schöne, „man sagt, daß Sie sehr geizig sind, mein lieber Suwalow —"

„Ich — ich denke, ich habe Ihnen wohl das Gegentheil bewiesen."

Die launenhafte Schöne lachte. „In meinen Augen ist dies Alles nicht der Rede werth. Man nennt Sie, wie es scheint, mit Recht einen Geizhals und die Klugheit gebietet mir also, mich vorzusehen."

„Was verlangen Sie von mir, Marfa Iwanowna", sagte der Graf, dessen Verliebtheit ihn ganz sinnlos machte.

„Hunderttausend Rubel."

„Hunderttausend Rubel", wiederholte der Graf mühsam.

„Nun, sollte das in ihren Augen zu wenig sein", fiel die Dame ein.

„Also hunderttausend Rubel", beeilte sich Suwalow zu sagen.

„Diese Summe sichern Sie mir durch einen Wechsel, verstehen Sie, Graf", befahl die schöne Frau im Tone der Gebieterin, welche sehr gut weiß, daß sie auf unbedingten Gehorsam rechnen kann.

„Ja, ja, durch einen Wechsel", seufzte der Graf.

„Gehen Sie jetzt, ich muß mich von dem Aerger erholen, den Sie mir durch ihre verwünschten Erdbeeren bereitet haben", sagte die Göttin. „Wenn es dunkel geworden ist, erwarte ich Sie, ich werde gnädig sein mit Ihnen, sehr gnädig, aber vergessen Sie den Wechsel nicht."

Suwalow ließ sich, von süßen Hoffnungen erfüllt, auf ein Knie nieder und führte ihre Hand an die Lippen. Dann verließ er sie und sie blieb mitten in ihrem Boudoir stehen und lachte wie ein Kind, dem ein toller muthwilliger Streich gelungen. — —

Abends erschien Suwalow mit einer gewissen Feierlichkeit bei seiner Angebeteten und überreichte ihr den Wechsel im Betrage von hunderttausend Rubeln. Die launenhafte Schöne zeigte sich jetzt vollkommen zufriedengestellt und besiegt und zog sich, wie sie sagte, nur für wenige Augenblicke in ihre Garderobe zurück, um Toilette zu machen.

Suwalow saß indeß im Boudoir und putzte sich die Nägel, er hörte daneben Frauenkleider rauschen

und von Zeit zu Zeit ein muthwilliges Kichern. Endlich rief eine helle Stimme seinen Namen, der Augenblick war da, wo er die Frucht seiner Dienste, den Lohn seiner leidenschaftlichen Anbetung ernten sollte. Er eilte in das Gemach und fand auf einer Ottomane ausgestreckt — Volkoff.

„Sie da — was soll das", stammelte der Graf.

„Erkennen Sie mich nicht", spottete der junge Schauspieler, „ich bin es, Marfa Iwanowna, die Sie anbeten."

„Wie konnten Sie es wagen, mich so zu hintergehen", stieß Suwalow, dessen Stimme die Wuth erstickte, mühsam hervor, „ich werde Sie zur Rechenschaft ziehen, junger Mensch, vor Allem aber geben Sie mir meinen Wechsel zurück."

„Nein, Volkoff", sprach in diesem Augenblick eine Stimme hinter Suwalow, „Sie behalten ihn und ich werde dafür Sorge tragen, daß der Graf ihn bezahlt!"

Es war die Czaarin, welche, bisher hinter einem Vorhang verborgen, hervorgetreten war.

„Sie — Majestät", stotterte Suwalow.

„Ja — ich", sagte Elisabeth mit einem boshaften Lächeln, „wir haben uns erlaubt, ein wenig Comödie mit Ihnen zu spielen und Sie haben die Ihnen da-

bei zugefallene komische Rolle mit einer Passion gespielt, welche alle unsere Erwartungen übertroffen hat."

„Aber Majestät —"

Keine Einwendungen, Suwalow", schnitt ihm die Czaarin das Wort ab, das Ganze ist eine wohlverdiente Strafe zugleich für Ihre Habgier und Ihren Geiz, sowie für das Abenteuer mit der Gräfin Bestuseff im gelben Hause, dessen Sie sich wohl noch entsinnen werden."

Suwalow stand jetzt bleich mit schlotternden Knieen, wie ein armer Sünder vor der Kaiserin und schöpfte erst wieder Athem, als sie und Volkoff in ein lautes herzliches Gelächter ausbrachen.

Zehntes Kapitel.

Ein Affe Friedrich's des Großen.

Der veredelnde Einfluß Rasumowski's auf seine kaiserliche Gemahlin machte sich sowohl in der entschiedenen Richtung, welche die äußere Politik derselben nahm, als in den Verbesserungen, welche sie im Innern des Reiches theils in's Auge faßte, theils durchführte, zum Wohle Rußlands immer mehr geltend. Durch einen Ukas vom 31. December 1753 wurden die Binnenseezölle, welche auf den Handel lähmend wirkten, aufgehoben. Ein Jahr vorher war eine Commission ernannt worden, zu dem Zwecke, alle von den verschiedenen Regenten erlassenen Ukase in einem Gesetzbuche übersichtlich zu ordnen. Eine allgemeine Landesvermessung wurde verfügt und in Angriff genommen. Weite Landstriche wurden colonisirt und urbar gemacht,

am rechten Ufer des Dnieprs, im Quellengebiet des Jegut, wurden mehrere Tausend Serben, Bulgaren und Wallachen angesiedelt. Dieses Gebiet erhielt den Namen Neuserbien und der Hauptort desselben, Elisabethgorod, wurde zur Stadt erhoben. Große Bauten wurden in Petersburg, dessen Bevölkerung im Jahre 1750 über vierundsiebzigtausend Menschen betrug, unter der Leitung des kunstsinnigen italienischen Grafen Castrelli ausgeführt, Klöster, Kirchen, öffentliche Gebäude und Paläste, unter anderen der erst in den letzten Regierungsjahren Elisabeths vollendete Winterpalast. Auch das Schloß zu Carskoje Selo, der Lieblingsaufenthalt der Czaarin im Sommer, wurde erweitert.

Im Jahre 1755 wurden in Moskau die erste Universität und zwei Gymnasien gestiftet.

Lomonossoff zeigte sich unter der Regierung Elisabeths auf verschiedenen Gebieten mit eben so viel Geist als Geschmack thätig. Nachdem er schon 1751 zum Collegienrath ernannt worden war, erhielt er 1752 das Privilegium für eine Fabrik zur Herstellung von Glas, bunten Glasperlen und Mosaik. Elisabeth übertrug ihm die Ausführung zweier großen Gemälde, welche die Thaten Peter des Großen verherrlichten, den Lomonossoff zugleich in seiner „Petreide" in zwei Gesängen feierte. Er schuf eine russische Grammatik und erhielt 1760 die

Leitung der Gymnasien und der Universität. So verstand es Elisabeth, zu einer Zeit, wo die deutschen Fürsten die Poeten ihres Landes mit Geringschätzung behandelten und darben ließen, den Genius Lomonossoff zu belohnen und für sein Vaterland fruchtbar zu machen.

Dagegen zeigte der deutsche Prinz, den die Czaarin zu ihrem Nachfolger ausersehen hatte, eine mit jedem Tage noch zunehmende Abneigung gegen das Land und Volk, die er einst regieren sollte und eine an Affenliebe grenzende Bewunderung für Friedrich den Großen und Alles, was preußisch war. Die einzige wirkliche Leidenschaft, welche der Großfürst Peter besaß, war die für die Soldaten; er hätte Alles darum gegeben, eine kleine Armee ausrüsten und unter den Befehlen des Königs von Preußen als einer seiner Generale seine Feldzüge mitmachen zu können. Wie sinnlos er in politischen Dingen war, beweist am besten, daß er damals mit dem Gedanken umging, sobald er den Thron besteige, die den Schweden abgenommenen Provinzen sammt Petersburg denselben zurückzugeben, um sich dafür den Beistand derselben in einem Kriege gegen Dänemark zum Behufe der Zurückeroberung von Schleswig zu sichern. In dem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen nahm der Großfürst mit aller Heftigkeit

für die letztere Macht Partei und sein Haß gegen Bestuseff stieg immer höher, je mehr es demselben gelang, die Wagschale Rußlands zu Gunsten Maria Theresia's zu neigen. Je mehr der Großkanzler ihm klar zu machen suchte, daß der König von Preußen am wenigsten dulden könne, daß er als Kaiser von Rußland mitten in Deutschland Fuß fasse und daher sein natürlicher Gegner sei, um so erbitterter wurde er und schwor, wenn Friedrich der Große es ihm befehle, für ihn gradewegs in die Hölle zu marschiren.

Vergebens suchte man im Gegentheil Peter zu einem Aufgeben oder Abtreten seines Stammlandes Holstein an Dänemark zu bewegen.

Diese Abtretung lag bei einem Charakter und einer Gesinnung, wie sie der Großfürst zeigte, um so mehr im Interesse Rußlands, als es den künftigen Herrscher für immer von seinen deutschen Familieninteressen loszutrennen galt. Aber Peter zeigte, in dieser Frage von seiner ehrgeizigen Gemahlin aufgereizt und unterstützt, einen Starrsinn ohnegleichen. Um allen Intriguen ein Ende zu machen, gab er dem dänischen Gesandten die Erklärung, daß er auf keinen Antrag in Bezug auf Holstein eingehen werde und verbot ihm ferner noch von dieser Sache zu sprechen.

Die Kaiserin war so empört, daß sie Peter so

zu behandeln drohte, wie ihr Vater seinen Sohn Alexej, als er sie aber mit Thränen in den Augen bat ihn nicht zu einem Schritte zu zwingen, der ihn unglücklich machen würde, ließ sie sich wieder besänftigen. Der Großkanzler begnügte sich jetzt damit, den Großfürsten bei jeder Gelegenheit bei der Kaiserin zu verdächtigen und ihr immer verhaßter zu machen, jede unvorsichtige Aeußerung dieses unbedachten galligen Prinzen wurde ihr sofort hinterbracht und auf das Gehässigste beleuchtet. Er war unablässig von Spionen Bestuseff's bewacht, jeder seiner Briefe wurde erbrochen, nicht besser erging es seiner Gemahlin. Aber Katharina war eine Persönlichkeit, mit der man rechnen mußte und sie verstand es durch ihren hohen Geist, ihre Klugheit, Unerschrockenheit und Festigkeit den Großkanzler so sehr zu imponiren, daß dieser es endlich vorzog sie zur Freundin als zur Gegnerin zu haben und sich, als ihre Abneigung gegen den Großfürsten zunahm, mit ihr gegen denselben im Geheimen verbündete. Dieses Einverständniß ging so weit, daß Bestuseff, da von dem Großfürsten keine Nachkommenschaft zu erwarten war, sogar den olympischen Launen der jungen galanten Frau das Wort redete und die Kaiserin bestimmte, das Verhältniß zu dem hübschen und liebenswürdigen Kammerherrn Soltikow zu dulden.

Am 1. Oktober 1754 gebar Katharina einen Sohn, den Großfürsten Paul. Soltikow wurde jetzt nach Stockholm geschickt, um dort das freudige Ereigniß anzuzeigen und von dort zuerst nach Hamburg und dann nach Madrid als bevollmächtigter Gesandter beordert. Man bedurfte seiner nicht mehr.

Die Großfürstin, welche jetzt in ihrem Sohne ein viel bedeutungsvolleres Unterpfand für die Zukunft besaß, als in der Stellung zu ihrem der Nation verhaßten Gemahl, überließ ihn, den sie nie anders als den „Affen Friedrich's des Großen" nannte, jetzt ganz seinen Thorheiten und seinem Schicksal.

Vergebens warnte der wohlmeinende kluge Rasumowski den unglücklichen Prinzen, vergebens beschwor er ihn, vor Allem Russe und dann erst deutscher Reichsfürst zu sein, Peter beharrte eigensinnig auf der verderblichen Bahn, die er eingeschlagen. Er richtete sich in Oranienbaum ganz nach seinem Wunsche ein, baute Kasernen und Pferdeställe, ein hölzernes Theater und einen Canal, der vom Schlosse aus bis in die See führte. Dann ließ er durch den russischen Ingenieurmajor Dedenow eine kleine Festung aufführen und armirte die Wälle derselben, welche leicht zu erklettern waren, mit kleinen Kanonen. So beschränkt der Raum derselben war, enthielt dieselbe doch alle jene Gebäude, welche

man damals in einer Festung fand, ein Zeughaus, ein Commandantenhaus und außerdem den steinernen Palast Peter's, zwei Stock hoch in einem hübschen Style gebaut. Im obern Stockwerke befand sich ein Saal in dem gespeist wurde, ein Wohnzimmer, ein Schlafgemach und Cabinet. Das letztere war mit hellblauem Atlas ausgeschlagen, in den Katharina eigenhändig mit farbiger Seide eine Reihe von Bildern hineingestickt hatte.

In dieser Miniaturfestung lebte Peter jetzt ganz nach seinem Geschmacke, nur mit holsteinischen und preußischen Officieren Umgang pflegend und Friedrich den Großen in Allem bis in's Kleinste nachäffend; er kleidete sich genau so wie sein Vorbild und copirte dessen Lebensweise, Gewohnheiten und Eigenheiten mit ängstlicher Genauigkeit. Und hatte er bei einer ausgelassenen Orgie, an denen außer den Officieren auch einige Schauspieler und Schauspielerinnen theilnahmen, zu viel getrunken, unterhielt er sich damit, über die Russen loszuziehen. Seine holsteinische Garde, welche er ganz nach preußischem Muster uniformirt hatte, selbst zu drillen, war sein Hauptvergnügen.

Indeß bereitete sich seine Gemahlin Katharina, welche damals schon entschlossen war, die Zügel der Regierung nach dem Tode Elisabeth's an sich zu reißen,

im Stillen für ihre große Aufgabe vor. Sie lebte von ihm getrennt in einem kleinen Palaste, den sie sich bei Oranienbaum erbaut und mit einem reizenden Garten umgeben hatte, mit französischer Literatur und politischen Studien beschäftigt.

Damals schon griff sie sowohl in die diplomatischen Intriguen, welche dem siebenjährigen Kriege vorangingen, als während des Kampfes selbst in die militärischen Operationen mächtig ein und durchkreuzte mehr als einmal die Pläne der Gegner.

Kaunitz war es endlich gelungen, das Freundschaftsband, welches Oesterreich so lange Zeit zu seinem Nachtheile mit England verbunden hatte, zu lösen und dagegen eine mächtige Coalition zwischen Oesterreich, Frankreich, Rußland und Sachsen zu Stande zu bringen. Maria Theresia hatte bereits begonnen in Böhmen Truppen zusammenzuziehen, als Friedrich der Große durch den Verrath des Dresdener Cabinetscanzelisten Menzel und des österreichischen Gesandtschaftssecretärs Weingarten in Berlin rechtzeitig von den Plänen seiner Gegner unterrichtet, denselben zuvorkam und mit sechzigtausend Mann in Sachsen einfiel.

Damit war der Krieg begonnen.

Rußland hatte sich verpflichtet sechzigtausend Mann

zu stellen, Maria Theresia behilflich zu sein, Schlesien und die Grafschaft Glatz zurückzuerobern und das Haus Brandenburg zu unterdrücken.

Friedrich der Große erhielt von dieser Zusage durch den Großfürsten-Thronfolger Kenntniß, der im Jahre 1756 heimlich in seine Dienste getreten und von ihm zum Hauptmann ernannt worden war.

Die Kaiserin von Rußland ließ August III. sofort nach dem Einmarsch der Preußen ihren Unwillen über das Verfahren Friedrich's des Großen und seinen Friedensbruch ausdrücken, sie erklärte zugleich, die Zeit sei gekommen, um der Macht Preußens Grenzen zu setzen und forderte den König von Polen auf, sich durch Preußen nicht einschüchtern zu lassen.

Friedrich ließ nun Bestuseff einhunderttausend Thaler anbieten und auch England machte den Versuch, der russischen Politik eine andere Wendung zu geben. Bestuseff wurde durch Katharina, welche zu Preußen hielt, bestimmt, diese Anträge nicht ganz abzuweisen. „Der König von Preußen hat den Krieg begonnen", sagte er zu dem englischen Gesandten Williams, „nichts kann die Czaarin jetzt hindern, Oesterreich beizustehen, aber" — setzte er diplomatisch hinzu — „wir sind noch nicht vorbereitet und Sie wissen, unsere Bewegungen sind langsam.

Er erklärte Preußen und England als Minister der Czaarin öffentlich den Krieg, während er im Geheimen mit diesen beiden Mächten in die freundlichsten Beziehungen trat. Unter solchen Auspicien erfolgte die Theilnahme Rußlands an dem welthistorischen Kampfe Maria Theresia's gegen Friedrich den Großen.

Elftes Kapitel.

Im siebenjährigen Kriege.

Dank den sich während der Regierung Elisabeth's abspielenden Hofintriguen, welche heute diesem, morgen jenem einen Einfluß auf den Staat und die Armee gestatteten und alle Verhältnisse unsicher machten, fehlte es Rußland beim Beginn des siebenjährigen Krieges an einem Feldherrn.

Münnich befand sich im Exil, die tüchtigen Führer und Officiere aus seiner Schule waren, da man sie in jeder Weise bei Seite setzte und unterdrückte, meist in ausländische Dienste getreten. Wir finden mehr als einen illustren Namen unter diesen militärischen Emigranten. Der General Löwendal zeichnete sich unter französischer Fahne durch die Einnahme der

Festung Bergen op Zorm aus, der General Keith, welcher nach Preußen ging, wurde auf der Stelle von Friedrich dem Großen zum Feldmarschall ernannt und machte als solcher seinen Namen durch seinen Heldentod bei Hochkirch unsterblich. Münnich's Adjutant, Oberst Mannstein, trat gleichfalls in hervorragender Stellung in die preußische Armee. Der bekannte österreichische Feldmarschall Lacy war ebenfalls in russischen Diensten, sein Vater war der russische Feldmarschall Lacy, welcher sich in dem türkischen und schwedischen Kriege ausgezeichnet hatte. Auch der berühmte Laudon war ein geborener Livländer.

Der zum Feldmarschall ernannte und an die Spitze der gegen Preußen entsendeten Armee gestellte General Apraxin war dieser hochwichtigen Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Er hatte zur Zeit der Türkenkriege unter Münnich gedient, aber nie ein feindliches Heer gesehen, er galt als träge und feig. Rasumowski's Bruder, Kiryll, hatte ihn einmal auf das Schimpflichste behandelt und mit Füßen getreten, ohne daß er irgend einen Versuch gewagt hätte, sich dafür Genugthuung zu verschaffen. Zu seiner Unfähigkeit kam noch das peinliche Gefühl einer zweifelhaften Lage. Die Czaarin wünschte, daß der Krieg mit aller Energie geführt werde, der junge mit Preußen sympathisi-

rende Hof das Gegentheil. Jeder Tag konnte aber Katharina die Zügel der Herrschaft in die Hände spielen.

„Ich bin nicht wenig darüber bekümmert", sagte Apraxin, als er Petersburg verließ, um nach Riga zu seinen Truppen zu gehen, „daß ihre kaiserlichen Hoheiten für den König von Preußen so sehr eingenommen sind. Bin ich gegen den letzteren glücklich, so bleibt im Falle des Todes der Kaiserin eine schlechte Perspective für mich übrig."

Bestuseff erwiderte, er möge unbesorgt das Seine thun, es sei seine Sache, dem jungen Hofe über seine wahren Interessen die Augen zu öffnen.

Apraxin ergriff aber trotzdem jede Gelegenheit, seine Operationen zu verzögern.

Der alte Krongroßfeldherr Polens, Branizki, Poniatowski's Schwiegervater, hatte gegen den Durchmarsch russischer Truppen durch Polen Protest erhoben. Dies genügte, um in die kaum begonnenen Bewegungen des russischen Generals Stillstand zu bringen und da Friedrich der Große sehr gut wußte, daß Apraxin die Großfürstin Katharina viel mehr fürchtete als die Kaiserin, wendete er sich an diese ehrgeizige und intriguante Prinzessin, um durch sie den Feldherrn der Czaarin zu bestechen. Trotz der großen Geschenke,

welche er von seiner Monarchin erhielt, war Apraxin, der sehr verschwenderisch lebte, immer in Geldverlegenheit und zeigte sich daher den preußischen Thalern in einer Weise zugänglich, welche die Theilnahme der Russen an dem großen europäischen Kampfe vollkommen illusorisch erscheinen ließ. Im ersten Jahre des Krieges konnte Friedrich, durch die Unthätigkeit Apraxin's unterstützt, bedeutende Erfolge über seine Gegner erringen und auch im folgenden Frühjahre schien Apraxin es mehr auf die Damen Riga's als auf die Preußen abgesehen zu haben, denn er entsendete seine Adjutanten nach Petersburg, nicht etwa um Instructionen zu erhalten, sondern um für ihn zwölf Anzüge aus seiner Garderobe zu holen.

Erst einem neuen energischen Befehl der Czaarin gelang es, ihn in Bewegung zu setzen. Im Mai 1757 rückte er hierauf mit seiner 83,000 Mann starken Armee an die preußische Grenze und erst am 30. Juni erschien er vor Memel.

Damit war der Krieg von russischer Seite endlich eröffnet. Memel, das nur schwach besetzt war, capitulirte am 5. Juli. Die Garnison erhielt freien Abzug, aber Apraxin schien jetzt ebenso über die Schnur hauen zu wollen, als er sich bisher nachlässig erwiesen. Er zwang die preußischen Soldaten in seine Reihen

zu treten und jene, welche dies verweigerten, wurden ebenso wie eine große Zahl preußischer Fabrikanten, Bürger und Bauern nach Rußland geschleppt. Von den ihm beigegebenen Kosaken, Kalmüken und Tartaren 12,000 Mann stark, ließ er das Land weithin durchstreifen und verheeren, brennende und geplünderte Städte und Dörfer bezeichneten ihren Weg.

Wehrlose, friedliche Einwohner wurden von ihnen massenhaft gemordet oder verstümmelt, man sah sie an Bäumen aufgehängt oder mit abgeschnittenen Nasen und Ohren. Hier wurden ihnen die Beine abgehauen, der Bauch aufgeschnitten, das Herz herausgerissen, dort wurden sie in ihren Ortschaften eingeschlossen und sammt denselben lebendig verbrannt. Die Gräber wurden aufgerissen, die Gebeine zerstreut, die Geistlichen und Edelleute mit Kantschu's gepeitscht, nackt auf glühende Kohlen gelegt und in grausamer Weise gefoltert. Tausende flüchteten nach Danzig, wohin auch das Königsberger königliche Archiv gebracht wurde.

Am 18. Juni verlor Friedrich der Große die denkwürdige Schlacht bei Kollin. Jetzt betheiligten sich auch die Schweden an dem Kampfe gegen ihn und rückten in Pommern ein.

Vergebens suchte der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall Lehwald die Russen aufzuhalten und Königs-

berg zu retten, indem er ihnen bei Großjägersdorf eine Schlacht lieferte. Trotzdem die Preußen mit wahrer Todesverachtung fochten und ihre Cavallerie bereits mehrere feindliche Batterien genommen hatte, entschied Romanzow den Tag zu Gunsten der Russen, indem er rechtzeitig mit der Reserve in das Gefecht eingriff. Die preußische Infanterie des zweiten Treffens beschoß in Folge eines verhängnißvollen Irrthums jene des ersten Treffens, welche sie für feindliche Truppen ansah, im Rücken. Dies brachte die Preußen vollständig in Verwirrung und Lehwald mußte sich in sein Lager bei Wohlau zurückziehen.

Jetzt trat Apraxin's verrätherisches Gebahren vollends an den Tag, statt Königsberg zu nehmen, das Niemand mehr vor den Russen zu retten im Stande war, kehrte er nach Memel zurück. Als der Wiener Hof darüber Aufklärungen verlangte, wurde ein ausdrücklicher Befehl der Kaiserin Elisabeth vorgeschützt, aber der österreichische Gesandte in Petersburg gab sich damit nicht zufrieden und wendete sich an den Grafen Alexis Rasumowski, welcher über die zweifelhafte Haltung Apraxins empört, die Sache selbst, in die Hand zu nehmen versprach.

Er begab sich zuerst zu Bestuseff und da er von diesem nur leere Ausflüchte aber keine genügenden Er-

klärungen zu hören bekam, zur Czaarin selbst, welche seit einigen Wochen leidend war und ihn im Schlafrock, mit ihren Kammerfrauen Karten spielend empfing.

„Ich bitte, Majestät, um eine kurze Audienz", begann er, „ich habe Dinge von höchster Wichtigkeit vorzubringen."

„Staatsangelegenheiten?" fragte Elisabeth, die Stirne runzelnd.

„Allerdings."

„Ach! es wird mir Kopfschmerzen machen, ich bin sehr krank, Alexis", erwiderte die Kaiserin.

„Ich bedauere lebhaft, Majestät, aber ich muß dennoch bitten —"

Elisabeth seufzte, aber ihrem Liebling gegenüber vollkommen schwach und willenlos, hieß sie ihre Kammerfrauen gehen und zeigte sich bereit ihn anzuhören.

„Du weißt wohl, daß Apraxin sich nach Memel zurückgezogen hat", begann Rasumowski.

„Nichts weiß ich", sagte Elisabeth, „ich bin krank und habe Bestuseff verboten, mir von derlei Dingen zu sprechen."

„Apraxin hat die Preußen geschlagen", fuhr Rasumowski fort, „statt aber seinen Sieg zu benützen und Königsberg zu besetzen, den Rückzug angetreten, wie

wenn er es gewesen wäre, der eine Niederlage erlitten hätte."

„Ich verstehe nichts davon", murmelte die Czaarin.

„Er schützt einen von Dir empfangenen Befehl vor", sagte hierauf Rasumowski, „was ich unmöglich glauben kann. Es müßten sehr ernste Gründe vorhanden sein, um es zu rechtfertigen, daß Du nicht allein Deine Verbündeten, sondern zugleich Deine Ehre und den Waffenruhm Rußlands preisgiebst, solche Gründe sind doch nicht vorhanden —"

„Ich habe keinen Befehl ertheilt", unterbrach ihn die Czaarin.

„Dann hat Bestuseff Deine Krankheit mißbraucht und in einer Angelegenheit von höchster Wichtigkeit eigenmächtig und unsinnig, oder was noch schlimmer verrätherisch gehandelt."

„Ja, ja, sie rechnen schon auf meinen Tod und wollen sich bei dem Thronfolger und seiner Gemahlin, die für Preußen sind, einschmeicheln", rief die Czaarin, „aber sie irren sich, ich werde noch lange genug leben, um alle diese Verräther zu strafen, wie sie es verdienen."

„Ich sehe, Du faßt den Vorfall so auf, wie ich es von Dir erwartet habe", sprach Rasumowski, „auch ich habe die volle Ueberzeugung, daß nicht allein Apra-

rin, sondern auch Bestuseff nur dem jungen Hofe zu dienen suchen und von dem Könige von Preußen bestochen sind."

„Diese Elenden, die mir alles danken, was sie sind", rief Elisabeth, indem sie aufstand und zornig erregt auf und abging, „was soll ich aber anfangen, rathe mir!"

„Vor Allem ist es geboten, den Schaden, den Apraxin's langsame und verrätherische Kriegsführung hervorgerufen hat, gut zu machen", erklärte Rasumowski.

„Wie das?"

„Sende ihm auf der Stelle durch einen Courier den Befehl, von Neuem vorzurücken, den König von Preußen in keiner Weise zu schonen und den Kampf energisch fortzusetzen."

„Ja, das will ich, setze den Befehl auf und laß ihn sogleich ausfertigen, gieb zugleich den Auftrag, daß ein Courier sich bereit halten soll. Dann besprechen wir die weiteren Schritte", sagte Elisabeth.

Rasumowski entfernte sich und sorgte dafür, daß Alles rasch ausgeführt wurde. Nicht eine Stunde war seit seiner Unterredung mit der Czaarin verflossen und schon harrte unten der Officier, welcher dem General Apraxin die kaiserliche Ordre überbringen sollte und

Rasumowski selbst überreichte die letztere seiner kaiserlichen Gemahlin zur Unterschrift.

Elisabeth setzte sich an den Schreibtisch und nahm die Feder, während Rasumowski Wasser in die beinahe vollkommen eingetrocknete Tinte goß.

Da wollte es ein unglücklicher Zufall, daß eine Wespe, welche in das Zimmer gerathen war, zu summen begann und nachdem sie erst eine Weile die Feder, mit der die Czaarin im Begriffe war zu unterzeichnen, umkreist hatte, in das Tintenfaß fiel.

Entsetzt schrie die abergläubische Frau auf und warf die Feder von sich.

„Was hast Du?" fragte Rasumowski.

„Die Wespe ist eine schlimme Vorbedeutung."

„Ein kindisches Vorurtheil gemeiner Leute", sagte Rasumowski.

„Nein, nein, ich unterschreibe nicht", rief die Czaarin, „sonst trifft mich ein großes Unglück."

Vergebens beschwor sie ihr Gemahl, ihren Aberglauben dem Wohle ihres Reiches zu opfern, sie blieb unerschütterlich und der Befehl wurde nicht abgeschickt.

Zwölftes Kapitel.

Zahltag.

Rasumowski war nicht der Mann, sich, wo es das Wohl seines Vaterlandes galt, durch einen Mißerfolg einschüchtern zu lassen. Er durchblickte Bestuseff und Apraxin vollständig, er sah, daß sie auf den baldigen Tod der Kaiserin, welche häufig krampfartigen Anfällen ausgesetzt war, rechneten und bereits in Allem jenen Impulsen gehorchten, welche von dem jungen Hofe oder eigentlich der Großfürstin Katharina ausgingen, und bot Alles auf, die Fäden bloßzulegen, welche die Minister und Generale der Czaarin mit den Gegnern Rußlands verknüpften.

Der früher am Warschauer und jetzt am Petersburger Hofe beglaubigte englische Gesandte Williams, ein eben so hübscher und liebenswürdiger als leichtfer-

tiger Lebemann, hatte es verstanden, sich zum Vertrauten der Großfürstin Katharina emporzuschwingen. Sie empfing durch ihn eine englische Pension und agitirte im Bunde mit ihm für das mit England alliirte Preußen. Williams war in Polen mit der mächtigen Fürstin Czartoryski in intime Beziehungen getreten und unterstützte die ehrgeizigen Pläne derselben, welche nichts Geringeres, als die Verwandlung Polens in eine erbliche constitutionelle Monarchie unter ihrer Aegide zum Ziele hatten.

Um Rußland ihren Absichten geneigt zu machen, sendete sie ihren Neffen, den Grafen Poniatowski, als Legationssecretär Williams an den russischen Hof. Poniatowski, dreiundzwanzig Jahre alt, schön und galant, eroberte rasch die Gunst Katharina's und als der sächsisch-polnische Minister Graf Brühl ihn nach Warschau zurückrief, setzte die Großfürstin alles in Bewegung, um ihren Anbeter von Neuem nach Petersburg zu bringen. Bestuseff benützte seinen ganzen Einfluß an dem sächsischen Hofe, um den Wünschen Katharina's Geltung zu verschaffen und so kehrte denn Poniatowski als sächsisch-polnischer Gesandter zurück, um sein galantes Verhältniß mit der Gemahlin des Thronfolgers fortzusetzen und, den Interessen seines Hofes entgegen, für Preußen zu wirken.

Peter trat zu gleicher Zeit mit dem dicken gutmüthigen Fräulein Woronzoff in intime Beziehungen und ließ seine Gemahlin fortan ungestört ihrem Vergnügen folgen. Er ahnte noch nicht, daß Katharina eben so herrschsüchtig als galant war und ihr überlegener Geist sogar ihre Liebesverhältnisse als Mittel zu ihrem großen Ziele, dem Throne Rußlands, auszubeuten verstand.

Sie war damals schon mit Bestuseff vollkommen einig, sobald die Czaarin sterbe, ihren Gemahl von dem Throne auszuschließen und sich im Namen ihres Sohnes, des Großfürsten Paul, der Zügel der Regierung zu bemächtigen.

Der Rückzug Apraxin's stand mit dieser Conspiration der jungen Prinzessin im innigsten Zusammenhange.

Im Herbste 1757 nahmen die Anfälle, denen die Kaiserin von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, so sehr zu, daß Niemand mehr an ihrem baldigen Tode zweifelte. So fiel sie einmal bei einem Spaziergange in Zarskoje Selo plötzlich um und war länger als eine Stunde ohne Bewußtsein.

Bestuseff, der sich verloren sah, wenn Peter, den er so oft und so empfindlich beleidigt hatte, zur Regierung kam, verständigte sich mit Apraxin und ver-

sicherte sich durch ihn der Armee, um, im Falle eines plötzlichen Ablebens Elisabeths, Peter mit Gewalt zur Abdankung zwingen zu können. Er leitete selbst eine vertrauliche Correspondenz der Großfürstin mit Apraxin ein und befahl eigenmächtig den Rückzug, um die Truppen für einen Staatsstreich in der Nähe zu haben.

Die im russischen Lager anwesenden fremden Officiere gaben dem österreichischen und französischen Gesandten in Petersburg die ersten Anhaltspuncte für die Entdeckung der geheimen Triebfeder des Rückzuges Apraxin's. Die beiden Diplomaten lieferten in kurzer Zeit Rasumowski die nöthigen Beweise und der letztere zögerte nicht, sich sofort mit dem Vicekanzler Woronzoff, dem Grafen Suwalow und dem Staatssecretär Volkoff zum Sturze Bestuseff's zu verbünden. Volkoff enthüllte den Plan Bestuseff's gegen den Thronfolger und die geheimen Beziehungen der Großfürstin zu Apraxin.

Rasumowski erwirkte nun sich und seinen Genossen eine Audienz bei der Kaiserin und stellte ihr in seiner ernsten überzeugenden Weise die Sachlage, die hochverrätherischen Beziehungen und Abmachungen Bestuseff's und Katharina's dar. Elisabeth zeigte sich auf das Höchste empört und willigte in Alles, was ihr Gemahl ihr vorschlug. Sie unterzeichnete auf der

Stelle einen Befehl, welcher Apraxin anwies, den Oberbefehl an den General abzugeben und zu seiner Rechtfertigung nach Petersburg zu kommen. In den Verhören, die man mit ihm vornahm, leugnete er nicht, geheime Aufträge von der Großfürstin empfangen zu haben. Man wies ihm ein kleines Landhaus in der Nähe von Petersburg zum Wohnsitz an, wo er, noch ehe sein Urtheil gesprochen war, starb.

Der Großfürst Peter selbst begab sich jetzt zur Kaiserin und verlangte, daß sie seiner Gemahlin und dem Großkanzler den Prozeß mache.

Am 25. Februar 1758 wurde Bestuseff zu einer Conferenz an den Hof berufen. Er kam vollkommen sorglos und verlor seine ganze Fassung, als ihm die kaiserliche Ungnade angekündigt und er sofort arretirt wurde. Man brachte ihn unter Escorte in sein Haus, wo er streng bewacht wurde.

Seine Schriften waren während seiner Abwesenheit mit Beschlag belegt worden, man fand den Entwurf einer Abdankungsurkunde für Peter, das Brouillon des Befehles an Apraxin, den Rückzug anzutreten und andere sehr compromittirende Papiere.

Am 16. April wurde das Urtheil gesprochen. Bestuseff wurde schuldig befunden, daß er ohne Wissen und Willen der Kaiserin eigenmächtige Befehle erlassen

und sich auf diese Weise die Stellung eines Mitregenten angemaßt, sowie hochverrätherische Pläne vorbereitet habe. Er wurde zum Tode verurtheilt, von der Czaarin jedoch begnadigt. Man begnügte sich ihn seiner Würden und Aemter zu entsetzen und ihn auf sein 120 Werst von Moskau entferntes Gut Goretowo zu verbannen, wo er unter strenger Aufsicht blieb.

Vergebens bat Katharina, welche sich verloren glaubte, die Czaarin um Audienz, endlich bewog Rasumowski die letztere, ihre Nichte anzuhören. Die Großfürstin, welche später noch oft genug Gelegenheit fand, ihr Talent zur Comödie zu beweisen, warf sich der gutmüthigen leichtgläubigen Frau zu Füßen und schwor unter Thränen, sie sei unschuldig. Nur noch bedacht ihr Leben zu retten, bat sie um die Gunst, Rußland verlassen und den Rest ihres Lebens bei ihrer Mutter, der Fürstin von Zerbst, zubringen zu dürfen. Sie fügte hinzu, daß, wenn die Czaarin es für das Wohl des Reiches angemessen finde, für den Großfürsten Thronfolger eine andere Gemahlin zu wählen, weder sie noch ihre Familie den geringsten Einwand erheben würden.

Die Kaiserin verzieh ihr und strafte sie, wie sie glaubte, sehr empfindlich, indem sie ihr durch mehrere Monate verbot, sich bei ihr sehen zu lassen.

Der Sturz Bestuseff's und die Entfernung Apraxin's vom Obercommando hatten indeß lange nicht die weitgehenden und wohlthätigen Folgen, welche sowohl die mit Rußland verbündeten Mächte, als die echten Patrioten von der Art Rasumowski's erwarteten.

Die Kriegführung blieb nach wie vor eine nachlässige und langsame. Dies lag an dem ganzen damaligen militärischen System Rußlands und kaum weniger an den immerwährenden finanziellen Hemmungen. Die russischen Generale nahmen regelmäßig während des langen nordischen Winters in Polen bequeme Winterquartiere und zogen von hier im Sommer zu einem kurzen Feldzuge aus, um so bald als möglich sich und ihren Truppen wieder Rast zu gönnen.

Sachsen sah sich vor allem in seinen Absichten und Hoffnungen auf Preußen getäuscht, da Frankreich, das nicht einmal die Vereinigung Sachsens und Polens gern sah, sich jeder weiteren Vergrößerung dieser Macht absolut abgeneigt zeigte. Dagegen gelang es August III., die Czaarin Elisabeth zu bestimmen, daß sie ihre Einwilligung zu der Belehnung seines Sohnes Karl mit dem damals von den Russen noch nicht vollständig einverleibten aber verwalteten und militärisch besetzten Herzogthume Kurland gab. Auch der polnische Senat stimmte der Investitur mit hun-

dertachtundzwanzig gegen sechs der Partei Czartoryski angehörigen Stimmen bei.

Die Czartoryski's hatten nämlich in Verbindung mit der Gemahlin des russischen Thronfolgers, der Großfürstin Katharina, den Plan, den Günstling der letzteren, Poniatowski, zum Herzoge von Kurland zu machen. Bald gingen jedoch die Absichten Poniatowski's höher und damals schon faßte Katharina den Gedanken, ihn auf den polnischen Thron zu erheben.

Ein tragikomischer Zufall durchkreuzte freilich für den Augenblick ihre politischen Intriguen und riß zu gleicher Zeit den schönen Grafen aus den Armen der galanten Prinzessin.

Am 31. Juli 1758 gelang es dem Thronfolger, welcher lange schon Verdacht geschöpft hatte, Poniatowski Nachts im Garten Katharina's zu Oranienbaum in dem Augenblicke zu ertappen, wo derselbe als französischer Friseur verkleidet, sich in ihren Palast schleichen wollte.

Im ersten Zorne wollte Peter den Anbeter seiner Frau aufhängen lassen, bald ließ er sich jedoch besänftigen und nach einer Stunde lachte Niemand so herzlich über das ganze Abenteuer wie er selbst, aber Poniatowski mußte auf der Stelle Petersburg verlassen.

Dies befahl die Kaiserin, welche über den Vorfall empört war.

Peter selbst stand so sehr unter der Herrschaft Katharina's, daß er schon nach wenigen Tagen sowohl bei der Czaarin, als dem sächsischen Legationsrath Pruße Schritte that, um das Abberufungsschreiben Poniatowski's rückgängig zu machen, aber Elisabeth zeigte sich unerschütterlich.

Am 15. August mußte der Anbeter der Großfürstin Petersburg verlassen. Katharina weinte vergeblich Thränen der Wuth. Diesmal hatte sie ihr Spiel verloren und die Kaiserin hatte sie für ihre politischen Intriguen empfindlicher gestraft, als wenn sie dieselbe nach Deutschland zu ihrer Mutter geschickt hätte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Russen in Berlin.

Der verrätherische Rückzug Apraxin's hatte Friedrich dem Großen unerwartet Luft gemacht, er war den Franzosen, welche mit der Reichsarmee vereint operirten, entgegengeeilt und hatte sie bei Roßbach auf das Haupt geschlagen, dann hatte er das bereits verlorene Schlesien durch den glänzenden Sieg von Leuthen wieder erobert.

Der Wechsel im Obercommando der russischen Streitkräfte änderte freilich die ganze Sachlage.

Der Feldmarschall Fermor, welcher jetzt den Oberbefehl führte, erhielt den Befehl, sofort wieder in Preußen einzurücken. Am 16. Januar 1758 verließ er Memel und zog schon sechs Tage später in das unbe-

schützte Königsberg ein. Es war ein seltsames Spiel des Zufalls, daß die Hauptstadt des Landes Preußen, an dem Geburtstage des Königs, der Kaiserin von Rußland den Huldigungseid leisten mußte. Die ganze wehrlose Provinz wurde von den Russen besetzt, alle Einnahmen derselben wurden weggenommen, den Einwohnern dagegen ihre alten Rechte und Freiheiten garantirt und alle Gewaltthätigkeiten eingestellt und mit rücksichtsloser Strenge gestraft. Die Russen richteten sich in Preußen wie in einem eroberten Lande ein und zeigten die Absicht, dasselbe nie wieder zu verlassen.

Fermor durchzog hierauf einen Theil des polnischen Gebietes und besetzte die in demselben gelegenen Städte Thorn und Elbing, ohne sich durch den Protest des polnischen Krongroßfeldherrn Branicki irre machen zu lassen.

Danzig wurde nur durch die Energie seines Magistrates und die Drohung Englands, eine Flotte in die Ostsee zu senden, vor dem gleichen Schicksal bewahrt. So energisch die Russen unter ihrem neuen Feldherrn bis jetzt vorgegangen waren, so nachlässig zeigte sich jetzt wieder plötzlich ihre Kriegführung. Fermor vermied, so lange er nur konnte, einen ernsten Zusammenstoß, eine Schlacht und stand den Rest des Winters und das Frühjahr über unthätig in seinem

Lager bei Posen. Im Juni 1758 setzte er sich endlich, mehr durch die Beschwerden Frankreichs als seine eigene Kampflust vorwärts getrieben, wieder in Bewegung. Die unter ihm dienenden Generale ließen es bei jeder Gelegenheit an Gehorsam fehlen, während Fermor selbst kränkelte und dadurch noch mehr in seinen Operationen gehemmt war.

Nach längerem Zögern wendete er sich mit seinem Heere gegen Küstrin und begann dasselbe zu belagern. Am 15. August eröffneten die Massen das Feuer, es war so mörderisch, daß die Stadt binnen wenigen Stunden in Trümmern lag. Am 17. wurde der preußische Commandant der Festung zur Uebergabe aufgefordert, dieser verweigerte jedoch dieselbe auf das Entschiedenste.

Da traf im russischen Lager die Nachricht ein, daß Friedrich der Große aus Mähren, wohin er nach der Wiedereroberung Schlesiens vorgedrungen war, in Eilmärschen heranrücke, um seine Stammlande zu retten. Sofort hob Fermor die Belagerung von Küstrin auf und begnügte sich damit die Provinz Brandenburg eben so rücksichtslos zu verwüsten, wie früher Apraxin Preußen. Er konnte sich zu keinem energischen Schritte aufraffen, bis er plötzlich den König von Preußen sich gegenüber sah und von demselben angegriffen, ihm am

25. August, eine Meile von Küstrin, die berühmte Schlacht von Zorndorf liefern mußte.

Fermor stellte seine Truppen äußerst ungeschickt auf, in einer Art von großem Viereck mit gebrochenen Linien. Eine solche Ordre de bataille war den unregelmäßig bewaffneten und kämpfenden, vorzüglich aus Reiterei bestehenden tartarischen und türkischen Heeren gegenüber, mit denen die Russen vorzüglich in der letzten Zeit zu kämpfen hatten, vollkommen am Platze, hinderte jedoch die Russen den Preußen gegenüber, welche eine ganz neue Taktik anwendeten, ihre volle Kraft zu entfalten. Während nur ein Theil ihrer Armee wirklich kämpfen konnte, waren doch sämmtliche Linien ihres Fußvolkes, sowie die in der Mitte derselben stehende Cavallerie und Bagage der vollen Wirkung des feindlichen Feuers ausgesetzt.

Während aber der russische Feldherr Alles gethan hatte, um die Schlacht zu verlieren, bewies der russische Soldat zum ersten Male einer auf das beste disciplinirten und geführten europäischen Armee gegenüber jene unerschütterliche Tapferkeit und Kaltblütigkeit, welche von da an sprichwörtlich wurden.

Der Kampf wüthete mit ununterbrochener Heftigkeit auf der ganzen Linie, die Russen standen wie die Mauern und schon neigte sich der Sieg ihnen zu.

Die Preußen wichen, die russische Reiterei brach zu ihrer Verfolgung hervor.

Dies entschied den Tag. General Seidlitz warf sich mit wilder Energie der russischen Reiterei entgegen, brachte sie zum Weichen und trieb sie gegen das russische Fußvolk, dessen Reihen auf diese Weise gebrochen wurden. Die Branntweinfässer, welche in der Mitte des russischen Quarrées standen, dienten auch nun dazu, die Ordnung des Heeres zu lösen. Die Soldaten begannen dieselben zu plündern und als die Officiere die Fässer zerschlagen hatten, warfen sie sich zur Erde und schlürften so das verderbliche Getränk, das in Strömen durch den Staub rann.

Obwohl alle Bande der Disciplin gelöst schienen, hielten die Russen dennoch Stand, die Schlacht artete in ein wildes Morden von beiden Seiten aus, bis die Nacht dem Würgen ein Ende machte. Der König von Preußen war mehr als einmal in Gefahr, von den Kosaken gefangen zu werden, alle seine Adjutanten waren todt, verwundet oder in die Hände der Russen gefallen.

Am folgenden Tage verlangte Fermor einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben.

„Dies sei die Pflicht des Siegers", erklärte Graf Dohna im Namen Friedrich des Großen.

Hierauf traten die Russen mit Einbruch der Nacht, von den Preußen unbehelligt, langsam und vollkommen geordnet den Rückzug an. Sie hatten 5 Generale, 936 Officiere und 20,590 Mann verloren, die Preußen 324 Officiere und 11,061 Mann.

General Romanzow, der inzwischen nach Pommern vorgedrungen war, kehrte in Folge der Schlacht von Zorndorf gleichfalls um und nahm eben so wie Fermor Quartiere in Polen. Der Letztere entsendete ein kleines Corps unter General Palmbach zur Belagerung von Kolberg, das jedoch, obwohl nur von 700 Mann Landmiliz vertheidigt, tapfer Stand hielt, so daß die Russen, denen es an Belagerungsgeschütz fehlte, bald wieder abziehen mußten.

August III. hatte für Polen Neutralität zugesagt, da dieselbe jedoch von den Russen nicht respectirt wurde, rächte sich der König von Preußen dadurch, daß er von Zeit zu Zeit Streifcommandos auf das Gebiet der Republik entsendete, um die Vorrathsmagazine der Russen zu zerstören und im Vereine mit speculativen Juden Polen mit falscher Münze überschwemmte. Fürst Alexander Sulkowski, vor Brühl Minister August III., welcher sich, von Kaiser Franz zum Deutschen Reichsfürsten erhoben, in seiner Grafschaft Lissa gleich einem Souverain benahm und sich

„Von Gottes Gnaden" nannte, hob zu Anfang 1759 Truppen aus, an deren Spitze er gegen Preußen ziehen wollte, und legte in Posen und anderen Orten Mehlmagazine für die Russen an, welche genügt hätten, 50,000 Mann durch volle drei Monate zu nähren.

Friedrich der Große sendete indeß den Generalmajor Wobersnow an der Spitze von 4000 Mann aus Schlesien nach Lissa und Posen; dieser überfiel den Fürsten, zerstörte dort alle Vorräthe, bemächtigte sich seiner Geschütze, zwang seine Soldaten, in die Reihen der preußischen Arme einzutreten und brachte Sulkowski selbst nach Glogau, wo er einige Zeit gefangen gehalten wurde.

Eben so glücklich war Graf Dohna bei seinem Zuge über Bromberg, Znin und Rogowo gegen Posen. Er vernichtete große russische Getreidevorräthe, erpreßte Lieferungen aller Art und schleppte Tausende polnischer Unterthanen als preußische Recruten mit.

Im September 1661 erschien plötzlich der General Platen vor Hostyn in Polen, nahm nach heftigem Kampfe 1800 Russen gefangen, eroberte sieben Kanonen und verbrannte 5000 Wagen mit Getreide.

So wurde Polen durch seine Neutralität erst recht zu seinem Schaden in den Kampf hineingezogen und vollends an den Rand des Abgrundes gebracht.

Sogar in Frankreich gab man Polen auf, der französische Minister Choiseul schrieb 1759 an den französischen Gesandten in Warschau: „Man hat mit der Krone Polens verhandelt wie mit Mächten, die eine geordnete Regierung haben und von denen man einigen Einfluß auf den politischen Verband der europäischen Angelegenheiten zu fürchten oder zu hoffen hat. Dies ist ein politischer Irrthum. — Man kann den Zustand Polens nicht anders, denn als eine Anarchie ansehen. — Aber da diese Anarchie den Interessen Frankreichs entspricht, muß jetzt seine ganze Politik sich darauf beschränken, sie zu erhalten und zu verhindern, daß irgend eine Macht auf Kosten Polens ihr Gebiet vergrößere." Ferner wird dem französischen Gesandten der Auftrag gegeben, „er solle fortwährend den Schein annehmen, daß der König von Frankreich der Beschützer der polnischen Freiheit und ihrer Anhänger sei." — Dagegen bot Frankreich, entgegen seiner früheren Politik, jetzt Alles auf, sowohl durch seine Armee als Subsidien Maria Theresia zum Siege zu verhelfen.

Broglio siegte bei Bergen in der Nähe von Frankfurt am Main über die Preußen, dafür brachte aber Ferdinand von Braunschweig den Franzosen im Juli 1759 bei Minden eine Niederlage bei, drängte sie über

den Rhein zurück und befreite Westphalen und Hannover von ihnen.

Die Oesterreicher und Russen schienen jetzt um so mehr vom Glücke begünstigt.

Am 23. Juli lieferten die Russen den Preußen unter General Wedel bei dem Dorfe Kai an der Oder, unweit der Grenze von Brandenburg, ein Treffen. Fermor hatte den Oberbefehl an den General Soltykow abgegeben, blieb aber an seiner Seite. Die Preußen, welche in Folge eines Befehls ihres Königs die Russen aufhalten und die Vereinigung derselben mit Laudon, der an der Spitze von 30,000 Mann heranrückte, hindern sollten, wurden vollständig geschlagen. Sie verloren 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und traten einen eiligen Rückzug an

Am 3. August vereinigten sich die Russen unter Soltykow und die Oesterreicher unter Laudon bei Frankfurt an der Oder. Friedrich der Große übergab das Commando in Schlesien gegen Daun, seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, und flog, nur von einem Detachement Husaren begleitet, herbei, um der hier drohenden Gefahr die Stirne zu bieten.

Am 12. August griff er die Verbündeten bei Kauersdorf an. Sieben Stunden wogte schon der blutigste Kampf, gegen 6 Uhr Abends hielt sich Fried-

rich bereits für den Sieger, als Laudon zu rechter Zeit die Oesterreicher aus dem sogenannten hohlen Grunde hervorbrechen ließ und die Preußen vollständig in Unordnung brachte. Ihr Rückzug artete in förmliche Flucht aus. Die Verluste auf beiden Seiten waren enorm.

Soltykow hatte 16,000 Mann verloren. „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte", sagte er, „so werde ich mit einem Stabe in der Hand allein die Nachricht davon nach Petersburg bringen müssen."

Die preußische Armee war vollständig aufgelöst. Friedrich der Große schien verloren. Er schrieb an seinen Minister Finkenstein: „Von meiner 48,000 Mann starken Armee habe ich in diesem Augenblicke nicht 3000. Alles flieht. In Berlin wird man wohl daran thun, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Es ist ein entsetzlicher Schlag, ich werde ihn nicht überleben. Die Folgen der Schlacht werden noch schlimmer sein, als die Verluste, die sie bereits gebracht hat. Ich habe keine Hilfsquellen mehr und glaube, daß in der That Alles verloren ist. Ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben. Ich sage Lebewohl für immer."

In seinen Werken sagt Friedrich: „Es habe nur von seinen Gegnern abgehangen, jetzt den Krieg zu

beenden, sie hätten ihm nur noch den Gnadenstoß zu geben brauchen."

Soltykow allein dankte er seine Rettung. Dieser leugnete später durchaus nicht, daß er die Schlachten von Kai und Kunnersdorf nur gegen seinen Willen gewonnen habe. Er trug die Schuld daran, daß die Preußen nicht verfolgt wurden und so über die Oder entkommen konnten, ja er ließ Friedrich Zeit, die Flüchtlinge zu sammeln und die Generale Wunsch und Kleist mit ihren Corps an sich zu ziehen, so daß er bereits nach wenigen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann stand.

Ebenso weigerte sich Soltykow entschieden, den Oesterreichern zu einer dritten entscheidenden Schlacht seinen Beistand zu leihen. So gingen nicht allein den Verbündeten Rußlands durch die Vornirtheit und Engherzigkeit eines russischen Generals der Sieg und alle an denselben geknüpften Vortheile im siebenjährigen Kriege verloren, sondern Rußland selbst büßte den Ruhm ein, in einem großen europäischen Kriege die Entscheidung gegeben zu haben, und verlor alle jene Früchte, welche ihm nach zwei siegreichen Schlachten in den Schooß fallen mußten.

Dennoch belohnte die Czaarin ihre siegreichen Generale und Soldaten mit seltener Großmuth. Solty-

kow ernannte sie zum Feldmarschall, den Fürsten Golizyn zum General en Chef. Alle übrigen Generäle bekamen den Andreasorden. Jeder Soldat erhielt einen sechsmonatlichen Sold zum Geschenk und eine Denkmünze als Ehrenzeichen.

Soltykow blieb bis Ende August bei Frankfurt stehen und brach erst im September nach Schlesien auf. Als Friedrich anrückte, ging er über die Oder zurück, zerstörte alle Brücken, um nicht verfolgt zu werden und zog, das Land weithin verheerend, sengend und plündernd nach Polen zurück.

Am 4. September war in Folge der Niederlage von Kunnersdorf Dresden von den Preußen übergeben und der preußische General Fink mit 12,000 Mann bei Maxen von den Oesterreichern gefangen worden.

Im Jahre 1760 verließ Soltykow seine polnischen Quartiere erst im Juli, aber auch nur, um nach dem Siege Friedrich's über Laudon bei Liegnitz am 15. August gleich wieder dahin zurückzukehren.

Ein nach Pommern entsendetes russisches Corps von 15,000 Mann rückte zur selben Zeit vor Kolberg und eröffnete zum zweiten Male in diesem Kriege die Belagerung dieser preußischen Festung. Der Admiral Misakoff war mit 27 russischen Kriegsschiffen an der

preußischen Küste erschienen und hatte 8000 Mann Verstärkungen unter General Dimidow ausgeschifft. Das Feuer begann mit außerordentlicher Heftigkeit, nachdem aber im Verlaufe von vier Tagen, die Feuerkugeln ungerechnet, 700 Bomben in die Stadt geschleudert worden waren, und die Soldaten der Besatzung, von den Bürgern muthig unterstützt, unter dem umsichtigen Commandanten Heyden verzweifelten Widerstand geleistet hatten, erschien am 18. September, dem 26. Tage der Belagerung, General Werner mit 5000 Mann als Ersatz und die Russen traten einen übereilten Rückzug an.

Neuerdings erhoben die Alliirten Rußlands Klagen in Petersburg gegen die russische Kriegsführung. Die Czaarin, deren Leiden sich von Monat zu Monat steigerte, sendete hierauf Soltykow den Befehl, auf der Stelle wieder vorzurücken, nach dem Plane Daun's durch Schlesien in die Mark einzufallen und Berlin zu nehmen.

Die Russen entsendeten zu dieser Operation 20,000 Mann unter Tottleben und Tschernitschew, die Oesterreicher 15,000 Mann unter Lacy und Brentano. Tottleben, welcher den russischen Vortrab führte, setzte seinen Ehrgeiz darin, den Oesterreichern zuvorzukommen, er marschirte Tag und Nacht und stand bereits am

3. October, dem sechsten Tage des russischen Abmarsches aus Schlesien, mit 3000 Mann vor Berlin.

Die preußische Königsstadt, welche damals schon mehr als zwei Meilen im Umfange hatte und in keiner Weise befestigt, jedem feindlichen Angriffe offen lag, war nur von 1200 Mann vertheidigt.

Zwar eilten Prinz Eugen von Würtemberg und der General Hülsen zur Rettung Berlins herbei, aber sie waren nicht im Stande, dem doppelt so starken Corps Tschernitschew's Stand zu halten.

Berlin capitulirte.

Dem General Tottleben, welcher einer thüringischen Familie angehörte und preußischer Officier gewesen war, dankte es die Stadt, daß sie mildere Bedingungen erhielt, als ihr der Obercommandant ursprünglich aufzulegen gedachte.

Fermor verlangte eine Contribution von vier Millionen Thalern, Tottleben ermäßigte dieselbe auf 1,500,000 Thaler und 200,000 Thaler für die Truppen, welche an dieselben vertheilt wurden. Erst sechs Tage später rückten die Oesterreicher ein. Lacy zeigte sich über die Milde der Russen sehr aufgebracht. Als die Russen ihm keines der Thore einräumen wollten, vertrieb er ihre Wache mit Gewalt von dem Halle'schen Thore und besetzte es. Außerdem verlangte er für die

Oesterreicher gleichen Antheil an der Contribution. Tschernitschew ließ hierauf den Oesterreichern drei Thore der Stadt übergeben und 50,000 Thaler ausfolgen. Lacy kümmerte sich aber auch nach diesen Zugeständnissen wenig um die abgeschlossene Capitulation. Derselben entgegen quartierte er mehrere Regimenter in der Stadt ein, welche schlimme Excesse begingen und die Einwohner förmlich plünderten. Bald folgten auch die Kosaken ihrem Beispiel, während die Sachsen die Kunstwerke im Schlosse von Charlottenburg mit einer Barbarei, welche jene der Russen weit übertraf, zerstörten.

Friedrich verließ Schlesien, um seine Hauptstadt zu retten. Soltykow und Fermor, die bei Frankfurt standen, befahlen hierauf Tschernitschew den Rückzug. Am 12. October räumten die Russen Berlin und folgten ihrer Hauptarmee nach Polen, während die Oesterreicher an der Elbe stehen blieben, wo sie von Friedrich und Ziethen angegriffen, im November, nach erbittertem Kampfe die Schlacht von Torgau verloren.

Soltykow wurde in demselben Monate des Commandos enthoben, welches der greise Feldmarschall Graf Buturlin übernahm. Den Winter über blieb er eben so unthätig, als seine Vorgänger. Erst am 27. Juni 1761 verließ er Posen, nachdem er vorher

den des Einverständnisses mit dem Könige von Preußen beschuldigten General Tottleben in Ketten geschlossen nach Petersburg geschickt hatte.

Am 12. August vereinigten sich die Russen unter Buturlin 70,000 Mann stark und die Oesterreicher unter Laudon 60,000 Mann stark bei Striegau in Schlesien.

Friedrich hatte nur 50,000 Mann, mit denen er keine Schlacht wagte, sondern sich bei Baugelwitz verschanzte. An Burturlin's Unentschiedenheit scheiterte so lange jede größere gemeinsame Action der Verbündeten, bis Mangel an Proviant eintrat, worauf die russische Hauptarmee nach Polen abzog. Nur 20,000 Mann unter Tschernitschew blieben zurück. Dies befreite die Preußen aus ihrer verzweifelten Lage, in der sie nahe daran waren, zu verhungern. Friedrich zog sich in der Absicht, den verfolgenden Oesterreichern in günstiger Stellung eine Schlacht zu liefern, zurück, aber Laudon folgte ihm nicht, sondern überfiel im Verein mit Tschernitschew die Festung Schweidnitz mit solcher Kühnheit und Genialität, daß der Commandant derselben, Zastrow, sich in der Nacht des 10. Octobers ohne Capitulation ergeben mußte. Die Folge dieses Handstreichs war die Eroberung von ganz Oberschlesien.

In Pommern hatten indeß die Russen Kolberg zum dritten Male eingeschlossen. Romanzow belagerte die Festung von der Landseite mit 27,000 Mann, während eine russische Flotte, zu der eine schwedische Escadre stieß, den Hafen blokirte.

Am 13. December wurde der preußische Commandant Heyden zum zehnten Male zur Uebergabe aufgefordert und sah sich am 16. December, wegen Mangel von Lebensmitteln, endlich nach viermonatlicher tapferer Vertheidigung gezwungen zu capituliren.

Vierzehntes Kapitel.

Winterfreuden.

In dem Maße als in den letzten Jahren das Leiden der Kaiserin zugenommen und sie immer mehr an das Zimmer gefesselt hatte, war ihr Verhältniß zu ihrem Sklaven und Gemahl, Alexis Rasumowski, immer inniger und herzlicher geworden.

Elisabeth konnte den treuen edlen Mann endlich gar nicht mehr entbehren, sie lebte nur noch mit ihm und in ihm und es war, als sollte ihr der Abend ihres Lebens an seiner Seite jene echten Freuden bringen, welche sie zur Zeit ihres vollen Glanzes und auf der Höhe des Daseins, theils in Folge äußerer Verhältnisse, theils durch ihre eigenen Leidenschaften in einem Wirbel von sinnlichen Genüssen festgehalten, vergebens gesucht hatte.

Und jetzt erst konnte sie den vollen reinen Werth dieses Mannes, den sie so grenzenlos liebte, ja anbetete, ganz erkennen, erfassen, würdigen. Während alle Anderen, täglich das Ende der Czaarin erwartend, zum Theil sogar hoffend, sich der neuen Sonne Katharina zuwendeten, war Rasumowski ihr allein treu geblieben und sie, die sonst nur im Lärm phantastischer Feste, im Wechsel olympischer Launen Genüge gefunden hatte, vermißte sie alle nicht und empfand das Alleinsein mit ihm als eine hohe Gunst des Geschicks.

Sie war in der letzten Zeit so bequem geworden, daß die einst so kokette Frau sich nicht einmal die Mühe nehmen wollte sich anzuziehen. Wenn sie Personen ihres Hofes oder fremde Gesandte bei sich empfing, mußten ihre Kammerfrauen ihr die Kleider mit Nadelstichen anheften und dann wieder rasch mit der Scheere herabtrennen. Sie war verwöhnt und launisch und ihre Umgebung beklagte sich oft über die ungerechten Ansprüche, welche sie jetzt bei jeder Gelegenheit erhob; Rasumowski wurde jedoch nicht müde sie zu bedienen, jeden ihrer noch so bizarren Wünsche zu befriedigen, und sie war so glücklich, wenn sie sah, wie ihr Gemahl sein höchstes Vergnügen darin fand, jedem ihrer Winke zu gehorchen und mit einer Begeisterung,

welche nichts zu dämpfen im Stande war, auch jetzt noch zu ihren Füßen lag als ihr Sklave.

Dagegen ließ sie sich jetzt von ihm in allen öffentlichen Angelegenheiten leiten und die Entschiedenheit der russischen Politik in den letzten Jahren ihrer Regierung, die Energie, mit der sie in die Kriegsführung ihrer Generale eingriff, waren eben so sein Werk, wie die wohlthätigen Verbesserungen, welche im Innern stattfanden. Jede Siegesnachricht, welche im Verlaufe des siebenjährigen Krieges eintraf, war ein Triumph für sie Beide und sie feierten ihn ohne äußeren Pomp, aber darum nicht minder festlich, zusammen in der herzlichen Eintracht von Eheleuten, welche noch in dem letzten Jahre ihres Bundes nicht aufgehört haben, Liebende zu sein.

Auch an dem geistigen Leben ihrer Zeit nahm Elisabeth jetzt lebhaften Antheil. Musik und Poesie trugen nicht wenig zu den Winterfreuden ihrer letzten Tage bei. Graf Iwan Suwalow — nach Voltaire der gebildetste Mann des damaligen Rußlands — forderte, durch französische Geschichtswerke angeregt, auch seinem Vaterlande ein ähnliches Denkmal zu setzen, den großen französischen Literaten auf, eine Geschichte Peter des Großen zu schreiben. Die Kaiserin ging mit Wärme auf die Vorschläge Suwalow's ein, auch

sie freute sich, ihren großen Vater durch eine so illustre Feder würdig geschildert zu sehen und befahl zu diesem Zwecke alle Archive zu öffnen. Schon im Jahre 1759 konnte Suwalow Voltaire die nöthigen Documente liefern, nach denen er später sein berühmtes Buch verfaßte.

Mit dem Beginn des Winters 1761 fühlte sich Elisabeth wohler, ja es schien, als sollte sie sich noch einmal einer vollkommenen Genesung erfreuen, aber sie war weit entfernt davon die wieder gewonnene Frische und gute Laune in dem Sinne zu benützen, wie die fröhlichen Jahre ihrer Jugend. Sie schloß sich noch enger an das treue Herz ihres Gemahls und zeigte ihrer übrigen Umgebung, welche sich ihr jetzt von Neuem schmeichelnd und huldigend näherte, nur Verachtung und Gleichgültigkeit. Jeder Zwang, jede Etiquette war aus ihrem Palaste für immer verbannt. Ein reiches Negligée trat an die Stelle der Staatskleider. Im weiten fließenden Seidengewande und einem zugleich prächtigen und langen Schlafpelz, lag sie von Früh bis Abends in den Polstern ihrer Ottomane ausgestreckt, während ihr Gemahl ihr die Zeit zu vertreiben suchte, und so verkehrte sie jetzt auch mit der ganzen übrigen Welt. Selten nur wurden Minister oder Botschafter vorgelassen, in der Regel mußten sie Rasumowski zu ihrem Sprachrohr wählen.

Täglich, nachdem sie sich angekleidet und ihr Frühstück genommen, erschien er bei ihr, um die Staatsgeschäfte mit ihr zu erledigen, dann machten sie eine Spazierfahrt im Schlitten, wobei er selbst die Pferde lenkte und sie an seiner Seite saß; nach der Tafel schlief sie, dann spielten sie Karten oder machten Musik, oder er las ihr vor und endlich plauderten sie und er saß zu ihren Füßen oder sie hielt ihn umschlungen und ließ ihr Haupt in stiller Befriedigung an seiner Brust ruhen.

So lag sie am Abende des 4. Januar 1762 in seinen Armen. Beide schwiegen, denn sie waren beide glücklich wie nie zuvor. Tiefe Stille herrschte im Palaste, im Gemach, nur die massive Uhr, die auf dem Kamine stand, pickte einförmig und hie und da sang der Wind in dem Schornsteine.

Plötzlich richtete sich die noch immer schöne Frau auf und heftete ihre großen wunderbaren Augen mit einem seltsamen Ausdruck auf den Mann ihres Herzens.

„Ich werde nicht mehr lange leben", murmelte sie, „ich habe heute Nacht geträumt, daß ich in den Himmel geflogen bin. Mir war so wohl, so frei dabei, aber es bedeutet nichts Gutes."

„Wie kommst Du auf einen solchen Gedanken?"

sagte ihr Gemahl. „Jetzt wo Du, Gott sei es gedankt, wieder in voller Kraft und Schönheit vor uns stehst."

„Denke daran, ich habe es Dir gesagt", fuhr die Czaarin fort, „und Du wirst bald erfahren, daß meine Ahnung mich nicht betrogen hat."

„Welcher Trübsinn —"

„Ich bin nicht verstimmt, Du siehst es, im Gegentheil, ich war nie wahrhaft glücklich in meinem Leben, jetzt bin ich es, mit Dir und in Deiner Liebe, es wird mich schmerzen, sehr schmerzen, wenn ich Dich verlassen muß, aber es wird doch sein müssen, und deshalb —" sie hielt einen Augenblick inne.

„Was wolltest Du sagen?"

„Deshalb sollst Du es heute noch hören, was ich Dir morgen vielleicht nicht mehr sagen kann", fuhr sie fort und mit einer Aufwallung ihres ganzen Herzens umschlang sie Rasumowski und küßte ihn unter heißen Thränen. „Wenn ich Gott danke, so danke ich ihm weder für den Thron, den er mir geschenkt noch für die Siege, die er meinen Waffen gegeben, noch für sonst etwas, nur dafür danke ich ihm jeden Abend, ehe ich die Augen schließe, daß er mich Dich finden ließ. Du hast mich erhoben, veredelt, mich meine Pflichten gegen mein Volk erfüllen, wie meine häßlichen Leiden-

schaften beherrschen gelehrt und Du hast mich glücklich gemacht, wie es noch kein Weib war —"

Sie konnte nicht weiter sprechen, ein seliges Weinen erstickte ihre Stimme, Rasumowski sank vor ihr auf die Kniee und umschlang sie in stummer dankbarer Liebe. Wieder war es still im Palaste, im Gemach, nur das Feuer sang eintönig fort im Kamin.

Fünfzehntes Kapitel.

Die letzte Stunde.

Am folgenden Morgen wurde die Kaiserin mit der Siegesnachricht von Kolberg geweckt; sie beschied sofort Rasumowski zu sich und als er in ihr Schlafgemach trat, flog sie ihm mit aller Lebhaftigkeit der Jugend entgegen, ergriff ihn mit beiden Händen am Kopfe und küßte ihn. „Da — lies", rief sie dann, „ein neuer Triumph. Kolberg ist eingenommen."

Während ihr Gemahl die Depesche überflog, fuhr sie erregt fort: „Nun wollen wir den Krieg erst recht mit aller Kraft fortsetzen, nicht wahr mein Freund, und kein Opfer scheuen, bis dieser heuchlerische treulose König von Preußen gedemüthigt und der Einfluß Rußlands in allen Angelegenheiten Europas für immer gesichert ist.

Rasumowski stimmte ihr erfreut zu und besprach sofort eine Reihe von Befehlen, welche er an die Generale Buturlin und Romanzow zu richten für nöthig hielt. Elisabeth erklärte sich mit allem einverstanden und Rasumowski entfernte sich, um die Depeschen ausfertigen zu lassen. Die Czaarin speiste dann mit ihm und unterhielt sich während des Essens auf's Beste, sie lachte, plauderte und neckte ihn. Als sie aufstand, um wie gewöhnlich ein wenig zu ruhen, und Rasumowski im Begriffe war sich zu empfehlen, sagte er plötzlich, indem er sie mit einem liebevollen Lächeln betrachtete: „So heiter, schön und wohl wie heute habe ich Dich lange nicht gesehen."

„Am Ende wirst Du noch von Neuem in mich verliebt", scherzte Elisabeth.

„O! das wäre unmöglich! —"

„Wie?"

„Denn ich habe noch nie aufgehört es zu sein." Er küßte galant ihre Hand und als sie ihm lächelnd ihre schönen vollen Lippen darbot, küßte er sie auf den Mund und ging dann, um die Couriere zu expediren.

Als es dunkel geworden und er mit den Geschäften zu Ende war, ging er zu Fuße aus dem Ministerium in den Winterpalast. Vor demselben angelangt, traf er eine Menschenmenge, welche sich erregt besprach-

„Was ist geschehen?“ fragte er.

„Die Kaiserin ist soeben gestorben“, sagte ein Soldat der Garde.

Rasumowski eilte nun so rasch er nur konnte in den Palast und die Treppe hinauf. Im Vorsaal traf er die Gräfin Suwalow. „Wir haben soeben nach Ihnen geschickt“, rief sie ihm entgegen, „ein neuer plötzlicher Anfall, die Czaarin ist sehr erkrankt.“

Als er an ihr Lager trat, auf dem sie, mit ihrem rothen Hermelinpelz bedeckt, gleich einer sterbenden Despotin Asiens lag, konnte sie nicht mehr sprechen, sie schlug die Augen zu ihm auf und als sie ihn erkannte, bewegte sie leise die Lippen und ihre Finger suchten seine Hand zu fassen.

Er schloß sie in seine Arme. Das Haupt an seine Brust gebettet, von seinen heißen Thränen überströmt, starb sie am 5. Januar 1762.

Kaum hatte sie die Augen für immer geschlossen, so begaben sich schon die Großen des Reichs, die Behörden, der Senat, der Synod, die Minister und Generale zu dem Thronfolger, welcher in den Palast geeilt war, um ihm zu huldigen. Dann wurde in der Hofcapelle durch den Staatsrath Volkoff feierlich das Manifest Peter III. verlesen, in welchem er den Prin-

zen Iwan als einen Usurpator, sich aber als den rechtmäßigen Erben des russischen Thrones bezeichnete und „in allen Stücken in die Fußstapfen des weisen Monarchen Peter des Großen, seines Großvaters, zu treten und solchergestalt das Wohl seiner getreuen Unterthanen noch mehr emporzubringen" versprach.

Der Erzbischof von Nowgorod, Setschin, erwiderte im Namen der anwesenden Vertreter des Reiches: „Kaiser Peter Feodorovitsch, Ebenbild Peter des Großen, sowol dem Namen als auch der That nach, wir bringen Dir, was schon Dein ist. Besteige den souverainen erblichen Thron Deiner Vorfahren, der Dir bereits im Jahre 1742 durch unseren Eid versichert worden und dessen rechtmäßigen Besitz Europa und Asien Dir zuerkannt."

Als der Gottesdienst zu Ende war, eilte der Czaar Peter III. die letzten Befehle seiner Vorgängerin zu widerrufen. Vergebens trat Rasumowski mit aller jener Unerschrockenheit, welche er, wo es das Wohl seines Vaterlandes galt, stets bewiesen, vor ihn hin und stellte ihm vor, daß das Interesse Rußlands eine energische Fortsetzung des Krieges verlange.

„Was ist Rußland", spottete Peter III., während er mit seiner Reitpeitsche im Tact auf seinen Stiefel schlug. „Vor zwei Stunden hieß es noch Elisabeth

Petrowna, jetzt heißt es Peter III. Die Czaarin hat mit Preußen Krieg geführt, weil der König von Preußen boshafte Epigramme auf sie verfaßt hat, ich schließe Frieden mit Friedrich dem Großen, weil ich ihn bewundere und verehre wie keinen zweiten Menschen auf der Erde und weil ich die Ehre habe, Capitain in seiner Armee zu sein und daher unmöglich gegen meinen General die Waffen führen kann."

Er sendete auf der Stelle Couriere an die im Felde stehenden Generale ab, welche ihnen den Befehl überbrachten, sofort nach Empfang desselben alle Feindseligkeiten gegen Preußen einzustellen und einen dritten direct an den König, welcher demselben den Frieden überbrachte.

So wurde Friedrich der Große durch den russischen Thronwechsel unerwartet gerettet.

Nachdem der neue Czaar die ersten Proben seiner selbstsüchtigen und willkürlichen Regierung gegeben hatte, nahm er mit dem Generalfeldmarschall Fürsten Trubetzkoi zuerst im großen Saale des Palastes der Leibcompagnie den Eid ab und dann den vor dem Palaste aufgestellten Garde- und Feldregimentern.

Während der neue Herrscher zu Pferde bei Fackelschein vor der Fronte der Regimenter erschien, welche unter klingendem Spiel das Gewehr präsentirten und

die Fahnen senkten und lauter Jubel von unten herauf erscholl, lag die todte Czaarin, von Allen verlassen, die ihr gedient und gehuldigt, auf ihrem Sterbebette.

Nur eine einzige kleine Lampe brannte in dem stillen Gemach, und warf ihr unstetes rothes Licht auf das bleiche Antlitz eines Mannes, der zu den Füßen der Todten kniete und betete. — Dieser Mann war Alexis Rasumowski.

Sechzehntes Kapitel.

Epilog.

Ein halbes Jahr später war Peter III. durch seine Gemahlin gestürzt, welche, nachdem Orlow ihn im Kerker erwürgt hatte, als Katharina II. den russischen Thron bestieg. Ihre Schwächen sind bekannt, während ihren großen Seiten noch immer nicht jene Bewunderung zu Theil wird, welche sie verdienen Sie war es, die, trotzdem ihr Privatleben die Mit- und Nachwelt herausforderte, die Weltmacht Rußlands begründete, von ihr datirt eine neue Zeit, sie war eben so groß in ihren inneren Reformen wie in ihrer äußeren Politik.

Vergebens suchte ihr Günstling Orlow sie von seinem Willen abhängig zu machen, sie benützte seinen Arm, um die Krone zu erringen, als sie jedoch die

Macht, nach der sie mit unbändiger Herrschsucht gestrebt, wirklich errungen hatte, war sie weit davon entfernt, dieselbe mit Jemandem zu theilen und ließ Orlow nur zu bald fühlen, daß er nicht viel mehr als ihr Sklave sei. Eben so scheiterten alle Versuche Orlow's, sie zu einer Ehe mit ihm zu bestimmen.

Viele Jahre waren seit dem Tode Elisabeths vergangen, als Orlow eines Abends die gute Laune der Kaiserin benützte, um ihr seinen heißen Wunsch von Neuem vorzutragen. Katharina runzelte die Stirn ein wenig und gab ihm zuerst gar keine Antwort. Als aber Orlow ihr gegenüber auf die geheime Vermählung der Czaarin Elisabeth mit dem Grafen Alexis Rasumowski hinwies und von den Documenten sprach die jener darüber besitze, blitzte in dem Kopfe Katharina's ein Gedanke auf, der ihr die Mittel an die Hand zu geben versprach, Orlow für immer abzuweisen.

„Wenn es wahr ist, daß die Kaiserin Elisabeth sich mit Alexis Rasumowski vermählt hat und dieser es durch Documente beweisen kann", sagte sie mit einem feinen Lächeln, „will ich mich nicht länger weigern, Dir meine Hand zu reichen, Orlow."

„Ist dies Dein Ernst, Katharina?" rief dieser vor Glück strahlend.

„Du hast mein Wort."

Orlow warf sich vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen, ihm entging das spöttische siegesgewisse Lächeln Katharina's. Sie kannte Rasumowski und auf sein edles treues Gemüth baute sie ihren Plan. Er hatte sich gleich nach dem Tode Elisabeths ganz von dem öffentlichen Leben und dem Hofe zurückgezogen und lebte einsam und menschenscheu mitten in dem Lärm, Glanz und Getriebe der Hauptstadt nur sich und seinen Erinnerungen. Ein echter Kleinrusse, war er seiner Heimath, welche er eben so sehr liebte wie er die Czaarin geliebt hatte, in Allem treu geblieben, in seiner Lebensweise, seiner Gastfreundschaft, seinem schlichten herzlichen Wesen. Petersburg sah er nur dann, wenn er zur Kirche fuhr.

„Ich glaube nicht, daß die Vermählung der Kaiserin Elisabeth mit Alexis Rasumowski wirklich stattgefunden hat, wie man im Auslande schreibt", sagte Katharina II. am folgenden Tage zu Orlow, „vor Allem zweifle ich, daß Documente darüber existiren, da aber Graf Rasumowski noch lebt, wollen wir ihn selbst fragen." Sie dictirte hierauf dem Grafen Woronzoff einen Ukas, in welchem sie zum Andenken an ihre unvergeßliche Tante, die Czaarin Elisabeth Petrowna, dem mit ihr vermählt gewesenen Fürsten Rasumowski den Titel kaiserliche Hoheit verlieh.

Mit diesem Actenstücke sandte sie Woronzoff zu dem alten treuen Mann und ließ denselben bitten, er möge die auf seine Ehe mit der Czaarin Elisabeth bezüglichen Schriftstücke vorlegen. Woronzoff fuhr eine Stunde später bei dem kleinen hölzernen Palaste Rasumowski's vor. Derselbe schien ausgestorben. Es brauchte lange Arbeit mit dem schweren eisernen Thürklopfer, ehe eine Art Kosak kam, das Thor öffnete und den Abgesandten der Monarchin zu seinem Herrn führte.

Als Woronzoff eintrat, saß Rasumowski in einem langen dunklen Rocke, der das Ehrwürdige seiner Erscheinung noch erhöhte, in einem Lehnstuhl am Kamin, in welchem ein mächtiges Feuer brannte und las in einer kleinrussischen Bibel Kiew'schen Druckes. Als er Woronzoff erblickte, glitt ein leises sanftes Lächeln über sein Gesicht und er begrüßte ihn mit einem freundlichen Kopfnicken, während er ihm zugleich einen Stuhl neben sich anwies.

„Ihre Majestät, unsere allergnädigste Kaiserin Katharina II., sendet mich zu Euer Excellenz", begann Woronzoff.

Rasumowski sah ihn erstaunt an, sagte jedoch kein Wort.

„Es ist eine sehr zarte Angelegenheit", fuhr Wo-

ronzoff fort. „Ihre Majestät beweist, indem sie sich in derselben an Sie wendet, wie unbegrenzt ihr Vertrauen und ihre Hochachtung für Sie, Herr Graf, ist. Die Kaiserin selbst hat mich beauftragt, in ihrem Namen diese Ausdrücke zu gebrauchen. Graf Orlow behauptet, daß die verewigte Kaiserin Elisabeth mit Ihnen im Geheimen vermählt war. Ist dies in der That so, dann ist Ihre Majestät entschlossen, das Andenken ihrer Tante zu ehren, indem sie Sie zum Fürsten erhebt und Ihnen den Titel kaiserliche Hoheit verleiht. Hier das bezügliche Actenstück."

Rasumowski nahm es und las es genau durch, dann gab er es Woronzoff zurück, erhob sich und ging zu einer Commode, auf der ein mit Silber beschlagenes und mit Perlmutter ausgelegtes Kistchen aus Ebenholz stand, suchte den Schlüssel zu demselben, öffnete es und holte aus einem geheimen Fache ein Päckchen Papiere, das in Rosaatlas eingehüllt war.

Nachdem er die Papiere herausgenommen, legte er den Atlas wieder in das Kästchen und fing an die ersteren zu lesen, wobei von Zeit zu Zeit ein selig wehmüthiges Lächeln sein ernstes friedliches Antlitz überflog.

Als er zu Ende war, küßte er die Papiere, blickte mit Thränen in den Augen zu den heiligen Bildern,

welche die eine Wand seines Gemaches gleich der Isba eines kleinrussischen Bauers schmückten, bekreuzte sich, trat langsam zum Kamin und warf dann die Papiere in das Feuer.

Bisher hatte er kein Wort gesprochen.

Als die Papiere verkohlt waren, setzte er sich wieder in den Lehnstuhl und begann:

„Ich war nur ein treuer Diener der hochseligen Kaiserin Elisabeth Petrowna, die mich, ohne daß ich es verdient hatte, mit Wohlthaten überhäuft hat.

Ich habe nie vergessen, aus welch' niedrigem Stande ich durch ihre Hand zu den höchsten Ehrenstellen emporgehoben worden bin. Ich habe sie angebetet als huldvolle Mutter von Millionen und mich nie erkühnt, an nähere Beziehungen zu ihr nur zu denken. Hundertfältig demüthige ich mich in der Erinnerung an die Vergangenheit, und lebe in der Zukunft, welcher Niemand zu entrinnen vermag, und im Gebet.

Hätte aber das, wovon Sie eben mit mir sprachen, wirklich stattgefunden, so seien Sie überzeugt, daß ich nie die Eitelkeit besessen hätte, etwas einzugestehen, was dazu dienen könnte, auf die Unvergeßliche einen Schatten zu werfen.

Ich besitze keine Documente.

Melden Sie dies Ihrer Majestät. Möge sie geruhen, mir, dem Greise, der keine irdische Ehre mehr begehrt, ihr Wohlwollen zu erhalten. Wenn es wirklich Vermessene giebt, deren Ehrgeiz die höchste Stufe irdischer Größe zu erreichen sucht, so ist es dagegen unsere Pflicht, alles zu vermeiden, was dieselben in ihren Bestrebungen unterstützen könnte."

Als Woronzoff dies Alles Wort für Wort der Kaiserin meldete, schwieg Katharina einen Augenblick, dann sprach sie bewegt: „Das habe ich von Rasumowski, von der den Kleinrussen eigenen edlen Selbstverleugnung erwartet." —

Schluß.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Neue Romane aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

(In jeder guten Leihbibliothek zu haben.)

Graf Ulrich Baudissin, Der Lebensretter. Humoristischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

August Becker, Das Thurmkätherlein. Roman aus dem Elsaß. 4 Bde. Preis Thlr. 4.

Ernst Freiherr v. Bibra, El paso de las animas. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

M. E. Braddon, Die Lovels auf Arden. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Robert Byr, Nomaden. 5 Bde. Preis Thlr. 4.

Robert Byr, Wrak. Zwei Erzählungen. 4 Bde. Preis Thlr. 3 15.
Inhalt: Trümmer. Zwei Tage aus einem Menschenleben. 2 Bde.
Der Tuwaij von Panawang. 2 Bde.

Wilkie Collins Die Frau in Weiß. Aus dem Englischen von Marie Scott. Autorisirte Ausgabe. Dritte Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Wilkie Collins, Mann und Weib. Autorisirte Ausgabe. 6 Bde. Preis Thlr. 4 20.

Wilkie Collins Fräulein oder Frau. Autorisirte Ausgabe. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

Wilkie Collins, Armadale. 6 Bde. Autorisirte Ausgabe. Preis Thlr. 4.

Wilkie Collins, Ein tiefes Geheimniß. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

A. B. Edwards, Debenham's Gelübde. Aus dem Englischen von Anna Wünn. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Karl Frenzel, Geheimnisse. Novellen. 2 Bde. Thlr. 2.

Karl Frenzel, Lucifer. Ein Roman aus der Napoleonischen Zeit. 5 Bde. Preis Thlr. 4. 15.

Julius Grosse, Der neue Abälard. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 22½

Hannah. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 2.

Herrin und Dienerin. Von der Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

Hilarius, Non possumus. 3 Bde. Preis Thlr. 2 15.

Edmund Höfer, In der Welt verloren. Zweite Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Edmund Höfer, Zur linken Hand. Novelle. 1 Bd. Preis Thlr. 1.

Initia
Hannay.
gabe. 2
Herrin und
Autorisirte Au
Hilarius, Non
Edmund Höfer, In de
4 Bde. Preis Thlr. 3.
Edmund Höfer, Zur linken
Thlr. 1.